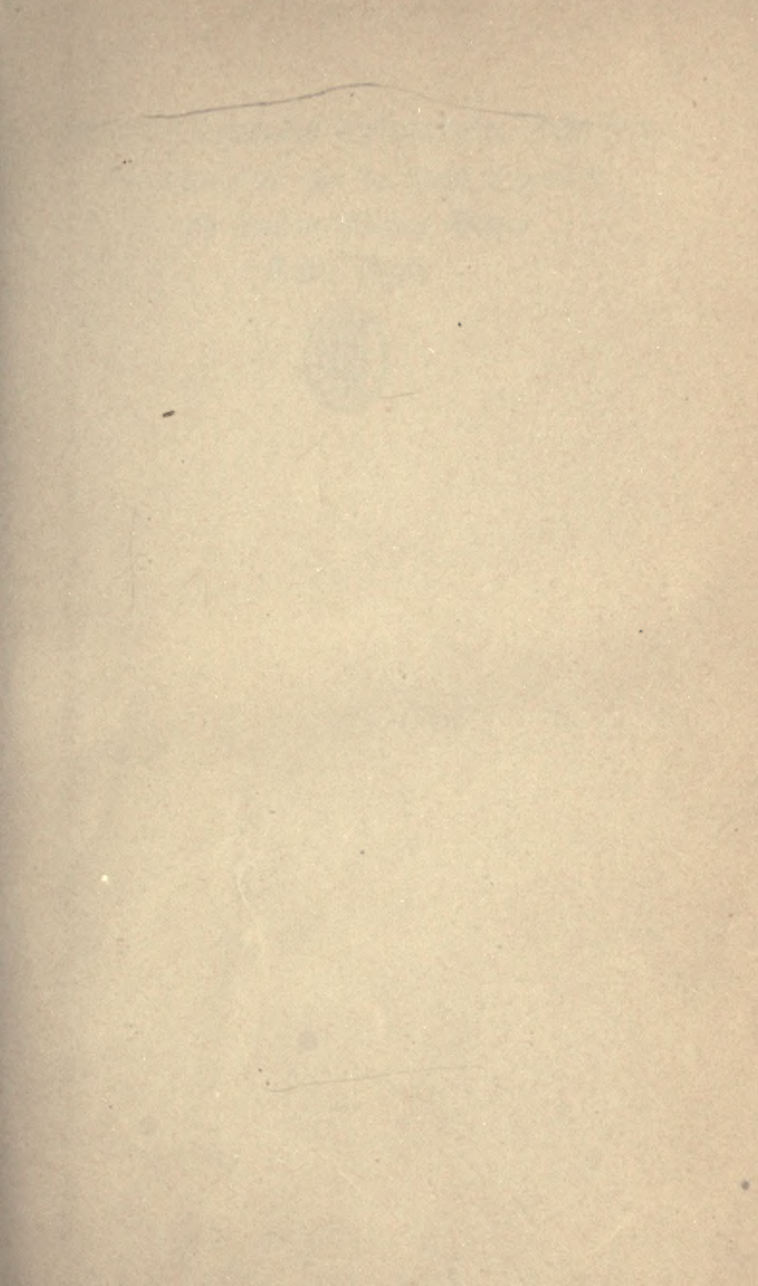












Hermann Conradis Gesammelte Schriften

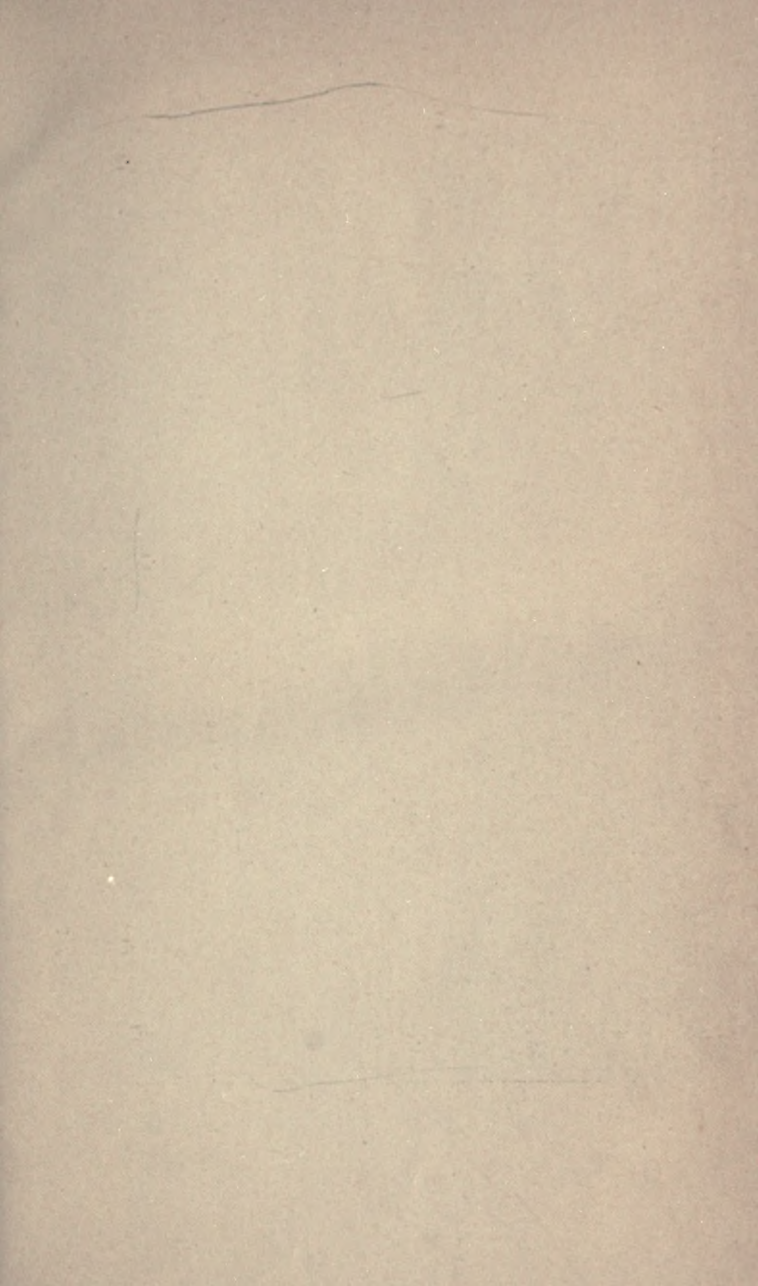
Herausgegeben von Dr. Paul Ssymank

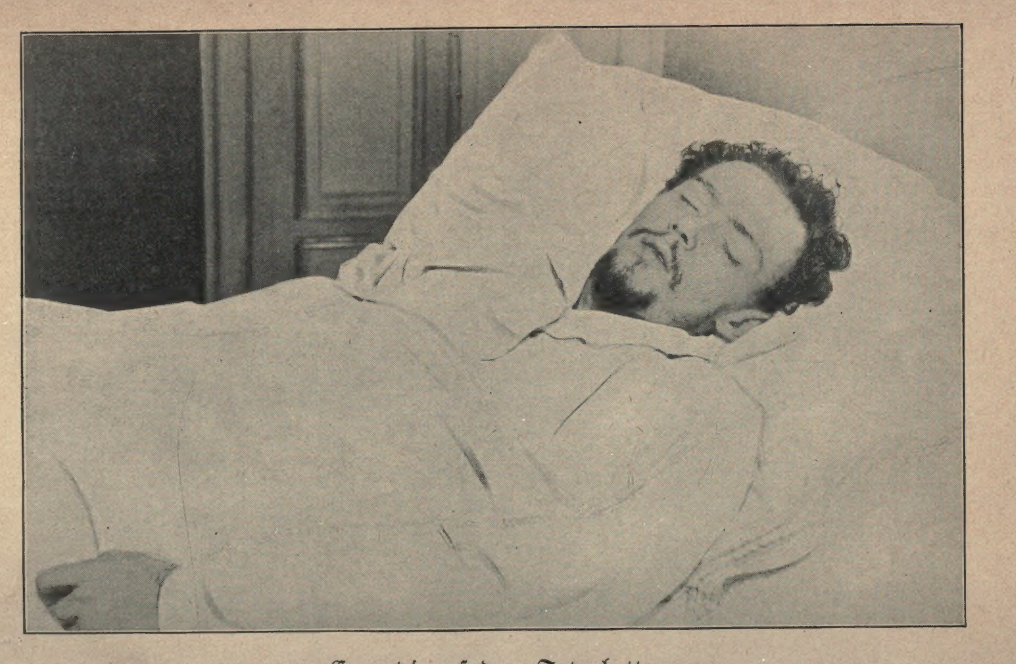
und Gustav Werner Peters

Erster Band









Conradi auf dem Totenbette.

(Aus dem Besitz von Wilhelm Friedrich, Magugnano sul Garda.)

Hermann Conradi

Lebensbeschreibung, Gedichte und Aphorismen

München und Leipzig bei Georg Müller 1911

Wie die Conradi-Ausgabe entstand.

Es war vor mehr denn zwölf Jahren, als ich mir unter Anleitung meines jetzt verstorbenen Freundes Hans Merian in der Monatsschrift „Die Gesellschaft" meine literarischen Sporen verdiente. Als junger begeisterungsfähiger Student nahm ich an dem reichbewegten Literaturleben des damaligen Leipzig teils als Genießender, teils als studentischer Journalist lebhaften Anteil. Die Bemerkungen eines Freundes, welcher dem Leipziger Roman eine wissenschaftliche Studie widmen wollte, lenkten meine Blicke auf die „Phrasen" und auf „Adam Mensch", die ich bis dahin nur vom Hörensagen kannte. Von anderer Seite wurde ich überdies nachdrücklich auf die „Lieder eines Sünders" hingewiesen und lernte so nach und nach den Teil von Hermann Conradis Schaffen kennen, auf dem das Urteil der Literaturgeschichte heute beruht. Immer interessanter kam mir das Jahrzehnt zwischen 1880 und 1890 vor; aber ich sah zugleich bei genauerem Forschen, daß von der großen Masse der damals Schreibenden nur ein geringer Bruchteil Anspruch auf dauernde Bedeutung hätte. Als einer dieser we-

nigen erschien mir Hermann Conradi! Dazu kam noch ein tiefes, menschliches Mitgefühl, das mich von jeher zu allem Gärenden und gewaltig Ringenden, auch wenn es sieglos blieb, gezogen hat. Und hier handelte es sich um eine Persönlichkeit, die unter schwersten Opfern vorwärtsgestrebt und die der Tod mitten aus der Bahn — mitten aus einer Welt großer Pläne und Entwürfe gerissen.

Dieses ursprünglich rein menschliche Mitgefühl verdichtete sich allmählich zu einem festen Plane, als ich sah, daß Hermann Conradis Bild in den literarischen Parteikämpfen schwankte. Ich wollte versuchen, seine Persönlichkeit zu schildern, wie sie wirklich war — ohne kritiklos zu loben oder grundlos zu schmähen. Ich wollte ein Werk schaffen auf breitester Grundlage, eine Lebensbeschreibung, die alle mir zugänglichen Quellen berücksichtigte. Im Jahre 1898 ging ich endlich an die Vorarbeiten. Hunderte von Briefen schrieb ich an ehemalige Bekannte und Freunde Conradis. Abgesehen von wenigen fand ich großes Entgegenkommen, und wichtige Mitteilungen und zahlreiche Conradibriefe gingen mir zur Benutzung zu. Andere Freunde Conradis suchte ich auf meinen Ferienreisen auf und brachte den Inhalt der mit ihnen gepflogenen Gespräche sorgfältig zu Papier. Erweiterte sich so mein Wissen von dem Dichter, so galt es nun vor allen Dingen diejenigen seiner Veröffentlichungen zu sammeln, die in Zeitungen und Zeitschriften verstreut waren. Hier zeigte sich aller-

dings ein Mangel, welcher auch der zukünftigen Literaturforschung verhängnisvoll werden wird: unsere deutschen Bibliotheken versagen durchaus, wenn man die literarischen und studentischen Blätter verlangt, in denen die Kämpfe der achtziger Jahre ausgefochten wurden. Ohne Unterstützung von privater Seite, wodurch ich sonst unauffindbare Organe zur Benutzung erhielt, wären einzelne Arbeiten Conradis völlig unentdeckt geblieben, einzelne vielleicht für immer verloren gegangen.*) Außerdem hatte ich das Glück, durch Zufall selber in den Besitz wichtiger Zeitschriften und Bücher zu gelangen, die heute im Buchhandel vergriffen sein dürften, so daß mir etwas Wesentliches aus der Conradi-Literatur wohl nicht mehr fehlt.

So lag alles zu einer Bearbeitung bereit, aber die Aussichtslosigkeit, einen passenden Verleger zu finden, verleidete mir die weitere Arbeit. Meine zahlreichen Berufspflichten, sowie die studentischen und akademischen Kämpfe, in die ich als Leiter des freistudentischen Zentralorgans, der „Finkenblätter", gerissen wurde, ferner meine Beschäftigung mit einem größeren geschichtlichen Werk**) entzogen mich den Studien der neueren deutschen Literatur. Ich danke es Gustav Werner Peters, daß ich nach vielen Jahren wieder veranlaßt wurde, mit

*) Z. B. der schöne „Traum", der sich in einem nur privatim vorhandenen Exemplar der „Kyffhäuser-Zeitung" findet.

**) Das deutsche Studententum von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Leipzig. 1910 (mit Dr. F. Schulze).

Nachdruck an die Verwirklichung meines alten Planes zu gehen. Ihm gelang es vor allen Dingen, den geeigneten Verlag zu finden, und er erklärte sich auch bereit, das ihm von mir gesandte Material zur Herausgabe fertigstellen zu helfen.

Ich möchte diese einleitenden Worte nicht schließen, ohne allen zu danken, die mir bei meinen Conradi-Forschungen behilflich gewesen sind. Bei manchen allerdings kann mein Dank nur in einem ehrenden Gedenken bestehen, da sie bereits der grüne Rasen des Friedhofs deckt. Ich lasse das genaue Verzeichnis all dieser freundlichen Helfer in alphabetischer Reihe folgen. Es sind außer der Freien Wissenschaftlichen Vereinigung (Berlin), dem Akademisch-Literarischen Verein (Berlin), der K. K. Studienbibliothek (Brünn), der Lese- und Redehalle der deutschen Studenten (Prag) und der K. K. Universitätsbibliothek (Prag) folgende Damen und Herren:

Conrad Alberti, Hermann Allmers (†), Hermann Baege (Friedrichshagen), Hermann Bahr, Prof. Adolf Bartels, Leo Berg (†), Dr. Arthur Blaustein, Karl Bleibtreu, Dr. Georg Blume (Magdeburg), E. G. Christaller, Dr. jur. Clauß (Merane), Prof. Dr. Clemen (Düsseldorf), Dr. M. G. Conrad, Fräulein Charlotte Conradi (Schwester des Dichters), Dr. Franz Deibel (Königsberg), Dr. G. Ellinger (Berlin), Arthur Fitger (†), Cäsar Flaischlen, W . . . . . . F . . . . (T . . . . . .), Eduard Fuchs (München), Dr. Karl Frenzel (Weimar),

Otto Fritsche (Bruder von Paul Fritsche in Frankfurt a. O.), Rudolf v. Gottschall (†), Dr. Julius Grosse (†), Julius Hart, Otto Erich Hartleben (†), Prof. Dr. Felix Hausdorff (Leipzig), Oskar Hänichen (Lockwitz b. Dresden), Hermann Heiberg (†), Paul Heinze (Dichterheim, Dresden), Karl Henckell, Prof. Dr. Max Herrmann (Berlin), Dr. jur. Kurt Hezel (Leipzig), Frau Prof. Clara Hillebrand (München), Dr. K. A. Hückinghaus (Remscheid), Henrik Ibsen (†), Ludwig Jacobowski (†), Frau Maria Janitschek, Oscar Jerschke (Straßburg i. E.), Prof. Dr. Karl Joël (Basel), Alois John (Eger), Ludwig v. Jordan (Weimar), Wolfgang Kirchbach (†), Carl Korn (Kiel), Ernst Kreowski (Stuttgart), Max Kretzer, Geh. Sanitätsrat Dr. med. Konrad Küster (Berlin), Dr. Friedrich Lange (Berlin, Deutsche Zeitung), Otto von Leixner (†), Detlev v. Liliencron (†), Hermann Lingg (†), John Henry Mackay, Hans Merian (†), Dr. Leo Müffelmann (Rostock), Dr. Neudecker (Würzburg), Dr. Max Oberbreyer, Dr. Pietschker (Potsdam), Frau Staatsminister Alberta v. Puttkammer, Carl Reißner (Dresden), Prof. Dr. Karl Reuschel (Dresden), Carl Richter (Cöthen i. A.), Alexander Rumpelt (Dresden-Langebrück), Christfried R— (G.........), Julius Schaumberger, Johannes Schlaf, Frau Martha Schlesinger-Helmuth (Berlin), Frau Maria Schmid (Bern, Schwester von Dranmor), Prof. Schnobel (Arnstadt), H. Julius Schöltgen (Köln-Lindenthal), Prof. Dr. Siegmar Schultze

(Halle), Dr. Friedrich Schulze (Leipzig), Arthur Schuster (Stettin), Dr. Richard Siegemund (Dresden), Prof. Dr. Adolf Stern (†) in Dresden, Prof. Dr. Rudolf Steinmetz (Haag i. Holland), Frau Maria Stona (Schloß Strzebowitz), Dr. Heinrich Stümcke (Berlin), Frau Baronin Bertha v. Suttner, Dr. Alexander Tille, Geh. Rat Prof. Dr. Urban (Magdeburg, Gymnasium), Prof. Dr. Johannes Volkelt (Leipzig), Wilhelm Walloth, Geh. Archivrat Prof. Dr. Wäschke (Zerbst), Dr. med. Martin Weiß (Kiel), Dr. Julius A. Wentzel (Leipzig), Franz Wichmann, Prof. Dr. Wichmann (Dessau), Dr. Moritz Wirth (Leipzig), Prof. Dr. Eugen Wolff (Kiel).

Ein paar Worte des Dankes möchte ich auch noch meiner lieben Gattin sagen, die mir bei allen meinen bisherigen Arbeiten treu und unermüdlich geholfen hat. Ohne ihre stille und unauffällige Unterstützung und Erledigung mancher zeitraubenden Vorarbeiten hätte ich niemals das alles vollenden können, was ich bisher veröffentlicht habe.

Posen, im Februar 1910.

Dr. Paul Ssymank.

Einleitung.

Heute sind die jungen Literaten ja anders! . . . Aber um 1880 herum waren es noch tolle Feuerköpfe, die sich ihrer Unreife nicht schämten — kampfgewandt, organisiert, zielbewußt. In wenigen Jahren hatten sie die alte Epigonenwelt zusammengedroschen und eine neue, die zwar nur provisorisch sein konnte, aufgerichtet. Ohne viel Schönheit und Anstand; nur daß sie der Zeit und der Richtung des deutschen Volkes entsprach, das sich in blutigen Kriegen trotzig sein Selbst bewahrt, den uralten Traum der Einigung mit ehrlichem Wirklichkeitssinn in die Tat umgesetzt hatte, als neue, imposante Macht so den Nationen gegenübergetreten war und nun im Kulturwettstreit Sieg reihte an Sieg. Unendliche Entwicklungsmöglichkeiten eröffneten sich; Städte schossen in die Höhe, überall schienen Fabriken über Nacht aus der Erde zu wachsen — gewaltige Maschinen bemächtigten sich des Lebensrades und begannen es mit beängstigender Geschwindigkeit zu drehen. Da allerdings mußten Menschenhände zu Millionen entbehrlich werden, da wurde der Sinn der Arbeit ent-

wertet und einem stumpfsinnigen Handlangertum Tür und Tor geöffnet — da irrten Hungernde und Grollende durch die finster gewordenen schmucklosen Straßen — — ein unbekanntes Gespenst trat auf: Die soziale Frage. Neue Sorgen, neue Kämpfe — erbitterter, schwieriger, hoffnungsloser, weil es die eigene, noch etwas unerfahrene, von der Zeit übermannte Seele galt! . . .

Bloß ein Gebiet war von all dem unberührt geblieben: die Kunst — eine Welt für sich, aber weit verästelt und verknüpft mit den Lebensansichten der Gebildeten. Eine Schattenkunst, die von dem nachgelassenen Erbe der Klassiker zehrte, sich in holden Träumen erging, „poetisch" war — inmitten der rasenden und stampfenden Maschinen. Eine Kunst, die Vogel-Strauß-Politik trieb, indem sie sich vor der vollkommenen Technik und ihrer Folgeerscheinung, der ungelösten sozialen Frage, verkroch. Also ein unbrauchbares seniles Monstrum, das sicherlich nur aus Versehen das eiserne Jahr 70 überstanden hatte!

Und nun erschien das junge Geschlecht — aufgewachsen in dem neuen Milieu, von seinen Bedingungen durchdrungen. Es sah die soziale Not, die Ohnmacht der Kunst, die doch Lebensführerin sein sollte, — — es begann den Kampf mit der gleichen Energie der Maschinen, die die feinsinnigen Gebildeten so in Schrecken gesetzt hatten. Und im Handumdrehen drang man durch, pflanzte ein Banner auf und triumphierte. — —

Doch dann zogen die Jahre ins Land; die Kämpfer wurden reifer und ruhiger. Sie gingen ihren eigenen Interessen nach —neue „Richtungen" kamen auf in der Kunst — — jetzt zeigte es sich erst, wie sehr diesen Leuten ein ständig dominierendes Genie fehlte.

Das Banner vereinsamte, und heute wissen wir kaum, wer es in die Zukunft tragen wird.

Es ist vielleicht etwas kühn, in dem frühverstorbenen Hermann Conradi dies schmerzlich entbehrte Genie sehen zu wollen. So wie er als einer der jüngsten Kämpfer auftritt, ist er allerdings von einer unglaublichen Unreife — nur so, wie er stirbt, scheint er voller Verheißungen. Aber wie er damals sich als geistiger Führer (nicht als Propaganda-Mann — da gab es andere reifere Männer) zu behaupten wußte, möchte man annehmen, daß es ihm auch in Zukunft geglückt wäre. Und wie er sich in den wenigen Jahren seines wirklich ernsten Künstlertums, in denen er nach vielem Ringen den eigenen Ton fand, überraschend schnell entwickeln konnte, — warum hätte er da später nachlassen sollen, wo er doch nachgewiesenermaßen zehnmal soviel an Kraft und Ausdauer besaß wie die anderen, die sich nach ihm richteten — bewußt an ihn anknüpften?

Im Vorspiel der Tragödie ist er gefallen. Er gilt als ihr Symbol; er ist das Dramolett im Drama: im voraus hat er es seinem ganzen Umfange nach

in eigener Brust durchzukämpfen, ohne Beistand — ein zarter sentimentaler Jüngling, der sich kaum von der Heimatstradition losgerissen hat, mit allen Symptomen des Uebergangsmenschen behaftet. Schließlich befällt den Hilflosen eine unnatürliche Berserkerwut; seine Ungezogenheiten, seine unbegründeten Zynismen gehen ins Ungeheuerliche. Zum Problematiker ist er verdammt, zum Prellstein zwischen zwei Zeiten — wie etwa Christian Günther oder Lenz. Und unerbittlich genug: das Opfer scheint nötig zu sein, um dem Unbekannten zum Sieg zu verhelfen. Ein einzelner mußte erst die neuen Probleme innerlich durchkämpfen, erproben und in praktische Formeln umsetzen; eine Bresche mußte geschaffen werden! Wie in der Schlacht ein Soldat vorstürmt und das feindliche Bollwerk in die Luft sprengt, damit die anderen durchdringen können — über seine zerrissene Leiche hinweg. Bei uns freilich durfte das kein beliebiger „Gemeiner" sein; dieses große Opfer zum Wohle einer neuen Zeit erforderte einen wirklichen ausgezeichneten Helden, den Besten unter den Besten. Und da hatten eben die jungen Naturalisten ihren vorläufig einzigen Führer herzugeben!

Conradi ist sich seiner Bestimmung vollauf bewußt; tapfer weiß er zu sterben und weiß auch den Gedanken zu ertragen: in dem allgemeinen Durcheinander vergessen zu werden. Es ist möglich, daß er früher, als er im stillen berechnete, niedergerissen wurde — seine Krankheit, die ihn von Kind auf

begleitete, kam dazwischen! Hätte er seine Bahn beschließen können, wäre es ihm sicherlich doch noch möglich geworden, sein Werk wenigstens für die nächsten Jahrzehnte zu sichern. So liegt es gänzlich verschüttet; und so ist das Leben seines Schöpfers fast zu einer Sage geworden. Grausames unverdientes Geschick! . . .

Derjenige, der den Gedanken anregte, der Nachwelt das Fragment des Unglücklichsten der jungen Generation zu erhalten, war ihr glücklichster heiterster Genosse — Otto Julius Bierbaum. Nun ist auch e r diesem Unglücklichen in den Tod gefolgt; und dieses Buch, an dessen Entstehung er so lebhaften Anteil genommen, mußte ohne sein Geleitwort fertiggestellt werden. — Geplant sind fünf Bände, von denen zunächst drei der Oeffentlichkeit übergeben werden. Sie bringen Conradis Lyrik, die der Allgemeinheit bis auf die „Lieder eines Sünders" zum großen Teil unbekannt geblieben ist, die „Faschingsbreviere", die Romane, die verstreuten Novellen und die essayistischen Schriften. Alles, was Conradi geschrieben hat, zu sammeln, war natürlich unmöglich! Von seinen Briefen bringt die im ersten Band erscheinende Biographie eine große Anzahl charakteristischer Proben.

Berlin, im März 1910.

Gustav Werner Peters.



Leben Hermann Conradis

Von Dr. Paul Ssymank



Hermann Conradi wurde am 12. Juli 1862 abends 10 Uhr zu Jeßnitz in Anhalt geboren und am 12. August nachmittags 3 Uhr getauft, wobei er die Vornamen Heinrich Gottlieb Hermann erhielt. Er war das älteste Kind der Familie, die sich späterhin noch um eine Tochter Charlotte Henriette und einen zweiten Sohn Wilhelm vermehrte. Der Vater, Carl Wilhelm Conradi, stammte aus Barby, wo sein Vater Konrektor der Stadtschule gewesen, und war Ende der fünfziger Jahre von Calbe a. S. eingewandert; er hatte dann in Jeßnitz das Bürgerrecht erworben und sich dort als Zigarrenfabrikant und Inhaber eines Kolonialwarengeschäfts niedergelassen. In Wilhelmine Burchardt, der Tochter des Jeßnitzer Torschreibers, hatte er eine treue Gefährtin für das Leben gefunden. Der alte Conradi war klein und gedrungen von Person, aber in dem großen Kopfe, der auf einem kurzen Halse saß, wohnte ein das Mittelmaß überragender Verstand und ein harter, auch im Unglück nicht gebeugter Wille. Er erschien geistig regsam und überaus beweglich, aber unstet und voll hochfliegender Pläne, die oft im schroffen Ge-

gensatze zu seinen Mitteln standen, auch zeigte er sich nicht fähig, mit dem, was er besaß, wirklich hauszuhalten. Trotz seiner starken egoistischen Neigung, die sich auch darin kundtat, daß er sich die Lebensgenüsse, solange er konnte, nicht entgehen ließ, war er keine Kaufmannsnatur, wenngleich er es recht gut verstand, mit der Kundschaft umzugehen. In seinen früheren Jahren hatte er mancherlei geschrieben, hier und da auch Gedichte anonym oder pseudonym veröffentlicht, später wandte er sich mehr dem öffentlichen Leben zu, half nach Angabe Hermann Conradis das Schulwesen in Jeßnitz reformieren und gründete die dortige Feuerwehr. Er liebte es, über politische und soziale Fragen und Mißstände zu reden und gefiel sich in der Rolle des ewigen Nörglers und Besserwissers. Das Gefühl seiner Ohnmacht stimmte ihn nur immer radikaler und er schuf sich bei seinen kleinstädtisch und oft spießerhaft denkenden Mitbürgern viele Feinde. Er war ein wütender Antisemit, was ihn jedoch nicht hinderte, später im Dienste einer jüdischen Firma tätig zu sein. In der Familie spielte er die Rolle eines Haustyrannen, der von allen Angehörigen einen fast blinden Gehorsam forderte und dadurch ein harmonisch ausgeglichenes Zusammenleben nicht aufkommen ließ, andererseits sorgte er allerdings auch aufopferungsvoll für die Seinen, solange er es vermochte. Trotz all seiner polternden Heftigkeit und Derbheit aber steckte in ihm ein guter Kern, ein weiches Herz, das sich am reinsten

bei seiner Liebesheirat zeigte, ja, die Verzerrung seiner guten Eigenschaften, der Wahrheitsliebe, Aufrichtigkeit und Freigebigkeit läßt sich wohl zum Teil auf die traurigen Erfahrungen zurückführen, die er im Leben machte. Er war ein Mensch, welcher in der Welt den seinen Anlagen entsprechenden Platz nicht hatte finden können, und in immer steigender Verbitterung haderte er, zumal ihm alles fehlschlug und er nach dem Zusammenbruche seines Geschäftes 1870 im Dienste fremder Firmen als Reisender sein Brot verdienen mußte, dauernd mit seinem Schicksal und fand sich im Leben immer weniger zurecht.*)

Ueberwog bei dem Vater Conradis durchaus der Verstand und der Wille, so trat bei seiner Mutter das Gefühl hervor. Sie erschien als die fürsorglichste Frau, die sich denken läßt, voll zarter, tiefer, weicher Empfindung, voll überquellender Liebe, — ein still für sich hin schaffendes und bescheiden zurücktretendes Weib, welches das lang-

*) Als Quellen für die Jugendzeit dienen Briefe und die Erinnerungen noch Lebender, ferner die „Freiwilligen Geständnisse eines Unfreiwilligen" (in Form eines Briefs an Kirchbach 1883), die Vita Conradis (eingereicht vor dem Abiturientenexamen 1884), sowie der Eintrag ins Kirchenbuch, Zensurenlisten und andre Schulakten. Eine hübsche Sammlung von Erinnerungen der ersten Jugendfreunde an Conradi (in Jeßnitz und Dessau) hat Herr Carl Richter in Cöthen angelegt. In sehr getreuer Weise schildert H. Conradi seine Jugend in den „Phrasen", wo er sich selbst unter dem Namen Heinrich Spalding einführt.

jährige Frauenleiden und das an Schroffheit reiche Verhalten ihres oft sehr derben Gatten geduldig und ohne Klagen ertrug. Sie war einst eine Schönheit gewesen, ein „köstliches und in reiner Apfelblütenschönheit erstrahlendes Mägdlein", wie Hermann Conradi in den „Phrasen" sagt. Sie ermüdete selbst in den trübsten Tagen der Not nicht in ihrer Fürsorge, und all ihr Denken und Arbeiten galt ihren Kindern, insbesondere ihrem Hermann, der denn auch bis an sein Lebensende gerade an ihr mit abgöttischer Liebe und Verehrung hing.

Der junge Hermann verlebte seine ersten Jugendjahre in seiner Vaterstadt. Diese vergrößerte sich nur sehr langsam; ihre Einwohnerzahl, die 1861 nur 3138 betragen hatte, stieg bis 1871 auf 3616 (1905: 4790). Das reizlose Städtchen an der Mulde mit seinen einförmigen Straßen bot nicht viel Anregung, aber die Enge der Verhältnisse störte den Knaben zunächst nicht. Er besuchte von Ostern 1869—1872 die Volksschule und dann bis Ostern 1876 die sogenannte Oberschule, wo man die Anfangsgründe von Englisch und Französisch lehrte und eine Art Mittelschulprogramm verfolgte.

Der junge Hermann ähnelte in seinem damaligen Wesen gänzlich seiner Mutter. Er war von außerordentlich zartem Körperbau und litt von früh auf an heftigem Asthma, das ihn besonders zur Winterszeit oft tage- ja wochenlang vom Besuche der Schule fernhielt. Von Gestalt war er klein, und an seinem nicht schönen Gesicht fielen

die zartweiße Farbe, die rosigen Wangen, die blauen Augen und das rotblonde, langgescheitelte Haar auf. Seinen Leistungen und seinem Betragen nach erschien er durchaus nur als Mittelschüler, und weder in den Aufsätzen noch in den Antworten überragte er den Durchschnitt, insbesondere übertrafen ihn seine in der gleichen Klasse befindlichen Mitschülerinnen bei weitem. Engere Beziehungen zur Hauptmasse seiner Schulgenossen hatte er nicht; seine Gespielen waren der derbe Handwerkersohn Hermann Torger und sein bester Freund, der gleichaltrige Arthur Schuster, und nur zu einer sehr begabten Klassengenossin blickte er mit der schüchternen, im Ausdruck ungeschickten Verehrung des kindlich Liebenden empor. An den jugendlichen Spielen und Tollheiten der Kameraden konnte er seiner Kränklichkeit und Schwäche wegen nicht teilnehmen und ward daher von ihnen als „Kohlrabi" oder „Kohlrübchen" verspottet und oftmals wegen seiner Zurückhaltung gehänselt, was ihn in maßlose und sinnlose Wut versetzte und zu leidenschaftlichen Angriffen trieb, die jedoch mühelos abgewehrt wurden. Dieser Mißerfolg den Altersgenossen gegenüber und sein allem Rohen und Brutalen abgeneigtes sinniges Wesen veranlaßte den jungen Hermann, sich so viel wie möglich zurückzuziehen und in der Einsamkeit, besonders auch in den langen Tagen der Krankheit ganz eigenen Neigungen zu leben. Ein Leseeifer kam über ihn, und hauptsächlich zog ihn alles Fernliegende an. Ganz be-

sonders fesselten ihn Sprachstudien. So versuchte er schon in seinem elften Jahre, sich mit allen möglichen Mitteln, zumal durch das Lesen von Pierers Konversationslexikon, Kenntnisse in Altarabisch, Neuarabisch, Hebräisch, Aegyptisch und Sanskrit zu erwerben. Dann warf er sich auf die griechische und die lateinische Sprache und bemühte sich vergebens, die alten Klassiker zu entziffern, die er von seinem Großvater väterlicherseits geerbt hatte. Hierauf sprang er zu den slawischen Sprachen über, drang etwas ins Russische ein und versuchte sich zuletzt im Studium der Hieroglyphen, Keilschriften und Runen. Daneben zeigte sich ein späterhin noch verstärkter Sammeleifer, so daß der Knabe bei diesem etwas wüsten Durcheinander in die Gefahr geriet, seine Kräfte völlig zu zersplittern.*) Zum Glück fand er in seinem zweiten Lehrer,

---

*) Eine reizvolle Erinnerung aus seiner Kindheit bietet Conradi in folgender Briefstelle: „‚Dies ist der Tag, den Gott gemacht, sein werd' in aller Welt gedacht, ihn preise, was durch Jesum Christ im Himmel und auf Erden ist' ..... Wo bin ich? Wohin trugst du mich, Phantaseia? Deine Hengste sind etwas kühn, wild, ungezügelt, aber ich reite um so lieber auf ihnen! .. Ich sehe mich um: da steht ein Knabe, die Hände gefaltet, das eine Auge mit aller Gewalt an die Erde gebannt, das andre halb hingewandt zum lichtumlohten Christbaum! Er murmelt ein Lied, das klingt so ähnlich wie ‚Das ist der Tag, den Gott gemacht ...' und sein Herz pocht unter dem Schlafrock, als wollte es hineinspringen in wilder Glut in den flammenden Tannenbaum — — Das Lied ist aus, er stürzt vor, zu Vater und Mutter, in Leidenschaft — und dann? und dann? Mit zitternder Hand faßt er die selt-

Dr. Pietschker, den der damalige preußische Kronprinz bald zum Zivilerzieher des Prinzen Heinrich ernannte, eine Persönlichkeit, welche in diese wahllos zusammengerafften Kenntnisse eine gewisse Einheit brachte und ihm, wenn auch nicht dauernd, so doch für die nächsten Jahre eine bestimmte Richtung gab. Dr. Pietschker führte ihn nicht bloß durch Privatstunden tiefer in die Kenntnis der lateinischen Sprache ein, sondern eröffnete ihm auch schon ein gewisses Verständnis für

---

samen Gestalten, die da alle liegen in grellem Schein, umnickt von den Tannenzweigen, wehgetan zuweilen von einem glühenden Tropfen Wachs, der wie ein gefallener Engel aus dem Baum des Lebens niederstürzt nnd auf Eisboden fällt, wo er erstarrt ... Zuweilen fällt er auch auf das Herz eines Bleisoldaten, und dann geht ein geisterhaftes Raunen durch die Glieder — ein böses Omen, ein Beckenschlag im Hain von Dodona, das Tod ihnen anzeigt und blutige Niederlage ... Denn wenn die Lichter da oben verflammt sind, ausgepustet mit einem langen Blasrohr von einem kleinen, dicken Mann, dessen Gesicht strahlt von reiner Seelenfreude — dann müssen sie in die Schlacht, dann nimmt sich ihrer an die schlachtenkundige Hand des Imperatur maximus, dann werden die Franzosen geschlagen, die Deutschen aber siegen, immer! ... Und dann, wenn der Gänsebraten verspeist war, dann nahm der pp. Knabe seine Soldatenschachteln unter den Arm und ging auf die Straße, nach rechts oder links, zu Schuster oder Torger ... „Ist Arthur zu Hause?" ... „Erbsen, Erbsen, für ein Gericht Erbsen die Erstgeburt!" Knatternde Töne, ein allgemeines Sich-schlank-auf-den-Boden-hin-legen ...! Die ungarischen Husaren, die grünen Jäger, die Spanier, Franzosen, die Turkos, Zuaven ... eine bunte Märchenwelt ..."

(An Schuster. 21. Dezember 1881.)

Kunst und Kunstgeschichte und erweckte in ihm eine immer größere Sehnsucht nach den „Gärten der Wissenschaft“. An seinem Munde hing der Knabe mit schwärmerisch leuchtenden und feuchten Augen, und besonders in den Geschichts- und Literaturstunden der obersten Klasse konnte man sich kaum einen aufmerksameren Schüler denken. Durch die Bezugnahme auf seine Kriegserlebnisse 1870 bis 71 und durch gelegentliche Abschweifungen im englischen Unterricht wirkte Dr. Pietschker tief ein; das im Unterricht Gehörte und Gelernte wurde von dem jungen Hermann noch lange innerlich verarbeitet, wie sich sein Lehrer gelegentlich bei Spaziergängen überzeugte, und einst erbat sich der Knabe von ihm ein im Unterricht vorgelesenes Gedicht über Shelleys Begräbnis (von Meißner) zur Abschrift.

Schon in frühester Jugend fühlte sich Hermann Conradi am wohlsten draußen in der freien Natur, die er oftmals ganz allein durchstreifte. Sein asthmatisches Leiden machte ihm den Winter verhaßt, den er nie recht vertragen konnte; leidenschaftlich dagegen liebte er die Zeit, „wo der ziehende Frühling dem nahenden Sommer die letzten Grüße zuwinkt. Ein Junigewitter erschütterte ihn und strömte ein ganzes Meer schwellender Zukunftskeime in seine Seele“ („Phrasen“). Dieses Schwelgen in den Schönheiten der Natur, das er nur zu oft mit danach folgender Krankheit bezahlen mußte, sein körperliches Leiden und der Gegensatz

zu dem ihn umgebenden Leben, das ihn wegen seiner Härte und Roheit schon früh abstieß, ließ ihn zu keiner kindlich ungetrübten inneren Harmonie kommen, und bald lagerte auf ihm eine gewisse Gemütsschwere, die ihm keine heitere Auffassung der Dinge mehr gestattete.

Bis zu seinem vierzehnten Jahre war der junge Hermann sehr fromm und gottgläubig und ein unterlassenes Nachtgebet verursachte ihm am nächsten Tage Trauer und Mutlosigkeit. Genährt wurde seine religiöse Stimmung durch die Lektüre der Bibel, und besonders reizten ihn Jesajas, das Buch Hiob und der Korintherbrief. Am schönsten zeigt sich die in ihm lebendige Mischung von religiöser und poetischer Stimmung in der Art, wie er als Knabe das kommende Weihnachtsfest begrüßte und innerlich feierte: „Deutsche Weihnachtstage! Alles scheint im Bann einer geheimnisvollen Spannung zu liegen. Wie ein Flüstern und Wispern schaffender, waltender Segensgeister streicht es seit Wochen durch das Haus. Heinrich hat seine Bücher, seine orientalischen Alphabete, vergessen. — „Dies ist der Tag, den Gott gemacht“ — „Stille Nacht, heilige Nacht“: die Lieder summen ihm den ganzen Tag durch den Kopf. Er vertieft sich in die Erzählung der Bibel von dem in der Krippe geborenen Jesuskindlein. Wenn er in dieser ahnungssatten Zeit abends im Bett liegt und die Augen geschlossen hat, ist's ihm manchmal, als zerteile die brütende, lagernde Finsternis plötzlich eine gewal-

tige Helle — diese Helle aber bricht in lohendem Flammenbrande von einem Stern herab, der in erhabener Einsamkeit aus dem schwarzblauen Himmelsgewölbe hinausgewachsen. Dieser Stern aber ist jenes Himmelsmirakel, das die Hirten auf dem Felde in Jesu Geburtsnacht geschaut. Und den Knaben umweht es wie der Atem des Ewigen, der seinen Sohn auf die Erde gesandt, die Menschen zu erlösen!" („Phrasen").

Die erste wichtige Wendung in Hermann Conradis Leben trat ein, als er hauptsächlich auf Dr. Pietschkers Veranlassung Ostern 1876 das Gymnasium zu Dessau bezog und dort in die Quarta aufgenommen wurde. Das ganze Jahr vorher war ihm unter Hoffnungen und Befürchtungen vergangen, und das asthmatische Leiden, das ihn gerade damals mit besonderer Heftigkeit monatelang befiel, ließ die treue und sorgsame Pflege durch seine Mutter unbedingt nötig erscheinen, so daß man an eine Trennung vom Elternhause lange nicht zu denken vermochte. Endlich hatte er sich so weit erholt, daß ihn seine Eltern nach Dessau in Pension geben konnten, wo er bei einer Verwandten, der Witwe Neuber, zusammen mit seinem älteren Vetter Willy Mertens lebte. Endlich entschloß sich sein Vater, selber mit seiner Familie nach Dessau überzusiedeln, einesteils um besseren Verdienst zu finden, andernteils um seinem Hermann, der sich an die Pensionsverhältnisse gar nicht gewöhnen konnte, wieder die Wohltat des Elternhauses ange-

deihen zu lassen. Conradis wohnten zunächst Kaiserstraße 9, dann Johannisstraße 5 und zwar in einer überaus kleinen Wohnung; die Erwerbsverhältnisse des Vaters besserten sich aber trotz aller Bemühungen nicht. Hermann Conradi war nach dem Zeugnis eines seiner Lehrer, des damaligen Hilfslehrers Dr. Wäschke, kein besonders hervorragender Schüler; vom zweiten Platz rückte er allmählich auf den achten, und über das gute Mittelmaß kam er bei allem Fleiße nicht hinaus, ja sogar im Aufsatz erhielt er in Tertia einst die Zensur „ungenügend", was er dem ihn beurteilenden Lehrer Dr. Gensicke nie verzieh. Außerhalb der Schule belebte ihn der alte Sammeleifer, und während er früher leidenschaftlich Bleisoldaten zu erwerben gesucht, richtete er jetzt sein Augenmerk auf Briefmarken, Stempel und besonders auf Pflanzen und Mineralien, wodurch er seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse sehr förderte. Seine schöne Steinsammlung hatte er so aufgestellt, daß sie von den Strahlen der untergehenden Sonne getroffen werden konnte, und er freute sich dann, wenn sie beim Abendsonnenschein im Halbdunkel des Zimmers glänzte und glitzerte.

Sein Geist ging noch keine eigenen Bahnen, die Welt der Schule nahm ihn noch ganz in Anspruch und stillte seinen Durst nach positivem Wissen, aber einen Lehrer, der so tief auf ihn gewirkt hätte wie Dr. Pietschker, fand er in Dessau nicht. Dafür traf er seinen Jugendgespielen Arthur Schuster wie-

der,*) den Sohn des früher in Jeßnitz ansässigen Apothekers, einen gleichgesinnten Freund, mit dem ihn eine jahrelange, innige und tiefe Jugendfreundschaft verband. Beide kränkliche Knaben, fühlten sie sich zur freien Natur leidenschaftlich hingezogen. Gemeinsam wanderten sie in der Abenddämmerung durch die Straßen Dessaus oder schon am Tage hinaus in die herrlichen Wälder der Umgebung, die Hermann Conradi so zu lieben begann, daß er Dessau als seine zweite Heimat bezeichnete und sich später oft nach dieser Stadt zurücksehnte. Stundenlang lagen die beiden Knaben unter den prachtvollen Waldbäumen und tauschten ihre Gedanken über des Lebens Rätsel aus. Durch solche Stunden inneren Glückes und stillen Friedens begünstigt, begann sich bei Hermann Conradi das dichterische Empfinden stärker zu regen, das sich zuerst in unbeholfenem Stammeln bei seiner kindlichen Liebschaft in Jeßnitz gezeigt hatte. Eine gewisse Neigung zur Dichtung schien überhaupt in der Familie

---

*) Daß Conradi schon zu damaliger Zeit fest überzeugt war, daß er einst ein berühmter Dichter werden würde, zeigt die Tatsache, daß die unzertrennlichen Freunde Hermann und Arthur oft die wichtige Frage besprachen, an welcher Stelle des Hauses wohl am besten mal eine „Gedenktafel" an Conradi angebracht werden könnte. Die Meinungen waren zu geteilt, ob mitten über dem Eingang oder unter den Fenstern der Conradischen Wohnung. Arthur Schuster, jetzt Verlagsbuchhändler in Stettin, muß noch heute, wenn er in Dessau weilt und an dem Hause vorübergeht, lächelnd an den unnützen Streit zurückdenken.

erblich zu sein, nicht nur Conradis Vater, sondern auch seine Tante väterlicherseits sowie die Schwester der Mutter versuchten sich im Dichten, und besonders die beiden letzteren waren im engeren Kreise als lyrische Dichterinnen bekannt. Aber noch brachte es der Zwölfjährige, der die ersten Gedichte und Tragödien verbrach, zu nichts Bedeutsamem. Bei seinen Genossen ward er seines Versemachens wegen keineswegs höher geschätzt, und in dem literarischen Verein, den er schon als Quartaner mit sieben bis acht Gleichgesinnten zur Abhaltung kleiner Vorträge und zum Lesen von Klassikern gründete, erschien er durchaus nicht als Führender. Auch in das Wesen der Musik suchte er einzudringen, wiewohl er unmusikalisch war, aber er gab den Versuch bald auf, die Notenschrift erschien ihm zu „kompliziert", und er wollte sie daher durch Zahlen ersetzt wissen. Dagegen hörte er dem Klavierspiel seines Freundes Schuster, namentlich wenn dieser in der Dämmerstunde sich in Fantasien auf dem Instrument erging, gern mit großem Behagen zu und bedauerte oftmals, daß ihm musikalische Begabung von der Natur versagt worden sei. Später spielte er etwas Geige „— doch nur mehr für träumerische Dämmerungsstimmungen und um die rasende Leidenschaft, die in ihm brannte und herumrumorte, abzudämpfen" (an Kirchbach. 19. August 1883), indessen muß er das sehr heimlich getan haben, da es sogar seinen besten Freunden unbekannt blieb.

Es trat bei Hermann Conradi kaum eine innere Wandlung ein, als er Ostern 1879 das Dessauer Gymnasium verließ und mit seinen Eltern nach Magdeburg übersiedelte. Dort hatte sein Vater in der Hoffnung auf besseren Erwerb eine anscheinend günstige Stellung angenommen, die aber später seinen Wünschen nicht entsprach, so daß er nach längerem Hinschleppen aus dem Geschäft wieder austrat, eine eigene Agentur begründete und die Vertretung mehrerer Branntweinfirmen und Mühlen übernahm. Aber die Erwartungen der Familie, die bis 1870 bessere Tage gesehen, erfüllten sich nicht, der Geschäftsgang besserte sich nicht, und die Notwendigkeit, aus Berufsrücksichten viel zu trinken, wirkte schädlich auf den alten Conradi und begann seine Gesundheit zu untergraben.

Indessen fühlte er sich nach seiner Uebersiedlung zunächst bedeutend wohler als in Dessau, wo er bei der „behandschuhten, hoftollen Gesellschaft" oftmals durch sein gerades Wesen angeeckt hatte. Der junge Hermann dagegen sehnte sich nach dem „geliebten" Dessau zurück, dessen reinere Luft ihm gut bekommen war, und wo „ihm soviel Liebes blieb, als er weg mußte". Er entbehrte schmerzlich „seinen teuren Arthur und die mit ihm verwachsene Natur: das Saatengrün, das Wälderdunkel — die Waldeinsamkeit". Er spottete über den „prachtvollen Kurort Magdeburg", diesen „Mischmasch aus Kunst und Natur" und klagte seinem Freunde: „Nach einem halbstündigen Stadtumrennen und nachdem

man vier mal zehn Schock Festungswälle passiert hat — kommt man in einen Raum, den die Magdeburger ‚Wilhelmsgarten' nennen." Am meisten rühmte er den „prachtvollen" Park von Herrenkrug, der leider nur zu weit entfernt sei. Er suchte für den Aufenthalt in dem an Naturreizen armen Magdeburg durch gelegentliche Ferienreisen nach Anhalt einige Entschädigung, aber er genoß doch auch in der Umgebung seines neuen Wohnorts alles, was die Natur nur irgend bot. So erzählte er, wie er mit einem neuen Freunde im September 1879 an einem schulfreien Tage von früh sieben bis abends sieben Uhr von Dorf zu Dorf gewandert sei, wie sie beide die Pfarrhäuser überfallen, überall freundliche Aufnahme gefunden, die alten Kirchen inspiziert, die Kirchtürme auf halsbrecherischen Treppen bestiegen hätten und dann „singend und improvisierend" durch Wald und Feld fröhlich gewandert wären (an Schuster, 14. Juli und 2. Sept. 1879).

In der Dessauer und der ersten Magdeburger Zeit erweiterte sich auch der geistige Horizont des jungen Hermann immer mehr, und neben der auf sprachliche und naturwissenschaftliche Studien hinzielenden Richtung trat die ausschließlich literarische immer deutlicher hervor. „Die „Räuber" — so schreibt er später selbst an Wolfgang Kirchbach (19. August 1883) — hatten den dreizehnjährigen Quartaner, ich möchte sagen, aus den Fugen gesprengt. Da hatte sich mit einem Riesenikius eine ganz neue Welt in mein kleines und enges Gesichts-

feld gesperrt. Ich war geblendet. Nach Schiller, den ich in einem halben Jahr — ich war gerade monatelang krank — von Anfang bis Ende, Uebersetzungen, historische, ja sogar philosophische Schriften eingeschlossen, durchgehastet, kam Goethes *Werther*! Das war die andere Seite der Münze. Ich habe Stunden des Genusses, der Begeisterung verlebt damals, wie nie wieder. Mein junges, frisches, jedem großen Eindruck entgegendürstendes Herz hat die „Wolkenbrüche der Leidenschaft", wie Karl Bleibtreu in seinem „Traum" sagt, wollüstig in sich rasen lassen . . . Nach Goethe und Schiller kamen der Reihe nach die andern Großen aus der Schar unserer deutschen Elitegeister: vor allem *Ludwig*! Von ihm habe ich den *kritischen* Geist! . . . Nach Lessing: *Herder*, *Wieland*, zuweilen, aber selten *Klopstock*, dessen Oden ich stets nur wenig Geschmack habe abgewinnen können. Und dann die *Romantiker*, wo es mir *Eichendorff* in der Sentimentalitätsepoche angetan hatte. Dann *Gutzkow* . . . Neben Schiller las ich *Byron* und *Viktor Hugo*! Dessen „Lucrezia Borgia" habe ich als dreizehnjähriger Bursche gelesen — aber sieben Jahre lang Beschwerden gehabt, bis ich sie endlich verdaut! *Shakespeare*, *Calderon*, *Dante*, *Tasso* usw. kamen erst in den nächsten 2 Jahren! — Das war vielleicht, meinen Sie, eine etwas zu schwere Kost für einen jungen Magen, der noch dazu in einem gebrechlichen Leib stak. Nun — teil-

weise — ja! Aber ich habe bei dieser Pilgerfahrt, in einer Zeit, wo der Geist noch frisch und morgenjung, wo die Seele noch Humesche Tabula rasa par excellence ist, die Sehnen gestählt, habe früh mich an das spezifisch Dichterische gewöhnt und gehalten und habe somit für die kommenden Jahre, wo das Ein- und Aufnehmen immer mehr mit zersplittertem Bildungsstoff fertig werden muß, schon einen festumrahmten Schatz von Kenntnissen und Eindrücken eingeheimst und aufgespeichert, der ein gesundes Fundament und als solches Garantie für eine reiche Weiterentwicklung abgab. Das danke ich meiner dämonischen Sucht in den ersten Lustren meines Lebens, mir positive Kenntnisse anzueignen." —

Noch war damals Hermann Conradi seinem innern Wesen nach durchaus Schüler, und mit Stolz unterzeichnete er seine Briefe mit „Untersekundaner am Pädagogium Unser lieben Frauen zu Magdeburg", wo er Ostern 1879 Aufnahme gefunden hatte. Die Schule und alles, was mit ihr zusammenhing wie häusliche Arbeiten, Repetitionen, erfüllte ihn noch fast ganz; seine eigenen Privatstudien neben dem Unterricht, zu denen jetzt besonders Italienisch trat, hatten sich noch nicht zu einer der Schule feindlichen Welt ausgestaltet. In schülerhaftem Ton schilderte er seinem Freunde Arthur Schuster die damaligen Schulverhältnisse an dem von dem Propst und Direktor Dr. B o r m a n n († 1882) geleiteten Pädagogium zum Kloster Unser lieben

Frauen. „Wir haben jeden Morgen Andacht, und zwar in einem Saale, der genau wie eine Kirche aussieht. Oben gewölbt, mit vielen, langen Bänken, hohen, über Lebensgröße ausgeführten Steinfiguren, geschützten und gewölbten Bogenfenstern, kurz, der Saal ist einer Kirche ganz gleich. Da wird dann jeden Morgen gesungen, gepredigt und gebetet und zwar predigt am Montag irgendein Lehrer, am Dienstag, Mittwoch, Donnerstag der geistliche Inspektor, Vorsteher des Kandidatenkonvikts, Professor Gottschick, erst Mitte 30 alt, wohl der gelehrteste aller Lehrer, am Freitag und Sonnabend tut das Geschäft ein junger Theologe, Kopf. Ueber unsere anderen Lehrer will ich nur noch kurz einiges mitteilen. Klassenlehrer ist Hülße (Judas auch Jaude genannt), ein ganz gescheiter Kopf, doch nicht recht verdaulich für uns, im übrigen geht es mit ihm. Der Propst kommt sehr oft selbst in die Klasse, inspiziert, hört, spricht etc., so jeden Sonnabend, um das Klassenbuch zu revidieren, wo nämlich alle Arbeiten eingetragen werden, jeder Lehrer die von ihm gehaltene Stunde mit Namensunterschrift bekräftigt, alle ausfallenden Tage eingeschrieben werden, es führt ein Alumnus. So bin ich auf die Alumnen gekommen. Diese sind Klosterpensionäre, sollen es ziemlich streng haben; bei uns sind von einer Gesamtanzahl von 24 wohl 7 bis 9 solcher Schüler. Der beste unserer Lehrer aber ist ohne Zweifel G.... (Kollege), bei dem es in den Stunden noch ärger zugeht als dort

bei Mr. Berdez. Du kannst Dir das kaum denken. Zuerst will ich versichern, daß ich nichts übertreibe. Wenn der in die Klasse kommt, stimmen einige ein gedämpftes Lied an, andere pfeifen, andere haben ihm den Eingang versperrt, nämlich die Tafel und den Stuhl bis zur ersten Bank gerückt, so daß er entweder unter der Tafel wegschlüpfen oder den Stuhl und Tafel mit Mühe trennen muß; andere haben die Bilder (wir haben nämlich ganz schöne Gemälde) ganz woanders, an die Kleiderhaken etc. gehängt und an die Bildernägel die Röcke und Mützen; über dem Katheder hängt eine Karte, die sich sehr schwer herunterlassen läßt, die wird recht aufgezogen, mitten in der Stunde springen einige vor, setzen einige Stühle und Tische zusammen, klettern da hinauf; er mag schelten, wie er will, man hört ihn nicht, sondern ißt, singt, pfeift ganz fröhlich dabei. Nicht wahr, eine ganz noble Wirtschaft? Bei anderen Lehrern geht es allerdings wieder ganz anders zu, so bei unserem Geschichtslehrer, Dr. Hertel, noch ein ziemlich junger Mensch, bei dem schwebt in steter Gefahr, wer auch nur ein nicht nötiges Wort spricht. In der Mathematik haben wir einen ganz famosen Lehrer,*) der uns ordentlich etwas beibringen kann; ich bin mit erneutem Eifer an dieses Studium gegangen; wir haben im ersten Halbjahr nur Geometrie, im Winter Arithmetik, doch damit wir den Sommer über die letztere nicht vergessen, so wird jeden Montag abwechselnd

*) Oberlehrer Dr. Gantzer.

ein Geometrie- oder Arithmetik-Zertat geschrieben." (an Schuster. 14. Juli 1879). In ähnlich schülerhaftem Ton klagte Conradi einst vor den Ferien: „Für die Ferien haben wir nicht gerade allzu viel auf, obwohl wir uns auch wieder nicht beklagen können, so einige Mathematik-Aufgaben, einen deutschen Aufsatz, den ersten, den i ch hier mache, (einer ist seitdem erst gemacht worden) und zwar: „Ueber die Reihenfolge der Götter im Eleusischen Fest von Schiller". Gewiß ein ganz heikles Thema und schwer, denn es muß bewiesen werden, daß die Reihenfolge der Götter so und nicht anders sein mußte, dann Virgil repetieren, Homer-Verse lernen, etc. etc." (an Schuster. 14. Juli 1879).

Auch die kleinen Ereignisse des Schullebens erschienen ihm ungeheuer wichtig. So schrieb er bald nach seiner Ankunft in Magdeburg an Arthur Schuster: „Nun will ich Dir noch etwas mitteilen, was Dich interessieren wird. Ich war ungefähr 14 Tage in der Schule, als einmal eine dumme Geschichte mit einem Mitschüler von mir passierte. Derselbe hatte nämlich in einer engen Gasse abends geraucht, war von einem Lehrer erkannt worden, hatte geleugnet, nachher doch gestanden und war deshalb zu 6 Stunden Karzer verurteilt worden. Mitten bei diesen Unterhandlungen sagt einmal der Judas (Hülße) zu mir, ich sollte um 11 einmal warten. Wenn ich mir auch nichts bewußt war, was mit hac re zusammenhing, so war ich doch gespannt.

Nachher fragte er mich, ob ich einem Sextaner lateinische Stunden geben wollte. Natürlich war ich bereit, viel zu arbeiten hatten wir nicht, mit dem Nachholen war's auch nicht so schlimm, also ich sagte zu, ich sollte mich deshalb bei einem Sextaner-Lehrer melden. Ich tat das und er sagte mir den Namen (Rentier Ploek) Kaiserstraße, reicher Rentier, ich ging also hin, wollte mich vorstellen. Der Rentier war aber nicht zu Hause, nachher erfuhr ich von dem betreffenden Lehrer, daß die Geschichte schon lange verhandelt wurde, mir es aber zu spät gesagt war, weil der es auch vergessen hatte, und deshalb schon einer aus dem Domgymnasium die Stunde gab, ich habe mich gerade nicht geärgert, doch wäre es mir ganz lieb gewesen, denn für die Stunde fordert man hier wenigstens 40, gewöhnlich 50 Pfg. Doch hat mir der Lehrer gesagt, es wären noch einige da, die Stunde haben müßten, er würde mir dann das zuerst mitteilen" (14. Juli 1879).

Und dieselbe kindliche Auffassung spricht auch aus der Schilderung, die Hermann Conradi von seinem ersten Magdeburger Schulausflug entwarf: „Am 24. Juni, am Johannistage, haben wir unsere Hauptpartie (es gibt nämlich noch zwei kleine Partien) gemacht und zwar nach dem Harz. Laß Dir das ausführlich erzählen. Am 24. früh ½6 versammelt sich das g a n z e Kloster (also auch ich) auf dem Zentralbahnhof. Wir hatten einen Extrazug. 8—9 Wagen trugen die fröhliche Schar, Lehrer und Schüler, sogar der greise Propst war dabei,

nach dem fernen Harze. Um 6 ging die Fahrt los, um 9 ungefähr waren wir in Ballenstedt. Du kannst Dir denken, daß unterwegs die Fahrt sehr gemütlich war. Ohne Aufenthalt ging es von Ballenstedt dem Harze zu. Um 10 waren wir, die wir alle fürchterlich durstig waren, damals war ja ein glühender Sonnenbrand, am Sternenhaus, wo aber das Bier höchst bitter war, doch es wurde getrunken; um ½12 waren wir auf der Viktorshöhe, wo wieder gezecht wurde, da stiegen wir auf den großen Turm und hielten Umschau in ferne Lande. Von da ging es weiter. Es waren saftige Märsche und doch habe ich gehen können ohne Ermüdung, ich weiß selbst nicht, wie ich alles so ohne Folgen habe aushalten können, und ich habe nun um so mehr Zutrauen zu mir und meiner Kraft bekommen. Gegen 3 waren wir in Mägdesprung. Da wurde fein diniert, bieriert (Bier getrunken) usw., dann gingen wir hinauf nach dem Mägdesprung, setzten uns in einen Vorsprung, was, nebenbei gesagt, höchst gefährlich war, und schauten tief hinab ins Tal, wohin unsere Lieder erklangen. Um 4 ging es wieder weiter und zwar nach dem Meiseberg, dort kamen wir um 5 an, tranken Kaffee, besuchten das Herzoglich Anhaltische Jagdhaus, sahen uns dort die verschiedenen Gemälde an etc. Dieser Marsch war der beschwerlichste, weil es immer bergan ging. Von da gingen wir nach Ballenstedt zurück. Unterwegs traf uns ein furchtbarer Regen, der den ganzen Fußboden aufwühlte, uns fürchterlich durch-

näßte, wir sahen wirklich höchst gut aus, als wir in Ballenstedt ankamen. Dort hatten sich auch die anderen Klassen wieder zusammengefunden; es hatten sich nämlich früh die verschiedenen Klassen geteilt, wir waren (Untersekunda β) mit Untersekunda α und Obersekunda zusammen gegangen, unterwegs wurde viel gesungen, überhaupt kann man sagen, waren wir sehr ausgelassen. Aus Obersekunda hatten sich einige auch des Guten zuviel getan und waren total betrunken, so wurde einer den ganzen Meiseberg hinauf von 3 Sekundanern geschleppt, andere besprengten den Eisenbahnwaggon mit ihrem Inhalt aus dem Magen etc. Auch ich habe noch ein kleines Andenken, woran ich heute noch leide, bei meiner ersten Harzpartie mit nach Hause gebracht. Als wir nämlich abends zurückfuhren, steigen einige Schüler aus, ich mit einigen bleibe aber im Kupee, ich habe so zufällig meine rechte Hand an der Stelle, wo die Türangeln eindrücken, zwei Finger noch darin, als der hinter mir Stehende die Tür zuwerfen will, meine beiden Finger wurden natürlich sehr gequetscht, einer besonders, und ich habe so heftige Schmerzen nachher gehabt, daß mir der noch kurze Weg bis zu Magdeburg eigentlich etwas verleidet worden ist. Doch heute ist die Wunde ungefähr geheilt, und ich habe wenigstens keine Schmerzen mehr, obgleich es noch sehr gefährlich aussieht. Das war unsere Harzpartie. Der „Blütengang" Frühlingspartie war schon gemacht, als ich hinkam."

In e i n e m nur unterschied sich Conradi von sei-

nen Durchschnittsklassengenossen; schon als Untersekundaner war er darauf bedacht oder arbeitete vielmehr daran, seinen Charakter auszubilden. „Ich muß mich", schrieb er an Schuster, „langsam durch die Sturm- und Drangperiode durcharbeiten — auch das glühende Ueberkopfstürzen — das muß gedämpft werden: eine heiße, unerstickbare Glut wird immer in mir leben .... Aber wohin muß sich diese Glut richten? Da beseele ich mich: Mit aller Rücksichtslosigkeit, ja, ich möchte sagen, mit einer Art Grausamkeit (das ist der heiße Dämon) trete ich überall „dem Falschen und Schemen, dem Lügenhaften" entgegen. Nicht zirkele ich meine Worte ab: wo mich einer zu hintergehen scheint — mag es sein, wer da will, dem sage ich ins Gesicht: „Du lügst": Ich bin dann rücksichtslos. Schon manchen meiner Mitschüler habe ich damit in Verlegenheit gebracht und angetrieben, die Wahrheit zu sagen. Dann ist neben der „goldenen Rücksichtslosigkeit, die wie Gewitter erfrischend wirkt" (so singt Theodor Storm!) auch die Furchtlosigkeit an der Stelle. Vor wem soll ich mich fürchten? Vor keinem. Vor wem soll ich mich genieren? Vor keinem. Was gehen mich die Menschen an, was geht mich an, was die dummen Esels reden? „Nichts", „Frank und frei". Daneben suche ich auch wahrhaft edel zu sein; suche veredelnd auf alle zu wirken; das tut man aber, indem man ohne Rückhalt spricht und jeden an seine Pflichten schonungslos erinnert. Dann übe ich mich darin, keinem nachzusprechen, womit ich nicht einverstanden bin,

und wenn 10 000 mal 1 000 000 gegen mich wären und ich weiß, daß ich recht habe, ich scheue mich nicht, meine Meinung zu sagen. Dann sei man in allen Dingen wahr, strebend, e n e r g i s ch, fleißig, habe einen ungetrübten Blick und sei zurückhaltend und stolz" (an Schuster. 24. März 1880).

Das erste Jahr seines Aufenthalts in Magdeburg nahte sich dem Ende und die Zeit, wo Hermann Conradi — mit 17½ Jahren — das Einjährig-Freiwilligen-Zeugnis erhielt, rückte heran. Er mußte sich über seine Zukunft klar werden. Die Verhältnisse des Vaters, der sich gerade damals als Agent eine selbständige Stellung schuf, waren überaus unsicher, und der Gesundheitszustand des jungen Conradi ließ es sehr zweifelhaft erscheinen, ob er ein weiteres angestrengtes Arbeiten im Dienste der Wissenschaft überhaupt würde aushalten können. „Und nun das entsetzliche Arbeiten," so klagte er seinem Freunde Schuster, „das haarsträubende: ich bin balde vergangen. Ich habe mich so anstrengen müssen — daß mir nachher mein Arzt es verbieten, streng verbieten mußte — länger als bis gegen 10 zu arbeiten; ich hatte entsetzlich an den Augen zu leiden und habe deshalb viel aussetzen und nachher nachholen müssen. —" (an Schuster. 23. März 1880).

Was sollte er da tun, — er, der nach einem reichen geistigen Leben dürstete? Und doch mußte er dem Drängen seiner Eltern zuletzt nachgeben, die ihm zu einer einigermaßen sicheren bürgerlichen Zukunft verhelfen wollten. Er wählte unter allen Be-

rufen denjenigen, wo er am ehesten hoffte, seinen Neigungen leben zu können. „Wenn ich einst nicht studieren kann, habe ich mich fest entschlossen, Buchhändler zu werden," schrieb er an Schuster, „natürlich wird bei mir der kaufmännische Punkt beim Buchhandel immer mehr zurückgeschoben werden, ich bin eben einst Buchhändler aus Liebe zur Literatur; ich will es auch einmal weit bringen, eine große Verlagsbuchhandlung einrichten, vielleicht ein Journal redigieren; eine kleine Buchhandlung mit 3½ Büchern und eine Leihbibliothek aus $4^6/_7$ Bänden können mir nicht genügen" (Dez. 1879).

Und so nahte der letzte Schultag, und mit blutendem Herzen sagte der junge Conradi der Schule Lebewohl. „Am Sonntag abend", schrieb er am 23. März 1880 seinem Freunde Schuster, „haben wir höchst feierlich Geburtstag*) gefeiert in festlich erleuchteter Aula — welcher Feier ungefähr 400—500 fremde Menschen beiwohnten, wie ich Dir schon früher mitteilte, ist unsere hiesige Aula ein ungeheuer großer Saal, ganz nach Kirchenart; die Tribüne wurde von zwei Primanern, einem Abiturienten und einem Unterprimaner, bestiegen und von dieser glänzende Festreden gehalten. Dazwischen musikalische Aufführungen — Deklamationen, worunter von Obersekundaner Lent ein eigenes Gedicht: König Wilhelm am Grabe von Königin Louise: 1870. Es wurde sehr beifällig aufgenommen; nur die Versform gefiel mir nicht; dann Festrede vom Propst, Entlassung

*) Königs Geburtstag.

der schwarzbefrackten Abiturienten und den Schluß bildete das Melodrama: Kolumbus. Das war die erste und letzte Geburtstagsfeier, der ich als Schüler „des Klosters Unser Lieben Frauen" beiwohne. Addio, addio, mein sonnig Sorrent! Addio — auf ewig — auf ewig. —" „Vale, vale, buona scuola, vale — vale — vale —"

Nach seinem Abgange von der Schule trat Hermann Conradi als Lehrling in die Schäfersche Buchhandlung zu Magdeburg ein, mit der eine Leih-Bücherei von 16 000 Bänden vereinigt war. Sein Chef Rüdiger weilte zu Beginn der Lehrzeit gerade in Italien, nach dem sich schon damals der Sehnsuchtsblick des jungen Hermann richtete. „Oh, hätte ich mit ihm ziehen können", schreibt er damals an Schuster, „(— ins Land meiner Träume — nach dem sonnigen Süden —) ich wäre der Glücklichste der Sterblichen; doch . . . vielleicht später — wenn ich meiner junggeselligen Seele einmal nach dieser Seite Luft machen will — dann geht's hinunter nach Süden — hinunter nach dem Süden!" Die Berufsarbeit, die Conradi im Geschäfte zu leisten hatte, erschien nicht schwer, und so gefiel es ihm in seiner neuen Lage zunächst ganz gut. Die Entfernung des Ladens von seiner elterlichen Wohnung war gering (fünf Minuten), und seine Dienstzeit dauerte den Sommer über von 7 Uhr morgens bis halb 1 und von 2 Uhr bis halb 8 abends. Solange sein abwesender Chef nicht selbst den Laden beaufsichtigen konnte, beschäftigte sich Hermann in den

Freistunden, wo nicht viel Arbeit vorlag, mit Lektüre. „Die neuen und neuesten Autoren," so schrieb er an Schuster, „(Spielhagen, Hackländer, Gottschall, Grosse, Ebers, P. Lindau, Vely, Heyse, Jordan, Rodenberg, Rittershaus, Bodenstedt, Jensen, E. Polko, Ethé, Studien und Essays von letzterem), eine große Menge Journale, am meisten literarische, stehen zu meiner Verfügung; ich habe so eine äußerst günstige Gelegenheit, mir einen großen Schatz literarischer Kenntnisse anzueignen und suche auch so viel als möglich zu profitieren; die neuesten Erscheinungen in der Literatur werden alle eifrig studiert, Notizen werden gemacht, um vielleicht später bei kleinen Essays Verwendung zu finden" (21. April 1880). Zum Studium der neueren Literaturgeschichte, die er zuletzt auf der Schule besonders stark getrieben, trat nun die „schleierhaft umwobene Geschichte des deutschen Altertums", und nach Julius Grosses Gedichtsammlung: „Aus bewegten Tagen" kamen Hamerlings „Aspasia" und „Ahasverus in Rom", und Hermann Linggs Lyrik, in der er eine Zeitlang aufging. Die freie Zeit am Abend benutzte Conradi, um mit seinen Freunden spazieren zu gehen, und so schien er sich mit seinem Schicksal auszusöhnen. Aber mit der Rückkunft seines Chefs hörten die angenehmen Stunden des Studiums während der Geschäftszeit auf, und das Personal, zu dem damals außer Conradi noch ein Lehrling und ein Gehilfe hinzugekommen waren, hatte oftmals wenig oder nichts zu tun, „stand herum, machte unnötige Arbei-

ten — sortierte alte Journale, bloß um die grenzenlose Langeweile zu bannen". Auch das rein Geschäftliche lag Conradi gar nicht; „Konten führen — Bücher quasi Heringe verschachern, sinnlose Quittungen schreiben": alles dies war ihm herzlich zuwider. Sein feiner, nach Vertiefung des geistigen Ich schmachtender Sinn wurde in eine der Verzweiflung nahe und von schweren Kämpfen erschütterte Stimmung gebracht. „Ich hatte tausend Bände zum Lesen und Lernen vor mir — und ich durfte weder lesen noch lernen", schrieb er an Schuster. „Das war ein Verschmachten, wenn man Speise und Trank vor sich hat — sie aber nicht genießen kann!" Und so kamen bald Stunden, wo er an seinem Buchhändlerberuf zu zweifeln begann, besonders, so klagte er Schuster, „als ich die schönsten Sommerwochen verleben mußte, tagtäglich in eine beklemmende Staubwolke gehüllt . . . Da wurde mein Herz oft bitter, und die ersten Gedanken keimten empor — die Saat hatte ich also doch schon in mir getragen. Anfänglich leise und langsam — allmählich schneller und schneller fühlte ich, wie in mir die Gedanken immer mehr Raum gewannen, die da sagten: Es gibt noch einen andern Beruf für dich — es ist der jetzige der falsche" (23. Dez. 1880). Aber krampfhaft bemühte sich der Jüngling, diese Gedanken zu verscheuchen, noch wollte er seine Laufbahn nicht aufgeben. Für die geringe freie Zeit, die ihm blieb, entwarf er ein „strenges Programm fürs Studieren"; er trieb Englisch, Französisch, Grie-

chisch, Lateinisch, Italienisch, Kunstgeschichte, Philosophie, Geschichte und Geographie. „Ich muß", schrieb er an Schuster, „Ersatz haben für die Stunden, die ich hier dem Geschäft widme, d. h. nicht viel Gescheites tue. Und diese Stunden, wo ich autodidaktisch lerne, sind und bieten mir auch wirklich den vollständigsten Genuß. Ersatz gewähren sie nicht — aber sie trösten. Mein Eifer ist grenzenlos" (19. Okt. 1880).

Indessen der Versuch, neben dem Geschäft tiefergehende Studien zu betreiben, mißglückte; Conradi fühlte bald, daß er auf diese Weise doch nicht vorwärtskäme, und so wurde in ihm der Zwiespalt immer größer und der Kampf immer peinigender. Er begab sich zu seinem früheren Gymnasialdirektor, dem Propst des Klosters, und frug ihn um Rat. „Ueberlegen — dann handeln!" war der Bescheid, und ihm entsprechend ging Conradi vor. Nach mehrfachen Auseinandersetzungen mit seinem Chef und nach heftigen Kämpfen mit seinem Vater wurde er endlich aus dem Geschäft erlöst, und eine Woche vor Weihnachten besuchte er zum erstenmal wieder als Schüler das Kloster Unser lieben Frauen, um den Rest des Schuljahres nochmals in der Untersekunda zuzubringen, da er — wiewohl Ostern zuvor versetzt — doch nicht die für Obersekunda erforderte Reife besaß. „So bin ich", schrieb er an Schuster, „wieder Gymnasiast — und stehe mitten in der Arbeit. Mein Leben beginnt ein geistig reich lebendiges zu werden — die Beschäftigung mit den

Wissenschaften, für die ich jetzt ein ganz anderes — geläutertes Verständnis habe, erquickt mich; ich weiß mir eben neben dem oft trockenen Schulstil ein Ideal zu erhalten und das tröstet mich für manche Misere. In den Pausen behandele ich mit einigen Gleichgesinnten die höchsten Fragen der Menschheit — kurz es glüht wieder in mir die Flamme, aus der oder durch die ich vielleicht später einmal eine reiche öffentliche Wirksamkeit entfalten werde. Allein — bis dahin können noch 6 bis 7 Jahre hingehen — Jahre heißer Arbeit — aber Jahre der Jugend — und die Jugend will ich austrinken bis zum Letzten — zum Letzten. Man ist ja nur einmal jung! Drum Becherklang und Reihesang — und Rebensaft — und Ferienzeit — und später eine goldene Studentenzeit!! Knapp wird's hergehen — aber Mut und Energie soll nicht fehlen!" — — (23. Dez. 1880).

Als ein anders Gewordener betrat Conradi die Schule wieder, er war nicht mehr der Schüler, der in ihr seine Hauptwelt erblickte. Das schon seit langem betriebene Lesen der Literatur, das er während seiner Lehrlingszeit eifrig, wenn auch etwas wahllos fortgesetzt, hatte ihn tiefer in die geistigen und literarischen Strömungen der Zeit eingeführt. Auch an philosophische Studien war er mehrfach herangegangen, die Werke von David Friedrich Strauß und von Feuerbach, sowie Renans Leben Jesu wurden von ihm studiert, ja er wagte sich sogar schon damals an Kant heran, vor dessen

„haarsträubenden Sätzen“ er allerdings oft stand „wie viel gelehrtere Männer einst vor der Vogelschrift der alten Quacksalber, der Aegypter“ (an Schuster, 21. April 1880). Die philosophischen Studien versetzten seinem alten frommen Kinderglauben den Todesstoß, aber sie reizten ihn zugleich, mit heißer und tiefbohrender Leidenschaft den höchsten Lebensproblemen immer wieder nachzusinnen. Es war eine halb klagende, halb bitter hohnlachende pessimistische Stimmung, in der er jetzt lebte, und in Brachvogels „Narziß“, dem „König aller Dramen“, dem „andern Faust“ fühlte er besonders deutlich das Geistesverwandte heraus und sah in ihm das Ideal des „philosophisch grübelnden Menschen“, das er mit Begier in sich aufnahm (an Schuster. 24. März 1880). So sagte er von einem verstorbenen Jugendfreund: „Er schläft entweder — oder er lebt — er weiß die Rätsel enthüllt — oder weiß nichts — Wer von uns weiß es? Nemo — Zum Lachen!!!“ Und in einem Geburtstagsgedicht an Arthur Schuster ruft er mit leise klagender Note aus (Juli 1880):

„Und Wünsche von Herzen, die ehrlich gemeint,
Sie klingen empor aus tiefstem Grunde:
Und hätt' ich das Beten nicht fast schon verlernt:
Ich hätte mit frommem, begeisterten Munde
Nach oben, zum Vater, gebetet, gefleht —
Dir Segen, den reichsten Segen zu spenden,
Dir, Freund, der mir am teuersten steht.“

Seine pessimistische Stimmung wurde durch seinen körperlichen Zustand noch genährt. Wenn er auch jetzt nicht mehr so oft wie früher an heftigen und schmerzenden Anfällen litt, so verhinderte ihn sein asthmatisches Leiden doch an einem friedlichen Genuß seiner Jugendtage und ließ ihn jedes Außerachtlassen größter Vorsicht durch Erkranken büßen, ja, Weihnachten 1881 befürchtete er für sich das Schlimmste. Diese Abwechselung von Stunden ruhigen Wohlgefühls und zusammenkrampfenden Leidens ließen ihn, den hochstrebenden Jüngling, frühzeitig die Höhe jubelnder Freude, aber auch die Tiefe verzweifelnden Wehs kennen lernen. „Ist nicht ein Chaos — ein klaffendes Chaos von ewigen Widersprüchen unser ganzes Leben?" Und er klagte seinem Freunde Schuster (Februar 1881): „Krankheit wird uns schon in die Wiege gepackt — das ist eine von den liebenswürdigen Zugaben unseres sonst schon so reizenden Lebens! Du siehst: Ich bin nun einmal Pessimist —: was anders kann uns über unser Jammertal hinweghelfen? Und wenn ich so weiter philosophiere und folgere — dann möchte ich auch die ganze Welt in meinem Innern zertrümmern! Und das kostet ja nur einen Augenblick! Ein Messer — ja ein lumpiges Taschenmesser tut's — und ein bißchen Courage." Aber seine Leiden steigerten auch seine Welt- und Lebensverachtung und seinen durch die Widerstände hervorgerufenen wilden Trotz. „Ich hoffe," schreibt er Weihnachten 1880 an Schuster, „was ich seit Ju-

gend auf erstrebt — nun doch noch zu erreichen ... wer weiß — vielleicht, vielleicht auch nicht ... und schließlich handelt es sich ja doch bloß um ein paar lumpige Jahre Menschenleben — die gehn und wenn in 50 Jahren die Welt noch steht — und das wird sie vielleicht — nun dann sind wir vielleicht lange schon Staub — humus — nichts — und unser Leben ist eine Seifenblase gewesen — die zerstob, als sie vom Winde berührt ward" ... Und wenig früher schrieb er demselben Freunde:

„Heiß in der Liebe und heiß im Haß!
Was soll mir das kindische Stammeln?
Der Mensch ist doch nur ein zerbrechlich Glas,
Kaum wert, die Scherben zu sammeln,
Wenn der Funke verglüht. Drum soll mir, solang
Die Parzen den Faden mir spinnen,
Heiß in der Liebe und heiß im Haß
Mein Leben, mein Leben verrinnen."

(15. Juli 1880.)

Und mit gleichem Stolze ruft er — im Februar 1881 — Arthur Schuster zu: „Was geht mich die Welt an? Ich bin ich! Ich bin für mich die Welt! Und diese Welt muß groß sein — unendlich groß sein und schön — und erhaben ... Kunst und Wissenschaft — Luxus — Ueppigkeit — prachtvolle Gemälde — erhabene Natur — schöne Weiber mit schwellenden Gliedern — ein Horizont, der golden umstrahlt ist — das soll mein künftiges Heim sein. Ich kann keine treue — bürgerliche Hausfrau mit züchtigem Augenniederschlag brauchen. Um Gottes

willen kein Spießbürgerleben! Nichts schrecklicher als das! Wäsche und Dienstmädchen — und Zimmerreinigung — das könnte fehlen. Ich suche das Glück anderswo. Und sollte ich's nicht finden — dann lache ich —lache, daß ich mir selbst rasend vorkomme — und lerne e n t s a g e n: Stolz ungebeugt: S t o i k e r. Jawohl! Das sind Gegensätze. Aber — der K o n t r a s t hat mich von jeher angezogen. Ich möchte auf hoher See sein — und ein Sturm müßte mein Schifflein verschlingen: da würde ich stolz in die empörten Elemente schauen — und — erst finster und grollend — dann glücklich heiter lächeln: Und mit lächelndem Mund ginge ich dahin . . . bettete ich mich ins Meer — ins große — ewige Meer!"

Bei diesem veränderten inneren Wesen fügte sich Conradi ins Schulleben immer schwerer. Eins seiner liebsten Fächer außer dem Deutschen scheint das Latein gewesen zu sein, „seine Leib- und Magensprache". Er arbeitete mit eisernem Fleiße und suchte, den ihm vom Gymnasium gebotenen Lehrstoff unter Zuhilfenahme der Ferienzeit zu bewältigen, aber sein Asthmaleiden zwang ihn doch, zeitweise zu pausieren, und so war er sich seines Erfolges nicht recht sicher. Ganz besonders bangte er vor Ostern 1883 bei der Versetzung nach Oberprima, wo die Chancen „gar nicht so glänzend wie wohl früher" standen, und „die Sorgen und Mühen, die widerlichen Situationen, das ewig bekümmerte und vergiftete Halbgenießen, das entsetzliche

taedium scholae vitaeque-Gefühl" machten ihm das Leben in der Schule zur Qual. „Man wird mit viel geplagt," schrieb er an Schuster (Weihnachten 1881), „wonach man keine Sehnsucht trägt, was man gar nicht will. Aber das helle Wasser des Lebens? Das fließt bei uns nicht, wir müssen uns mit graumelangiertem begnügen . . . Dann und wann einmal ein herzstärkender Tropfen, aber dafür oft tagelang das faule Wasser der Alltäglichkeit." Mit glühender Leidenschaft haßte er besonders seinen Ordinarius in Unterprima, einen „vertrockneten ultrakonservativen, jeden freien Zug in der Geschichte mit unausstehlicher Impertinenz verdammenden Pedanten", und es gereichte ihm zur größten Freude, daß im letzten Schuljahr der neue Propst selbst, Dr. Karl Urban, sein Klassenlehrer ward, der wie Conradi aus Anhalt stammte und im Dessauer Gymnasium Ende der fünfziger Jahre auf denselben Schulbänken gesessen hatte. Allzu tief konnte aber auch dieser Mann nicht mehr auf den Jüngling einwirken, wiewohl er ihn doch in einem Teil seiner Privatarbeiten beeinflußte und ihn auf die neulateinischen Schriftsteller hinwies. Conradi war innerlich bald mit der „pedantischen" Schule fertig, und nur der Wunsch, von ihr endlich das Reifezeugnis zu erhalten, verknüpfte ihn lose mit ihr. „Ich habe mich", schrieb er an Schuster (22. März 1883), „innerlich vollständig von der Schule emanzipiert, seitdem ich das ungeheuer Schädliche der-

artiger Anstalten für freistrebende Geister erkannt habe."

Nur langsam entwickelte sich Conradi in seinen Jünglingsjahren zum Dichter und Schriftsteller. Schon als Untersekundaner dämmerte ihm leise das Bewußtsein, daß er die Begabung dazu besitze, und am 23. März 1880 schrieb er seinem Freunde Schuster: „Kein Mensch weiß ja vorher, wie er von Gott geführt wird, das eine weiß ich nur, daß ich mich später sehr literarisch, sowohl in speziell lyrischer — als novellistischer Beziehung beschäftigen werde; ich weiß, ich kann das; wenn man auch keine Selbstüberhebung üben darf — da bin ich auch fern davon — so muß man doch auch zu sich selbst Vertrauen haben, und darf nicht zittern und zagen." Und er ward ernstlich böse auf seinen Freund, als dieser in seinen Briefen „Spöttereien und abgegriffene Bröckchen" von „Dichterruhm bei aller Welt und dergleichen" äußerte, und meinte stolz: „Ich kämpfe mit männlicher Energie, mit ungeheurer Willenskraft die dämonischen schwarzen Geister nieder, ich schlage sie in Eisenketten und erringe mir Frieden und Ruh' in der Hoffnung auf eine Zukunft — durch meine Begabung, die ich nicht leugnen kann" (an Schuster. 14. Juli 1880). Doch kam er bis zu seiner Rückkehr ins Gymnasium nur selten zum eigenen Schaffen, und später klagte er immer wieder, daß es ihm so sehr an Zeit fehle, um alle seine Pläne auszuführen. „Gleich bleichen Schatten", schrieb er an Schuster (19. Oktober

1880), „huschen in mir Bilder und Szenen, Strophen und Verse vorüber — Gedichte — die Anfang haben — meist kein Ende . . . Ich habe immer noch einzig Fähigkeit, wilde, leidenschaftliche — ja pessimistische Liebe zu komponieren, das ruhige — Lehrgedicht, der sanfte, taubengleiche Inhalt fehlt ihnen. Sie entstehen aus inneren Kämpfen — jede Figur, die ich charakterisiere, ist ein Spiegelbild von mir, mag sie nun ein Bettler oder ein Fürst sein."*)

Seine frühesten gedruckten Versuche — abgesehen von den unbekannten dramatischen und lyrischen der Dessauer Zeit — gehen auf das Frühjahr 1880 zurück, wo er auf Grund einer Zeitungsannonce zu dem in Kassel erscheinenden „Deutschen Dichterfreund" in Beziehung trat (an Schuster. 24. März 1880). An dieses von Richard Trömner geleitete „Journal zur Unterhaltung und Belehrung, sowie Publikationsorgan für junge Dichter und Schriftsteller" sandte Conradi im Frühjahr 1880 etwa 20 Gedichte, deren „Wie und Was" nach seinem eigenen Urteil einerseits von Matthison, andrerseits von Heine beeinflußt war, sowie die ersten kritischen Studien. Es waren kleine Essays: „Gestalten und Gebilde", worin er Julius Grosses Gedichtsammlung: „Aus bewegten Tagen" und Wilhelm Jensens: „Aus wechselnden Tagen" zwar etwas sehr breit und langatmig besprach, aber doch schon das Bemühen zeigte, das Wesentliche und Be-

*) Vergl. dazu das damals entstandene Gedicht: „Der Bettler" (Bd. I, S. 5, 6).

deutsame scharf hervorzuheben. In einer weiteren Skizze behandelte er lobend Graf Schacks „Weihgesänge", und in einem letzten Artikel (November 1880) zog er gegen die lyrischen Ergüsse der Zeitung, die meistens nichts als eine Sammlung von Talentlosigkeiten bot, und zu deren bekanntesten Autoren nur die von Conradi als „begnadet" bezeichnete Adelaide v. Gottberg gehörte, mit großer Schärfe kritisch zu Felde. Die angegriffenen Dichter, die ihren Klängen mit Recht nachsagen lassen mußten, daß sie „sehr leierkastenmäßig den Leiern" entströmten, nahmen die Urteile zumeist gelassen hin, ja, es fehlte der scharfen Kritik nicht an Beifall. Einer der Mitarbeiter, Hermann Julius Schöltgen, den Conradi als „talentvoll" und „Aufmunterung verdienend" bezeichnet hatte, rief ihm sogar in einem Gedicht zu:

„Geh fort, mein Freund, auf den betretnen Wegen —
Und halte mutig hoch das Rechtspanier:
Ist oft das Urteil hart, doch bringt es Segen,
Und Vieler Dank fließt einstens hin zu Dir!"

Und nur gegen den zu freien religiösen Standpunkt Conradis erhoben zwei Mitarbeiter, Louise Löwe und Josua Karsch, in ihren Gegenkritiken lebhaften Einspruch.*)

Nach dem Eingehen des „Dichterfreundes" Ende 1880 wurde Conradi Mitarbeiter an dem von Paul

*) S. Deutscher Dichterfreund, 1880. Kassel, Verlag von R. Trömner.

Heinze geleiteten „Dichterheim“ (Dresden), das bedeutend Besseres bot als das Kasseler Blatt und Beiträge führender Geister wie Lingg, Rittershaus, Geibel, Kinkel, Roquette, Gerock, Möser und anderer abdruckte. Conradi übernahm sogar im Dezember 1881 die Bücherkritik für die Zeitschrift. Mit seinen Gedichten dagegen hatte er kein rechtes Glück, der Schriftleiter beanstandete die einen, weil die sittlichen Gedanken und Anschauungen, die er darin ausspräche, durchaus verwerflich wären (an Schuster am 21. Dezember 1881), die andern, weil „sie zu viel Glut, Schwung, Leidenschaft, Hyperbeln usw. usw. hätten“ (an Schöltgen am 20. Dezember 1882), und erst nach langem Warten kamen einzelne zum Abdruck, manche, wie das 1883 veröffentlichte: „Um Mitternacht“ war Conradi inzwischen schon unsympathisch geworden (an Schöltgen vom 30. Januar 1883). Im Laufe des Jahres 1883 hörten Conradis Beziehungen zum „Dichterheim“ vorübergehend auf, und am 22. Juni meldete er seinem Freunde Schöltgen, daß er mit dem Blatte „radikal fertig“ sei, gleichwohl arbeitete er bis zum Jahre 1885 daran mit.

Vergeblich bemühte er sich in jener Zeit auch, bei dem „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes“ anzukommen, welches der Leipziger Verleger Wilhelm Friedrich 1878 angekauft hatte. Er sandte seit 1881 Artikel und Kritiken von Hermann Heibergs und Baumbachs Büchern ein, stellte eine Biographie Arthur Fitgers und Uebersetzungen von

Juvenalschen Satiren in Aussicht, aber immer wieder ward er zurückgewiesen, und der Herausgeber meinte in Randbemerkungen: „Ein richtiger Gumpelfritze ohne jede Spur von Brauchbarkeit . . . Er wird nie einen Artikel anbringen", und: „Ein ganz unbrauchbarer Mensch, der nicht den kleinsten Artikel schreiben kann".

Ungefähr zur selben Zeit, wo Conradi Mitarbeiter des Dresdener Blattes wurde, gelang es ihm, in Magdeburg selbst Gelegenheit zum Hervortreten als Schriftsteller zu finden. Da er aber als Schüler begreiflicherweise nicht mit seinem Namen zeichnen wollte, so wählte er das Pseudonym Hermann (bezw. Arminius) Costo, „eine Kontraktion aus Conradi-Condi-Cosdi-Costi-Costo", wie er seinem Freunde Schuster (11. Sept. 1881) zu erklären suchte. Unter diesem Namen erschienen in der Zeit vom 5. August 1881 bis 20. Januar 1882*) eine Reihe kleiner Skizzen im Magdeburger Tageblatt (dem heutigen Generalanzeiger), und Conradi verdankte die Aufnahme der Freundlichkeit des damaligen Redakteurs dieses Blattes, des als Uebersetzer bekannten Dr. Max Oberbreyer. Dieser trat ihm auch sonst beratend näher, und Conradi beabsichtigte sogar, ihm sein erstes Buch zu widmen, um zugleich auf diese Weise bei

*) Die betreffenden Bände fehlen im Archiv der Zeitung, doch befinden sich die Artikel in Ausschnitten in meinem Besitz. P. Ss.

dem Verlag von Reclam leichter Eingang zu erhalten. Aber der Gedanke kam nicht zur Ausführung, der Leipziger Verlag nahm die ihm angebotene Uebersetzung von ausgewählten Epigrammen des neulateinischen Dichters Owenus († 1622) mit biographisch-kritischer Einleitung nicht an.

Aber Conradi bestrebte sich, für seine literarischen Erzeugnisse noch andere Absatzplätze zu finden, und da sich die damals führenden Blätter wie das „Magazin" und die Ecksteinsche „Dichterhalle" gegen Anfänger zu spröde erwiesen, so wandte er sich an Zeitschriften wie die „Gegenwart" — allerdings gleichfalls ohne Erfolg. Dagegen gelang es ihm, mit einer kaum gekannten österreichischen Zeitschrift, der „Satura", die Ernst Winter in Brünn herausgab, Ende 1882 in Beziehung zu treten (an Schöltgen am 14. Nov. 1882), und in ihr erschienen von Conradi 1882 und 1883 zwei Gedichte. *)

Ferner brachte er in der Allgemeinen Moden-Zeitung vom 6. August 1883 einen kleinen Aufsatz über Heiberg unter. Auch in Dessauer Ortsblättern scheint er verschiedenes veröffentlicht zu haben, doch konnten bis jetzt davon nur zwei kleine Skizzen: „Weiter nichts" und „Auch ein Olympier" ent-

---

*) Es sind die Gedichte: „Verzweiflung" (Bd. I, S. 10, 11) und „Fragment" (Bd. I, S. 104). Das einzige Exemplar der Zeitschrift befindet sich in der K. K. Studienbibliothek zu Brünn.

deckt werden (an Schöltgen am 28. Febr. 1884*). Weiterhin gelang es Conradi durch Vermittlung seines Freundes Schöltgen, den Schriftleiter der Bergischen Landeszeitung Anfang 1883 zum Abdruck mehrerer Gedichte zu veranlassen (an Schuster, am 22. März 1883). Wie viele es waren, läßt sich nicht mehr mit Sicherheit feststellen, da die betreffenden Jahrgänge aus dem Geschäftsarchiv verschwunden sind. Außer dem bestimmt abgedruckten „Totensang", der Ende 1881 entstand,**) lagen der Redaktion folgende vor: „Trüb schleicht die Welt" und „Was gestern noch geblühet", von dem Conradi meinte, er habe es „mit blutender Seele" geschrieben (an Schöltgen, 31. Dez. 1882 und 30. Januar 1883).

Eine längere philosophische Dichtung hatte er schon vor 1880 an Hermann Lingg geschickt, und dieser urteilte darüber, daß der Verfasser „großes Talent hätte und neue originelle Töne anschlage" (an Schöltgen, am 4. April 1881). Das meiste der Gedichte blieb noch lange ungedruckt. Wohl sprach Conradi schon am 22. März 1883 in einem Briefe

*) Die Abschriften verdanke ich Herrn Carl Richter in Cöthen.

**) „Das Poem ist schwach, überschwenglich, unklar — ich weiß es — es ist jetzt gerade ein Jahr alt — aber es hat einmal einige freiere Züge, es ist ziemlich schwungvoll" (an Schöltgen, 28. Dezember 1882). Daß das Gedicht abgedruckt worden ist, geht aus der Postkarte an Schöltgen vom 22. März 1883 hervor. Nach einer Mitteilung des Herrn Schöltgen sind auch die beiden andern im Text genannten Gedichte abgedruckt worden.

an Schuster, daß er „nächstens übers Jahr seine ‚Lieder eines Sünders‘ publizieren werde“, aber vorläufig mußte er sich damit begnügen, wie später sein Vater an Wilhelm Friedrich schrieb (28. März 1890), „einen kleinen Liederstrauß (etwa 30 Nummern) aus seinen ersten Jugendblüten gebunden und selbst geschrieben“, seinen Eltern zu Weihnachten 1883 zu widmen.*)

Mit der Owenus-Uebersetzung, an der er seit 1881 bis zu den Michaelisferien 1882 oft „ganz entgeistet und begeistert“ saß und „herumdrechselte“ (an Schuster, am 21. Dez. 1881 und 1. Oktober 1882), hatte er einen älteren Poeten neu beleben wollen, seit 1882 versuchte er das Gleiche mit halb oder ganz verschollenen deutschen Dichtern. Die erste Anregung dazu kam ihm von Prof. Adolf S t e r n s Buche: „Fünfzig Jahre deutscher Dichtung“. Die darin abgedruckte Stelle aus dem „Faust“ des Leipziger Dichters M a r l o w († 1840) hatte ihn berauscht, wie er an Stern schrieb (28. Sept. 1882), und ihn auf den Gedanken gebracht, das Drama mit einer Widmung an Stern neu herauszugeben. „Diese Dichtung“, urteilte er (an Stern. 10. November 1882) nach dem Lesen des ganzen Werkes, „kommt mir immer wie ein Magnet vor, der abwechselnd anzieht und abstößt. Hier ein Schwung, eine blendende Diktion, ein berauschen-

---

*) Der Liebenswürdigkeit seines verstorbenen Freundes Hans Merian verdankt der Verfasser die Kenntnis des Briefwechsels zwischen Wilhelm Friedrich und Hermann Conradi (i. J. 1900).

der Glanz — dort ein abschreckendes, ekelhaftes Wühlen im Moder, ein wollüstiges Baden im Schlamm . . . Ich sage mir da oft: Solch ein Werk, das trotz seiner vielen Fehler ein geniales Können verrät, darf nicht, darf nicht verloren gehen — es muß erhalten bleiben — muß der Mitwelt noch einmal vorgelegt werden, die im Durchschnitt so poesiefeindlich, so materiell, so hausbacken, so gleichgültig ist und deshalb wahrhaft geniale Naturen, die imstande sind, tief philosophische Dichtungen, Karmina von gediegenem, unvergänglichem Goldgehalt zu gebären, gar nicht hervorbringen kann!" Der zweite Dichter, den Conradi beleben wollte, war Wilhelm Heinse. „Ich weiß," schrieb er am 4. Oktober 1882 an den Verleger Wilhelm Friedrich, „welche Stellung Heinse in der deutschen Literatur einnimmt, ich weiß, welchen Klang sein Name hat — daß man ihn häufig noch fälschlich beurteilt — einerseits also gerade seines Wertes wegen, andrerseits um alten falschen Anschauungen einmal praktisch und plastisch entgegenzutreten, denke ich, lohnt es sich, diesen Dichter wieder einmal in seinen Meisterwerken vorzuführen." Und der dritte dieser Poeten, über den Conradi ebenso wie über Marlow mit Stern Briefe wechselte, war der frühverstorbene Wilhelm Waiblinger (1804 bis 1830), dem er bis in seine Leipziger Studienzeit ungeschmälertes Interesse entgegenbrachte. Im Jahre 1883 nahm er auch in Aussicht, den „Erwin" des Aesthetikers Solger neu zu veröffentlichen,

und plante eine Sammlung der Dramatikerin Elise Schmidt, mit der er in Briefwechsel stand, und von deren „Judas Ischarioth" er in jugendlicher Begeisterung schwärmte (an Schuster, 13. Februar 1881; an Schöltgen, 27. Juli 1883). Keine der geplanten Neuausgaben kam zustande, aber auch weiterhin blieb Conradis Blick ähnlichen, ihm teilweise wesensverwandten Dichternaturen zugewandt, und in einem Artikel: „Randglossen zu einem fünfzigjährigen Leihbibliothekskataloge"*) suchte er später (1886) diese Neigung und ihre Bedeutung für die Literaturgeschichte zu begründen und zu rechtfertigen.

Die geistige Welt, welche sich Conradi geschaffen, hatte ihn innerlich von der Schule getrennt; sie schied ihn aber auch von seiner Familie. Der Vater, ganz beschäftigt mit den Sorgen des Erwerbs, fand in dem harten Daseinskampf keine Zeit, sich mit den Ideen seines Sohnes zu befassen, und seine immer kränkliche Mutter, die völlig im Hauswesen aufging und sich bemühte, alles in guter Ordnung zu erhalten, vermochte trotz aller Liebe dem Geistesfluge Hermanns nicht mehr zu folgen; der jüngere Bruder Wilhelm, den Hermann Conradi für hochbegabt hielt, stand im Lebensalter zu sehr zurück, und seine Schwester Charlotte war ein gutes, einfaches Mädchen, aber sie konnte ihm wohl zuhören, wenn er spät abends nach dem Nachhausekommen ihr von

*) Blätter für lit. Unterhaltung. 1886 (Bd. II, S. 203 ff.).

seinen Plänen erzählte, jedoch ihn nicht weiter anregen und fördern. Wurde so im Laufe der Zeit aus dem engen Familienzusammenleben ein Nebeneinander hergehen, so bot ihm doch das Elternhaus damals noch etwas sehr Wichtiges: eine sorgenfreie Zuflucht. Conradis brauchten zu jener Zeit noch nicht zu darben, und der junge Hermann durfte das Geld, das er bisweilen ganz reichlich durch Privatstunden verdiente (für etwa eine Mark die Stunde), für sich anwenden und sich Bücher kaufen. „Bücher sind mein einziger Schatz, meine einzige Erholung", schrieb er an Schuster (21. Dezember 1881). Auch kleine Ferienreisen nach Anhalt und in den Harz, dessen „wilde Gebirgsromantik" ihn entzückte, konnte er sich in den letzten Schuljahren sehr wohl leisten.

Aber in Hermann Conradi lebte ein heißes, unstillbares Begehren, das von ihm innerlich Erlebte und Erarbeitete auch andern mitzuteilen, und da er dies zu Hause nicht recht konnte, so suchte er dafür anderen Ersatz. Das weibliche Geschlecht spielte in seinen Jugendjahren noch keine wichtige Rolle, er betrachtete es im allgemeinen als inferior und wegen seiner Leidenschaftlichkeit als schädlich für den Mann. Wohl rühmte er sich mancher „Flammen und Pechfackeln" in seinen Briefen und schmachtete als Lehrling auch verschiedene seiner Kundinnen an, nur ein Liebesverhältnis zur Schwester eines Mitschülers, mit der er im Harz während eines Sommeraufenthalts öfter zusammentraf, soll

ernster gewesen sein.*) Jedenfalls war es Uebertreibung, wenn er sich 1884 zu der Aeußerung verstieg: „Das erotische Element wird mir nichts mehr anhaben können! Ich habe viel geliebt. Und heiß geliebt. Und ward auch viel wiedergeliebt — in Brunst, Gunst, Liebe, Leidenschaft, Kokketterie, Großtuerei" (an Margarethe Halm, 30. März 1884). Weder sein unschönes Aeußere, noch sein etwas linkisches Benehmen konnten die jungen Damen reizen, und gesellige Künste, wie das Tanzen, hat er in seinem ganzen Leben nicht gelernt. Selbst dort, wo er so tut, als wenn er ein geschlechtliches Erlebnis hinter sich habe, scheint nichts Wesentliches zugrunde zu liegen, sondern nur ein nachträgliches, von schwüler Sinnlichkeit erfülltes Spintisieren im Anschluß an ein nichtssagendes Techtelmechtel. So schrieb er am 4. Januar 1884 folgende charakteristische Zeilen an einen Freund:

„Noch brennen die Lippen
Von D e i n e n Küssen,
Noch brandet die Glut mir
In wogender Brust . . .

Und so weiter mit obligater Grazie in infinitum! Natürlich von „Deinen" Küssen nicht — ich meine damit sie, nämlich — ja — wen denkst Du wohl? Hm — Hm — — elle s'appelle — — „Emmy". Und sie ist? Schön, wie eine Madonna, falsch wie

*) Er schildert es humoristisch in dem Gedichte „Anna" (Bd. I, S. 106 ff.).

eine Dirne (alter Philister, verbrenne sofort diesen frevelhaften Brief!) — aber — schön bleibt sie doch. Die Wange so weich, der Mund so schwellend, so proportioniert (pardon!) en face, en profil (ich habe hier daher „profilement" eingeführt), dos-à-dos — allüberall! Was sie ist? Gewiß „Schön"! „Ich meine — ihren Stand? Büffel! Du verstehst mich schon!" „Das sage ich nicht." Dir, lieber Krawattenmann, secrètement ins Ohr — Sie ist — ist — ist — ist — Donnerwetter, da muß ich husten — na, ein andermal, Du wirst es schon erfassen! — na, nu weißt Du es ja — ganz ruhig geraten — eine — eine Di . . . . Unglückseliger! sie ist so keusch, so sittsam, fromm, züchtig, ehrbar, unerfahren, unschuldig, unverschämt — daß — ich wette! — Du kannst sie jeden Augenblick für 50 Pfg. küssen! Naiv, nicht? Täubchennatur — doch halt — — Alles in allem: au bout du compte — sie ist schön — ich liebe das Schöne — hinter den Kulissen sieht es bei dieser Armen auch nicht anders aus als bei der Frau Gräfin Lüsternburg — die — der Name besagt's — neben ihrem Gemahl (kirchlich getraut!) (Du darfst nicht zweifeln!) noch einige leistungsfähige Cicisbeos hat — die ab und zu — ab und zu — — ab — — — und — — zu . . . ja — — ab — — und — — zu den Herrn Gemahl zu vertreten die Ehre haben. Ich meine, wenn Frau Gräfin zu Bett liegt, also nicht repräsentieren kann, und der Herr Graf bei der Prima-Ballerina vorspricht, sich nach dem kleinen

Zeh des lieben Fußes devotest bei der Dirne — ganz gewiß — erkundigt und dabei unwillkürlich den Weg findet zum Herz — — abscheulich — zu — zu . . . . . ich werde mich hüten . . . . . Also: meine Liebste ist nicht schlechter als die anderen — aber — es ist ein Haken dabei — — ja — Früher soll . . . ach was! Das kümmert mich nicht — Gestern abend um die Zeit! In der Neustadt — per Pferdebahn — — um ½12 Uhr nach Hause gekommen, bis um ½10 Uhr am andern Morgen geschlafen, als ob m a n von H o l z wäre (der Schotenhüter!)."

Von bedeutender Wichtigkeit dagegen war für Conradi sein ganzes Leben lang die Freundschaft mit Gleichaltrigen. Schon in Jeßnitz und Dessau besaß er in Arthur S ch u st e r einen innig geliebten Jugendfreund, mit dessen Wesen er harmonisch übereinstimmte. Wohl ward das Verhältnis mit der Uebersiedlung nach Magdeburg gelockert, aber die umfangreichen Briefe oder richtiger Brieftagebücher, an denen Conradi oft Wochen schrieb, zeigten noch Jahre lang — bis 1883 —, welch regen innerlichen Anteil er an den Geschicken des Freundes nahm. Jedoch der fernwohnende Jugendgenosse konnte auf die Dauer nicht genügen, und so suchte Conradi in Magdeburg Gleichgesinnte und Gleichgestimmte zu finden. Das Gros seiner Mitschüler sagte ihm dort ebensowenig zu wie früher, und ihre Vergnügungen reizten ihn nicht, selbst wenn er wacker daran teilnahm. So schrieb er an Schuster (10.

April 1881) nach einem „Einjährigen-Soff" der Untersekundaner: „Die Poesie eines Katzenjammers ist eine so durchaus eigenartige, daß man für diese Gefühle keine rechten Worte und Reime finden kann . . . Und doch — und doch — ich weiß nicht, wie es kam — wenn der Jubel und der Lärm am ärgsten um ich herumtobte — da mußte ich oft nur unwillkürlich lachen über dieses Gebaren — dieses tolle Sichvergnügen, das doch so inhaltlos, so schal ist — so nichtig, daß ich mich oft fragte: wie bist du überhaupt dazu gekommen, dich unter diese Schar zu mischen? Was soll dieses grelle Lachen? Schneidet es dir nicht bis ins Mark . . . und wenn ich so dasaß, und starren Blickes, unverstanden, und nicht verstehend, den andern zusah, wie sie es trieben — da kam ich mir vor — vor — nun, wie einer, der mit zitternden Händen, trunkenen Herzens eine Venus zu erwärmen glaubt — und bei ihren Küssen erfährt, daß sie des Teufels Großmutter war." Aus seinen Klassengenossen aber fand Conradi schon bald nach seiner Ankunft in Magdeburg einen heraus, der ihm zusagte, den siebzehnjährigen Albrecht S a r a n, den Sohn eines Kreisgerichtsrats. „Er ist eine Perle," sagte Conradi von ihm, „wie man sie selten findet; ich bin glücklich, ihn meinen Freund nennen zu können, denn er ist ein hoher, wahrhaft staunenswerter Charakter." Auch hielt er ihn für einen großen Denker und für „felsenfest treu". Mit ihm zusammen schweifte er mehrmals in die Umgebung der Stadt,

und mit tiefem jugendlichen Schmerz erfüllte es ihn, als 1883 der stark exzentrische Saran unter Mitnahme genügender Geldmittel seiner Mutter plötzlich durchbrannte und längere Zeit in einem Alpendorfe lebte. Der zweite, der Conradi näher trat, war der „philosophisch spekulierende, mitunter ironisierende" Georg Blume, und durch ihn kam als dritter Bernhard Mänicke in den Freundeskreis. Auch von letzterem, der ein guter Kenner von Goethes „Faust" und ein verständnisvoller Verehrer Richard Wagners war, schwärmte Conradi in Briefen: „Es ist ein prächtiger Junge . . . ein sehr geschickter, ja talentvoller Maler . . . außerdem Poet, Musiker — kurz außerordentlich begabt; dabei — so bieder, echt — frei, frisch — wenn der mir seine Rechte gibt, so fühle ich, daß er mir Freund ist — echt deutsch, ich kann's nicht anders nennen!" Zu diesen Genossen trat bald auch Johannes Bohne, von dem Conradi meinte: „ein echt poetisches Gemüt, liebt Zigarren, hierzu nur noch Bier, doch mäßig". Am engsten verband sich nach Sarans Verschwinden Conradi mit Blume und Bohne, sie wurden seine „Herzgenossen". Täglich war dieser kleine Freundeskreis, zu denen später der bedeutend jüngere Georg Gradnauer kam, beisammen und erhielt von den übrigen Mitschülern den Spitznamen „die Philosophen". Die Hundstagsferien verlebte Conradi nebst Blume und Bohne mit den durch Privatstunden erworbenen Mitteln mehrmals in Treseburg im Harz. Dort ward jeder Ge-

danke, jede Empfindung ausgetauscht, manche entzückende Mondscheinnacht in freier Natur gemeinsam durchträumt, und leise klangen dann von Conradis Lippen lyrische Improvisationen und Erinnerungen.

Conradi bildete mit Blume, Bohne, Mänicke und vier anderen etwa seit dem April 1880 einen „dramatischen Leseverein, der an Sonntagen unsere Meisterschöpfungen lesen, genießen" wollte und sich Eos (die Morgenröte) nannte. Trotz dieses hochtrabenden Namens waren die Tendenzen des Vereins zunächst sehr harmlos und schülerhaft; seine Mitglieder füllten begeistert im Theater den „Olymp", wenn Barnay, Possart oder Berliner Truppen gastierten, und über das erste Werk, das gemeinsam gelesen werden sollte, stritt man sich lange; Conradi stimmte für Egmont, hatte aber eine große Gegenpartei, welche Hamlet vorschlug. Je enger der Schülerkreis aber zusammen lebte, desto mehr bemächtigte sich ihrer ein leidenschaftlich nach Größerem strebender Wille, der in Conradi seine stärkste Ausgestaltung fand. „Ich führe hier", schrieb er an Schuster (25. Dezember 1881), „unter meinen Freunden den Namen des Idealisten, damit soll nicht gesagt sein, daß sie nicht auch Idealisten sind, — unter anderm Volke suche ich keine Freunde, aber bei mir treibt der Idealismus immerhin vielleicht die vollste Blüte; neuerdings haben wir uns Real-Idealisten getauft, denn von Idealen kann der Mensch nicht leben, wenn er sie auch

hochhalten soll, aber ein halbkräftiger Realismus im Denken und Empfinden ist auch sehr gut, damit nicht aus dem Idealisten ein für die Welt verlorener Schwärmer wird ... Aber wir wollen für die Welt schaffen, wenn auch in unserm Sinne, das Licht der Aufklärung in alle Winkel halten, daß der Nacht Gespenster wie falsche Eulen auffliegen, wir wollen ein mächtiges „Wach auf!" in die Welt schreien und ebenso dem Adel den Dienst aufkündigen wie dem Pöbel, der nur für Gaumengenüsse Sinn hat, weil sein Herz verdorrt ist, ausgetreten, zerfleischt von den Furien des Wahnsinns ... Darum habe ich den Plan, der allerdings ziemlich idealistisch angehaucht ist, gefaßt, in den nächsten Jahren in Form von Flugblättern literarische und Kunstessays zu veröffentlichen, die für einen billigen Preis jedem zugänglich sind; denn es gibt auch in den niedrigsten Schichten immer noch Ausnahmen."

Conradi hatte in dem Verein Eos zum ersten Male eine Gruppe gefunden, wo er als geistig bedeutendster die Führerrolle übernahm und für seine Ideen werben konnte. Aber dieser Kreis genügte ihm nicht, er wollte mit aller Gewalt einen größeren Mittelpunkt literarischen Lebens bilden, und deshalb versuchte er, mit allen damals bekannten Schriftstellern Beziehungen anzuknüpfen. Ein ausgedehnter Briefwechsel war die Folge, und Conradi legte sich nicht nur eine Autographensammlung an, sondern auch eine von Photographien, und genierte sich nicht — wie z. B. bei Adolf Stern — gleich

in einem der ersten Briefe um eine solche zu bitten, allerdings mit dem Versprechen, sie in einem Artikel mit zu veröffentlichen. So kam er mit Hermann Lingg, Graf Schack, Julius Grosse,*) Wolfgang Kirchbach, Otto v. Leixner und anderen in Verbindung, ja sogar bis nach Brasilien zu dem Dichter Dranmor eilten seine meist sehr umfänglichen Schreiben. Mit manchem schloß er brieflich Freundschaft, wie mit dem Kaufmann und Dichter Schöltgen in Remscheid, anderen, wie Kirchbach, sandte er eine bis ins Einzelne gehende Lebensbeichte, „freiwillige Geständnisse eines Un-

---

*) In seinen Lebenserinnerungen: „Ursachen und Wirkungen" (Braunschweig. 1896) bringt Grosse (S. 79) folgende Textstelle: „Welcher anmaßende Träumer hätte ich sein müssen, in solcher Seelenprüfung zu sagen: Ich will vielleicht Poet werden. Das ist kein im voraus gültiger Lebensberuf, und ich habe damals nicht daran gedacht." Im Anschluß hieran meint er anmerkungsweise: „Heut ist das anders geworden, und im Jahre 1883 schrieb mir ein Magdeburger Gymnasiast ganz naiv und siegesbewußt, ich möchte ihm einen Rat geben, welchen Weg er einzuschlagen habe, denn er wolle um jeden Preis Poet werden. Ich habe damals dem mir völlig Unbekannten in abwehrender und warnender Weise geantwortet, er möge, wozu Aussichten vorhanden, nach absolvierten Studien lieber ein Amt bei der Stadt annehmen, um dann nebenbei seinen literarischen Neigungen zu leben, statt sich diesen ausschließlich als Lebensberuf zu widmen, denn er würde Gefahr laufen, vor der Zeit seine Kraft im Lebenskampfe zu erschöpfen, oder im Falle des Schiffbruchs seiner Hoffnungen frühzeitig unterzugehen. Der mir damals Unbekannte, der dennoch seinen Willen durchsetzte, kam bald nach Weimar und stellte sich mir vor als — Hermann Conradi."

freiwilligen", und er genierte sich später auch nicht, einer Dame wie der Margarethe Halm, ohne sie je leiblich gesehen zu haben, in schwüler, übernächtiger Stimmung die in ihm erwachte Liebe zu ihr in wild lodernder, schwülstiger Sprache zu gestehen.

Die für seine literarische Zukunft entscheidende Verbindung war die mit den Gebrüdern Hart. Schon Ende 1880 wandte er sich an Julius Hart und stellte ihm auf freundliche Einladung hin ergänzende Notizen für den „Deutschen Literaturkalender" zur Verfügung, den Julius mit seinem Bruder Heinrich Hart zusammen herausgab. Dafür hatte er die Genugtuung, daß schon im Jahre 1881 auch er unter den mehr als 1000 Namen des Buches prangte. Seitdem blieb er in Zusammenhang mit dem Hartschen Kreise und jubelte auch den seit 1882 erscheinenden „Kritischen Waffengängen" zu, worin die beiden Brüder gegen alles Faule in Literatur und Kunst kräftig zu Felde zogen.*) Aber Conradi faßte seine Aufgabe bedeutend weiter, er wollte nicht bloß an einer Erneuerung der künstlerischen und literarischen Verhältnisse mithelfen, er träumte von einer gewaltigen Neugestaltung des gesamten öffentlichen Lebens. Er, der hochgradige Idealist, legte an alle Erscheinungen seiner Umwelt einen zu hohen sittlichen Maßstab, und wenn dann die Dinge seiner Vorstellung nicht entsprachen, so war er wie aus allen Himmeln gerissen,

*) An Schuster: 23. Dezember 1880, 11. September 1881, 16. Juli 1883; an Schöltgen: 6. Juli 1882, 27. Juli 1883.

verallgemeinerte zu rasch und sah überall nur Verfall und Gemeinheit. „Ich stehe", schrieb er an Schuster (12. August 1881), „mitten im kleinen Getriebe, auf das Du stolz niederblicken kannst — ein Getriebe, das mich täglich mit einer Anzahl von Menschen in Berührung bringt, die ich verachte! Ja — ich verachte sie alle — f a s t alle Menschen! Das winzige Mückengesindel, das sich in bacchantischem (gespr. bakchantisch! [à la Sappho]) Taumel im Sonnenlicht zu Tode hetzt und für höhere, idealere Güter zu stumpfsinnig ist! Für ein solches Volk von niederen Krämerseelen soll man schaffen? Wer sich nicht selbst genügen kann — der gehe nur hin und stürze sich hinein, wo das Wasser am tiefsten ist! Die Reichen sind Fresser und Säufer, die Armen sind bodenlos dumm, gemein und gefräßig, nichtssagend und gleichgültig! Die Gelehrten sind entweder Hetzer oder Philister — — — Wahre Charaktere sind so selten, daß man unter hundert Menschen kaum 5 anständige findet! Ich habe mir neulich auf dem hiesigen Schützenplatze das Treiben und Wogen angesehen — und in tiefster Seele verletzt kam ich nach Hause. Nur eins lerne ich aus allem diesem Treiben: den Realismus! Und als Schriftsteller, d. h. in meinen in dieses Fach schlagenden Versuchen will ich Realist, Naturalist sein bis zum Exzeß!" Aber er wollte nicht nur die Welt um sich erfassen und schildern, er wollte auch einen herrlichen Kampf um die geistige Freiheit führen. „Sind Sie noch niemals", so frug er Schöltgen (17. Novem-

ber 1882), „an die Lektüre von Spinoza, Schopenhauer, Hartmann, Feuerbach, Bruno Bauer, Strauß, Büchner (Kraft und Stoff), Schleiermacher, Renan — und wie sie alle heißen, die ewig Unsterblichen, — gekommen? Haben Sie noch nie einmal jenen großen Geistesschlachten zugeschaut, wenn auch nur aus weiter Entfernung, die jene Helden für die Befreiung der Menschheit geschlagen haben und noch immer fortkämpfen? Wenn auch viele von ihnen tot — ihre Werke gehen nie unter und was ein Strauß, Feuerbach geschrieben, wird für die spätesten Zeiten gelten! Sie haben uns frei gemacht mit gewaltigen Keulenschlägen von dem Zwang des Buchstabens — zeigen wir also auch, daß wir ihres Ringens würdig sind, kämpfen wir weiter für Licht und freie Entwicklung in Schrift und Wort, Poesie und Prosa! Das sind die erhebenden Aufgaben eines modernen Dichters."

Und Conradi sah sich zugleich als Verkündiger eines neuen Lebens und als dessen Gestalter und Vorfechter: „Mögest du", rief er Schuster zu (16. Juli 1883), „Leib und Seele stählen zu dem großen Kampf, der uns bevorsteht! Wir sind unserer jetzt nur wenige, welche noch volles Verständnis für die gewaltigen Gedanken haben, die wir der Zeit in die Adern gießen wollen und müssen, damit eine neue, große, bessere Zeit anbreche! Wetze die Waffen und gürte das Schwert mit uns um die Lende! Eine neue Zeit will auferstehen! Wir müssen mithelfen, sie aus den Windeln zu heben! Sei uns ein tapferer

Kampfgenoß! Neulich schrieb mir Julius Hart aus Berlin: . . . „Auch wir werden bald eine Zahl werden!“ — Hoffentlich! Die gewaltige Ausdehnung unserer Reformgedanken, die sich auf alle Verhältnisse des öffentlichen und privaten Lebens beziehen, ist wohl auch Dir noch nicht so vollkommen klar geworden.“ Und zu jener Zeit scheint in Conradi das umfang- und inhaltreiche Programm entstanden zu sein, das er dann mehr oder minder verändert immer vor Augen hatte, und von dem, weil es an sich schon die Kraft eines einzelnen überstieg, nur wenig zur Vollendung ausreifte. „Zunächst“, so schrieb er an Schöltgen (27. Juli 1883), „empfehle ich Ihnen zur wiederholten Lektüre die „Kritischen Waffengänge“ von Heinrich und Julius Hart! Sie werden darin vieles finden, was in meinen, d. h. unseren, d. h. in den Ideenkreis, den einige treue Freunde von mir hier und ich pflegen und kultivieren, paßt! Ich weiß nicht, ob Sie sich eingehender mit dem Studium der modernen literarischen Verhältnisse befaßt haben . . . Aber schon eine oberflächliche Betrachtung zeigt, daß hier vieles geradezu verwahrlost, in einem ekelhaften, ganz gemeinen Zustande ist . . . Sehen Sie nur die Cliquenwirtschaft bei unserer Tagespresse an! Lesen Sie nur einmal die wundervollen Kritiken, die allüberall losgelassen werden . . . Nicht wahr, da lacht einem das Herz im Leibe . . . Ewig und immer dieselbe Phrasenwirtschaft — zehn Zeilen oft an unscheinbarster Stelle für ein Werk, an

dem der Autor zehn Jahre gearbeitet! . . . Die Presse: die reine Bordellwirtschaft! Skandalgeschichten — gehässiges Durchpolitisieren — nirgends ein höherer, ein wahrhaft humaner Standpunkt . . . Dann: Verfall des Theaters, Ueberwuchern der Impotenz — besonders in Drama und Lyrik, Unterdrückung des Talents, Hemmung aller sozialen Freiheitsbestrebungen — sinnlose Ordensduselei, Heuchelei, brutaler Egoismus an allen Ecken und Enden, bornierter Adel, parlamentarische Wort- und Spiegelfechtereien, zopfiges Gelehrtentum, gänzliches Abwenden von der echten und wahren Kunst — — — sind das nicht alles Punkte, die unsere Kultur mehr als in Frage stellen? . . .

Da gilt es: neuen Wein in neue Schläuche zu füllen! Da müssen die großen Ideen der größten deutschen Dichter und Denker: Feuerbach, Strauß, Bauer, und wie sie alle heißen, die heute fast vergessen sind, wenigstens von der Menge, wieder ins Volk dringen, da müssen die Forderungen, die stellen zu müssen heute alle Welt dunkel fühlt, zu festgefügten Postulaten abgerundet werden, die wie in Erz gegossen vor unsere Feinde treten! Und dieser gibt es Unzählige! Moralisten, Pfaffen, Heuchler, Lügner, — wer will die Mitglieder dieser Grex obscurorum virorum alle mit Namen nennen? Ich werde den Anbetern des brutalen Egoismus in meinem ersten großen Roman „Despoten“ schon die

Wahrheit sagen . . . Da nehme ich kein Blatt vor den Mund . . . Ich mache mich allerdings auch auf alles gefaßt, selbst auf die Verbannung . . . Aber unsere Ideen müssen siegen . . . Wir werden zu ihrer Verbreitung in *Berlin* in den nächsten Jahren eine neue Monatsschrift und eine neue *kritische* Wochenschrift gründen, welche die erleuchtetsten Geister zu Mitarbeitern gewinnen soll und zwar *nur* diese: aller schmarotzende Dilettantismus wird hinausgeworfen, wenn er uns heimsucht! Hand in Hand mit dieser reformatorischen Tätigkeit, der ich mich erst — ich bin ja noch jung — in frühestens zwei Jahren im vollen Umfange widmen werde, denn bis dahin muß ich noch tausend unerquickliche Familienverhältnisse überwinden, die mich jetzt noch nach allen Seiten hin binden und hindern, — Hand in Hand damit, sage ich, geht meine *reindichterische* Wirksamkeit, die ich in *Romanen* („*Despoten*" [cf. oben] — „*Die Lebendigen* und die *Toten*" — „Die *Heimatslosen*" — „Die Mitleidslosen" — „Die Geister *erwachen*" — „Aus den Fugen" [cf. Shakespeare: Hamlet: „Die Zeit ist aus den Fugen"] — „Perditus" — „Die *Epigonen*" [die echten und wahren! die keine sind!] „*Jungdeutschland*" — „*Der neue Bund*" — „Auf *verlorenem* Posten" — „*Die Apostel*" — „Es ist eine *Lust* zu leben" — „*Zöllner* und *Sünder*" etc. etc.), *Dramen*, *Lyrik*, *Epik*, nur große philosophisch — metaphysisch — moderne Stoffe, à la

Byrons „Kain", „Manfred", à la „Faust", „Prometheus", besonders in der Satire („Geständnisse eines Untröstlichen") kultiviere! Und dazu kommen die rein kritischen Werke, die Essays, Biographien, Uebersetzungen, literaturgeschichtliche Arbeiten nach allen Richtungen (neue Ausgaben von Heinse, Waiblinger, Solger, dem großen Aesthetiker [„Erwin"], Elise Schmidts, der bekannten Dramatikerin, gesammelte Werke und Memoiren [ich bin bei ihr sehr bekannt] werde ich neu edieren — usw. usw.): Sie sehen, lieber Freund: ein erdrückender Stoff! Und was nun noch alles an Skizzen, Feuilletons, Epigrammen, kurzen Aufsätzen, Novellen in meinem Hirn hin- und herkrabbelt!!! Meine Tätigkeit ist, resp. wird also, glaube ich, nicht eben eng und einseitig sein — im Gegenteil! . . ."

Noch aber ließ die Schule mit ihren mannigfachen Lasten und Pflichten ihn nicht daran denken, für seine Bestrebungen öffentlich zu wirken. Trotzdem ruhte er nicht und wirkte unter seinen Altersgenossen, und so sammelte sich um ihn als um „ein lebendigstes Stück ringender moderner Zeitseele", wie Johannes Schlaf sagt,*) ein immer

*) Joh. Schlaf: Die Anfänge der neuen deutschen Literaturbewegung. I. Der Schülerklub. Berliner Tageblatt vom 14. Juli 1902. Das Bundesbuch, das sehr wohl als Literaturdenkmal der Veröffentlichung wert wäre, befindet sich im Besitz von Herrn Dr. Georg Blume in Magdeburg.

größerer Freundeskreis. „Er war der Kern, und sie waren sein Dunstkreis.“ In dieser Gruppe begeisterter und radikal vorwärtsstürmender Jünglinge, die in sich Kräfte fühlten, reifte etwa Ende 1883 der Gedanke, einen eng geschlossenen Geheimbund zu errichten. Die meisten von ihnen hatten einst das Lesekränzchen Eos gebildet, aber diese alte Form mit dem sinnigen Namen genügte ihnen nicht mehr. Ihr neuer Zusammenschluß sollte ein Bund von wahren Vollmenschen sein bezw. werden. Sie waren bei der Aufnahme neuer Brüder sehr vorsichtig, sie prüften den sich Meldenden genau und verlangten vor der Aufnahme von ihm einen Aufsatz, aus dem sich ergäbe, wie sehr der Betreffende an sich gearbeitet und wie weit er sich zum freien Menschentum durchgerungen hätte. Die neue Vereinigung nannte sich der „Bund der Lebendigen“ (Viventes), und ihm widmete in dem schlichten Bundesbuche, das man anlegte, B l u m e einen Satz Spielhagens: „Uns ist nicht das schlechtere, doch das schwerere Los gefallen. Wir sollen schaffen und wirken, rastlos, ruhelos, denn nimmer schläft die Tyrannei. Wir sollen arbeiten und schaffen, daß die Nacht weiche, in welcher es dem Braven unheimlich und nur dem Schlechten heimlich ist; die Nacht, durch deren dunkle Schatten soviel romantische Larven und phantastische Gespenster huschen; die Nacht, die so arm an gesunden Menschen und reich an problematischen Naturen — die lange, schmachvolle Nacht, aus welcher nur der Donnersturm einer Revolution

hinüberführt zur Freiheit und zum Licht!" Der Bund, dessen Protokolle bei einer drohenden Untersuchung leider verbrannt wurden, wollte für das Gute, Wahre und Schöne wirken. Er wünschte die Begründung der Moral unabhängig von der Religion, er bekämpfte den reinen Skeptizismus, den die Mitglieder in sich zumeist überwunden hatten, und verlangte in künstlerischer Beziehung die Rückkehr zur Natur. In regelmäßigen Sitzungen im Zimmer eines Restaurants wurden die einzelnen Themen ausführlich von den dazu bestimmten Referenten vorgetragen. Daran schloß sich die lebhafteste Disputation, über die man genau Protokoll führte, und wie sehr die einzelnen bei der Sache waren, geht schon daraus hervor, daß kaum einer mehr als ein oder zwei Glas Bier trank, trotzdem man bis tief in die Nacht hinein zusammenblieb. In jugendlicher Begeisterung brachten die Bundesmitglieder sogar, obwohl selber ziemlich mittellos, doch einiges Geld auf, das sie als Fonds im künftigen Kampfe mit Wort und Schrift verwenden wollten. Am Sonnabend nachmittag wanderten die „Lebendigen" gemeinsam nach dem Park Herrenkrug oder nach dem Roten Horn hinaus und lasen sich ihre Dichtungen vor oder disputierten beim Kaffeetrinken wie beim Wandeln durch die dunklen Kastanienalleen oder saßen bei einer alten, von einer mächtigen Eiche überschatteten Grotte, von der man weit über die Elbwiesen blicken konnte.

Conradi war nicht der Vorsitzende oder das „Zen=

tralmitglied" des Bundes, dem die Leitung des Ganzen zufiel, aber er sicherte sich die Rolle des geistigen Führers, und wußte seinen Posten durch die ihm eigene glänzende Begabung und sein leidenschaftliches Eintreten für die Ziele des Bundes auch auszufüllen. Er trat auf als begeisterter, ja fanatischer Wortführer im Streit gegen alle möglichen sozialen Verlogenheiten und Uebelstände der Zeit und bezeichnete sich selbst als „moderne Kämpfernatur". Sich frei fühlen von allem Zwang war für ihn das Ideal; und wenn auch die von ihm damals schon gelesenen Bücher Max Stirners und Friedrich Nietzsches ihn noch nicht so ergriffen wie später*) und Schopenhauer in ihm nicht verdrängten, so hatten doch bereits zu jener Zeit seine Freunde den Eindruck, daß er einem starken Radikalismus huldige, und der Vater seines Freundes Schuster verbot seinem Sohne sogar ernstlich den Verkehr mit diesem „Anarchisten". In einer Debatte verschwor sich Conradi sogar, er werde sich eher vor ein Kriegsgericht stellen lassen, als dem Könige den Soldateneid schwören. Aber er riß seine Freunde nicht bloß durch seine oft gewagten Aeußerungen fort, er konnte sie durch sein rhapso-

---

*) Daß Conradi schon als Schüler etwa 1883 und 1884 Stirner und Nietzsche gelesen hat, bezeugt einer seiner besten Jugendfreunde. Er ist nicht durch John Henry Mackay, den Wiedererwecker Stirners, den er in Berlin kennen lernte, zum Studium des Buches: „Der Einzige und sein Eigentum" angeregt worden.

dierendes Improvisieren besonders in stimmungsvoller landschaftlicher Umgebung entzücken, wenn er auf seine damaligen Lieblinge unter den Dichtern; Byron, Schiller, Kleist, Gutzkow, Lenau und Swinburne, zu reden kam (an Kirchbach, 9. September 1883).

Außer Conradi gehörten dem Bunde seine beiden „Herzgenossen“ Blume und Bohne an, sowie Georg Gradnauer, Bernhard Mänicke, Johannes Schlaf, Siegmar Schultze und einige andere. Im ganzen waren es zehn bis fünfzehn Mitglieder, unter ihnen als auswärtiges auch Arthur Schuster. Sie schrieben in Prosa und in Versen nieder, was sie über Kunst, Dichtung, Philosophie und Leben fühlten. Der eine polemisierte gegen Zola und meinte:

„Künstlich mag es wohl sein, das Leben getreulich zu schildern,
Und das Leben allein ist ja noch längst nicht die Kunst.“

Und derselbe wandte sich auch gegen Hanslicks Kritik der Werke Richard Wagners und erklärte:

„Bänkelsängergewäsch so nennst du die herrlichen Klänge!
Tannhäusers wahnsinnig Lied, flammendurchlohten Gesang?! . . . —
Mögen, die Aehnliches fühlen, dir folgen als kritischem Führer,
Wir sprechen nach der Kritik jegliches Urteil dir ab.“

Andere schrieben philosophische Betrachtungen über das „Weib", donnerten gegen den „bornierten" Konservativismus, und Conradi entwickelte seine „Gedanken über Geistesfreiheit".*) Vielfach klang wie auch in den Debatten als Unterton der Gedanke der Revolution an. „Und es werden Zeichen geschehen an Sonne, Mond und Sternen!" meint einer der Lebendigen. „Seht ihr nicht? Hört ihr nicht die Vernichtungsorkane einer Götterdämmerung brausen? Aber es weht Frühlingsodem drin!" Und ein anderer singt:

„Nicht in Nazareners Blute
Werdet Ihr Erlösung finden —
Blut der Pfaffen, Blut der Könige,
Das erlöst euch von den Sünden."

Und ein dritter meinte: „Selten hat sich eine lächerliche Lüge so beharrlich erhalten wie das „Dei gratia" der Fürsten auf den Münzen ... Oh, daß doch der Tag der großen Umprägung anbräche, da wir mit der Glut der Erbitterung und den Flammen der Begeisterung jene Lüge von den Münzen zugleich mit dem Bildnisse ihrer Urheber tilgen können, und mit der Faust der Ueberzeugung ihnen ein anderes Gepräge aufdrücken, daß uns auf ihnen nur entgegenstrahlten die leuchtenden Bildnisse der Wahrheit, Freiheit und Gerechtigkeit." Und in die kühne Revolutionshoffnung hinein klang auch wohl ein ahnungsvoller Ton, und einer schrieb: „Unsere

---

*) S. Bd. I, S. 235—238.

Ideen durchmessen einen weiten Raum, den unsere Taten nur zum Teil durchdringen werden. — Unser Grab liegt mitten auf dem Plan, und wir gehen so oft ahnungslos daran vorbei." — „Brüder, wir tragen das Banner! Brüder, auf uns zielt der Feind! Seht auf unser Banner! Fühlt ihr, daß es einst unsern Tod sehen wird?"

Trotz ihrer revolutionären Aeußerungen waren die „Lebendigen" mit wenigen Ausnahmen keine revolutionären Naturen und gingen später zumeist schlicht ihre bürgerliche Straße. Die schönste Aufzeichnung aus der Schulzeit ist sicherlich das folgende Gedicht Conradis:

„Hast du es tief erkannt,
Daß, was das Leben bietet, nichts als Tand:
Dann bist du allein — und keiner versteht,
Was wie eine Offenbarung
Durch deine Seele geht!!*)

Conradi empfand es als eine Erlösung, als die Tage der Reifeprüfung herankamen. Er war für die Lehrer nie ein bequemer Schüler gewesen, er zeigte ihnen bei aller Ehrerbietung ein stark entwickeltes Selbstbewußtsein, und namentlich den im Deutschen unterrichtenden Herren verursachte er durch seinen „struppigen" Stil und seine schwer lesbare Handschrift manche Qual. Er fühlte sich

*) S. Bd. I, S. 11.

seinen Lehrern durchaus überlegen, und mit Befriedigung schrieb er später an Karl Henckell (17. März 1885): „Die Leutchen scheinen eben nicht begreifen zu wollen, daß man geistig schon jahrelang selbst zu der Zeit, wo man scholastisch von ihnen abhing, über ihnen gestanden hat!" Seine Vita, die er im Januar 1884 vor der Prüfung einreichen mußte, bildet durch ihre Eigenart und ihren Inhalt ein interessantes und gut in sich geschlossenes Gegenstück zu der an Kirchbach geschickten Lebensbeichte. Als Thema für den Aufsatz der Reifeprüfung stellte der Propst Dr. Urban den Satz: „Frei ist nur, wer sich selbst sittlich bindet!" Bei der Beurteilung erklärte er: „Die früheren Aufsätze Conradis zeigten ein ernstes Nachdenken und waren oftmals gut; nur einige standen dadurch zurück, daß Conradi sich gern auf Gebiete begibt, wo ihm einstweilen noch die positiven Kenntnisse fehlen, oder daß er pointierte Ausdrücke wählte, die viel zu bedeuten schienen, während dies in Wirklichkeit nicht der Fall war. Dabei vermied er möglichst die Anlehnung an die Stoffe des Unterrichts, um eine höhere Selbständigkeit, ja selbst Originalität zu prästieren. Auch der vorliegende Versuch verschmäht absichtlich das Eingehen auf Begriffe, wie sie der Schulunterricht geläufig gemacht hat, und ist aus dem Eigenen herausgearbeitet." Im Reifezeugnis (vom 1. März 1884) ward außer seinem lobenswerten Betragen auch sein Fleiß und sein sehr lebendiges wissen-

schaftliches Interesse anerkannt. Auf Grund seiner Leistungen, die — abgesehen von Mathematik und Physik (genügend) — durchweg gut waren, befreite ihn die Prüfungskommission vom mündlichen Examen.

Wohl war Conradi jetzt der verhaßten Fesseln ledig, und er jauchzte: „Meine Lehrjahre sind endlich abgelaufen — der Strom, er läuft zu Ende — ich reibe mir die Hände — puh — der war öde — kalt — nun kommen die Jahre, die andern — da heißt es zu wandern, zu wandern — es reißt mich fort mit Gewalt"! (an Schöltgen. 28. Februar 1884). Aber es frug sich nun, was er weiter anfangen sollte. Welche Debatten es zu Hause damals gab, das hat er selbst mit Lebensplastik in den autobiographischen Erinnerungen der „Phrasen" geschildert. Er wollte studieren, aber seine Eltern konnten ihm dazu nur einen geringen Zuschuß geben, den Rest hoffte er durch Stipendien, Stundengeben und Schriftstellerei zu erwerben. Es war für ihn ein schwerer Anfang. Und dabei wollte er kein eigentliches Brotstudium wählen, durch das er zu einem geregelten Einkommen gelangte. Schon am 22. März 1883 hatte er Schuster geschrieben, er werde nie und nimmer Philologie als Brotstudium treiben, sondern sich philologischen Studien nur nebenbei widmen, vor allem aber Literaturgeschichte, Aesthetik, Philosophie studieren, denn er werde sich seines Schriftstellerberufs von Tag zu Tag bewußter. Er wäre am liebsten sofort nach

München gegangen. Dorthin suchte ihn Julius Grosse zu ziehen, welcher die geistige Atmosphäre Berlins für zu gefährlich für freie Entfaltung einer Dichternatur hielt (an Kirchbach. 9. September 1883). Auch wollte ihn Grosse dort bei Heyse, Carrière, Trautmann, Lingg, Schack und Stieler einführen. Und gern wäre Conradi, der von je für den Süden so geschwärmt, dem verlockenden Rufe gefolgt, aber die zu ungünstigen Familienverhältnisse und die Hoffnung auf Erwerb und Stipendien veranlaßten ihn, die nahe gelegene Universität Berlin zu beziehen. Dort ward er im Sommersemester 1884 immatrikuliert und studierte offiziell Literatur und Philosophie, allerdings meist privatim, er belegte nur die nötigsten Vorlesungen, „einerseits um nicht dem akademischen Zopfstil zu verfallen, andrerseits, weil er", schrieb er an Leixner (8. Dezember 1884), „nicht mehr Mittel hatte". Besonders hoch dachte er vom Universitätsstudium überhaupt nicht; er wolle — so äußerte er sich gegenüber Margarethe Halm (30. März 1884), „pro forma einige Kollegs hinunterschlucken — man muß auch diese Seite des modernen Lebens per oculos kennen lernen".

Mit einer Welt von Entwürfen kam Conradi nach Berlin; immer neue Pläne tauchten in ihm auf, ohne daß er die schon begonnenen beendet hätte. Noch in der letzten Magdeburger Zeit, wo er in sinnlich schwülen mitternächtigen Stunden seine Künstler-Liebesergüsse an Margarethe Halm

aufs Papier schmetterte, arbeitete er an der Neuausgabe von Daniel Leßmanns (1794—1831) „Wanderbuch eines Schwermütigen" und schrieb an den „Memoiren eines Hauskaters", welche „toll-dreist-fromme Geschichten mit moralischem Auswurf" werden sollten (an Schöltgen. 28. Februar 1884).

Aber den Hauptschlag wollte er mit der von ihm geplanten Broschürenreihe und seinen Romanen und Gedichten führen. Besonders hoffte er auf die Lieder eines Sünders, die er Kirchbach zu widmen gedachte. „Da sollen Sie Lyrik kennen lernen!" schrieb er Margarethe Halm (März 1884). „Und das fulminante Vorwort! Wie ein flammenspeiendes Manifest, eingegraben in unsterblichen Asbest!"

Indessen gelang es ihm nicht, sich sofort in Berlin Einfluß zu sichern. Wohl wurde er Mitarbeiter an den von Rudolf v. Gottschall geleiteten „Blättern für literarische Unterhaltung", erhielt sogar von Sacher-Masoch die Mitredaktion der Zeitschrift „Auf der Höhe" angeboten (an Schöltgen. 27. September 1884) und fand auch Aufnahme in dem Kreise, den die Gebrüder Hart um sich gesammelt hatten: aber er blieb im ganzen zunächst noch unbekannt. An den wilden und haßerfüllten studentischen Kämpfen, die damals das akademische Leben Berlins erfüllten, nahm er keinerlei Anteil. Weder sein Mangel an Geld, noch sein schwaches, für Versammlungen nicht ausreichendes Organ gestatteten

ihm, unter den Kommilitonen hervorzutreten, wenn schon er durch seine ganze Erscheinung, insbesondere durch seinen „Anarchistenstürmer" (einen Kalabreser mit ungewöhnlich breiter Krempe), durch seinen Knotenstock und seinen selbstbewußten „Poetenschritt" öfters aufgefallen sein mag. Auch fand er mit seinen literarischen Ansichten im Akademisch-literarischen Verein, dessen Mitglied er zugleich mit Bohne im Sommersemester 1884 wurde, heftigen Widerspruch, zumal bei einem Vortrag, in dem er mit größtem Feuer die ihm und seinen Freunden vorschwebenden Ziele einer neuen Literatur darstellte, und er trat im Sommer 1885 auf den Rat eines älteren Mitglieds, Dr. Ellingers, aus dem Verein wieder aus, dessen Bestrebungen sich damals auf ein durchaus rezeptives Verhalten richteten. Seinen Sympathien nach stand er bei den wüsten Ausschuß- und Lesehallenkämpfen, die im Dezember 1884 in dem Duell Holzapfel—Oehlke einen Höhepunkt erreichten, nicht auf der Seite des antisemitischen Vereins Deutscher Studenten. Er selbst hatte „sehr starke demokratische Akzente in puncto Politik", obgleich er mit keiner Partei „konform" war (an Fritsche. 18. Mai 1885), und hielt sich daher zur Gruppe der Freien Wissenschaftlichen Vereinigung. Wenn er nun auch nicht — wie später seine Freunde Blume und Bohne für kurze Zeit (1886) — Mitglied derselben wurde, so trat er doch ihrem bekannten Führer Ganske näher, ließ sich am 28. Oktober 1884 mit seinem Freunde

Bohne unter dem Vorsitz von Alfred Oehlke, dem Vertreter jener Vereinigung, ins Direktorium der Akademischen Lesehalle hinzuwählen und übernahm die Verwaltung der Zeitschriften. In der Sitzung vom 1. November wurden Bohne und Conradi mit der Abfassung eines Aufrufs zur Sammlung für das Grimmdenkmal beauftragt, doch trat Conradi schon am 12. Dezember aus dem Direktorium aus.*) Daß er sich aber für studentische Angelegenheiten sehr interessierte, zeigt auch seine Teilnahme an der Wartburgversammlung der Reformburschenschaften am 18. Oktober 1884, wo er mit ihrem Führer Eugen Wolff bekannt wurde und ihn für seine literarischen Pläne zu gewinnen suchte.**)

Im übrigen verging sein Leben abseits von dem der andern Studenten. Die anfänglich noch nicht viel bringende Tagesschriftstellerei, das Privatstundengeben und der Kollegienbesuch nahmen einen großen Teil seiner Zeit weg und hemmten sein eigentliches Schaffen. „Wenn ich in dem zersplitternden Treiben einmal eine ruhige Stunde und eine flüssige Stimmung habe," schrieb er an Leix-

*) Aus den Akten der Lesehalle mitgeteilt von Dr. Deibel.

**) Ueber die Berliner Studentenverhältnisse und die damaligen Kämpfe berichtet eingehend das Buch von Schulze und Ssymank: „Das deutsche Studententum von den älteren Zeiten bis zur Gegenwart" (Leipzig 1910) S. 311—334. Ueber die studentische Wartburgversammlung s. den Bericht von Schnobel im Jahrbuch des Allgemeinen Deutschen Burschenbundes 1908 S. 26 f. Auf dem Gruppenbild nach S. 32 befindet sich auch Conradi.

ner (8. Dezember 1884), „denke ich an Höheres und schaffe an Größerem! Leider komme ich durch das konstante Aufnehmen und Wiederfallenlassen oft in die verbittertsten Stimmungen und mache mich zu einem Arbeiten auf beiden Gebieten, dem der äußeren und dem der inneren Pflicht, untauglich!" Dazu kam der ausgedehnte Briefwechsel und so manche Abhaltung, die Teilnahme an studentischen Kneipen in engerem Kreise und der Verkehr mit den verschiedenen literarischen Zirkeln Berlins. Auch der „Bund der Lebendigen" fand sich teilweise dort wieder zusammen, ja Conradi scheint, wie sich aus dunklen Andeutungen in Briefen ergibt, sogar beabsichtigt zu haben, daraus eine Art von Geheimbund zu machen, der für die Durchführung seiner Ideale in ganz Deutschland wirken sollte. 1885 trat Arno Holz dem Bunde näher und schrieb als letzter ein Gedicht in das Bundesbuch. Auch Conradis alter Jugendfreund Saran tauchte 1885 plötzlich in der Mitte seiner ehemaligen Kameraden auf, um bald für immer zu verschwinden. Seltener traf Conradi mit dem Schriftsteller Paul Fritsche zusammen, der 1885 von Frankfurt a. O. nach Berlin übersiedelte. Er stand diesem heute vergessenen und doch für jene Zeit so charakteristischen Dichter bis zu dessen Lebensende nahe und schätzte ganz besonders auch dessen Schwester Elisabeth, die er Pfingsten 1885 bei einem Besuch in Frankfurt kennen lernte. „Das ist ein stolzes Weib!" rühmte er. „Sie leidet wenigstens nicht am geistigen Warzentum!"

(an Fritsche. 31. Mai 1885. An Blume. 23. Juli 1886).

Von größerer Bedeutung für Conradis inneres Leben war sein Liebesverhältnis mit einer Verkäuferin Louise Schlamäus, die sich in der ungesunden Großstadtatmosphäre ihre völlige Reinheit bewahrt hatte und mit der nur Liebenden eigenen Anpassungsfähigkeit sich in seine Eigenart einzuleben suchte. Sie faßte das Verhältnis, das nach dem Urteil von Conradis Freunden ein rein ideales, platonisches blieb, zu ernst auf, während Conradi, der sich in jeder Beziehung frei fühlen wollte, nie daran dachte, die Hoffnung des Mädchens auf eine Ehe zu verwirklichen und deshalb nicht ohne Spuren innerer Kämpfe wohl Ende 1885 alle Beziehungen zu ihr abbrach.*)

Das ganze, etwas romantisch angehauchte Leben, das er in Berlin führte, war äußerst aufreibend und ungesund. Vom Morgen bis zum Abend arbeitete er geistig angestrengt, des Mittags hatte er keinen Appetit, und er mußte abends, um das körperliche Gleichgewicht wiederherzustellen, größere Ausgaben machen, die seinen Einnahmen nicht entsprachen. Bis tief in die Nacht hinein — oft bis 3 oder 4 Uhr — blieb er dann mit seinen Freunden zusammen, und wenn er dabei auch nur wenig trank, so rauchte er desto mehr und zwar bloß schwere Zigarren. Man bevorzugte bei den Zusam-

*) Conradi selbst schildert sein Liebesverhältnis ausführlich im zweiten Kapitel der „Phrasen".

menkünften die sinnlich aufregende Atmosphäre von Weiberkneipen, und Conradi suchte oftmals den dort bedienenden Kellnerinnen eine tiefere Innerlichkeit abzugewinnen, ja, er lieh ihnen öfter sogar Bücher, und besonders eine Russin, Octaviana von Germanow — wie sie sich statt mit ihrem bürgerlichen Namen Mellberg nannte — machte durch ihr rassiges Wesen und ihr Prunken mit gelehrten Ausdrücken einen tiefen Eindruck auf ihn. In mancher Nacht, wo er daheim Schlaf suchte, lag er besonders im Winter 1884—85 in beängstigend schweren Asthmaanfällen und bedurfte dann der Freundeshand von Georg Blume als Trost in seiner tödlichen Angst.

Sehr schlimm für Conradi war es, daß sich seine Vermögensverhältnisse immer übler gestalteten. Im ersten Studiensemester hatten ihm seine Eltern noch einen kleinen Zuschuß gewähren können, aber Mitte 1884 erlitt sein Vater einen sehr großen Verlust, der allem Anschein nach den Anfang des nun immer schnelleren geschäftlichen Rückgangs bildete. Hermann verbürgte sich für ihn. Jetzt sollte er, der völlig mittellos Gewordene, Zahlung leisten. Stunden der hellsten Verzweiflung kamen über ihn, von denen sein Freund Schöltgen, welcher ihn Mitte September in Magdeburg besuchte, Augenzeuge war. Conradi litt psychisch und physisch fürchterlich; nicht bloß für ihn, sondern auch für seine Familie stand alles auf dem Spiele. Er sah kaum einen Ausweg und die düstersten Gedanken

beschlichen ihn. „Ach — es ist hart — fürchterlich schwer für mich," (so klagte er Schöltgen. 18. Sept. 1884), „aber ich habe jetzt den Entschluß in mir gefestet, ruhig und gelassen — auch auf das Schlimmste gefaßt zu sein — und — ebenso ruhig nachher die Negation meines Ichs zu vollziehen. Quid nocet? Kein Hahn kräht nach einem — die Welt gehet ruhig weiter — die Freunde denken noch manchmal in später Nachtstunde an den früh Geschiedenen — und — das ist alles . . . Die Welt ist für wahre Humanität nicht zu erziehen — die Geister, die sie verstehen, sind meistens armseligste Kirchenmäuse . . . Das Leben ist eben brutal — brutal wie ein Unteroffizier oder ein Despot. . ." Durch die Bürgschaften, die damals zwei Freunde für Conradis übernahmen, wurde er zwar aus der augenblicklichen Not befreit, aber er hatte von nun an von seinen Eltern keine Unterstützung mehr zu erwarten, ja er mußte sogar vom 1. Januar 1885 ab monatlich Abzahlungen an die Magdeburger Gläubiger leisten. Von jetzt an galt es für ihn, Geld zu erwerben, und die Not machte ihn erfinderisch. Als er trotz aller Bemühungen in den üblichen Gymnasialfächern keine Stunden erhielt, annoncierte er, auf seine sprachliche Begabung bauend, Schwedisch und Spanisch und arbeitete sich unter Zuhilfenahme der Nacht dann tatsächlich so weit ein, daß er den gewonnenen Schülern Unterricht erteilen konnte. Aber die Honorare für seine Schriftstellerei und seine Privatstunden reichten doch für alle Bedürfnisse

nicht aus, und so wurde von jetzt ab bis an sein Lebensende der Geldmangel bei ihm chronisch. Er versuchte krampfhaft, eine leidlich bezahlte Stelle als Redakteur, Hauslehrer oder Erzieher zu erhalten, um wenigstens ein Fixum von 40 bis 50 oder mindestens von 30 Mark monatlich zu haben, aber vergeblich. Es fand sich auch kein Mäzen, der — wie Conradi hoffte — ihm Geld vorschösse, damit er seine Studien vollenden könne (an Leixner, 25. Oktober 1884).

Diese materielle Not, unter der er von nun an zu leiden hatte, macht vieles in seinem Schaffen und Arbeiten erst recht verständlich: was er von jetzt an leistete, rang er vielfach in hartem Kampfe seinem Schicksal ab. „Ich habe eben", so schrieb er an Leixner, „in meinem jungen Leben Hartes und Schweres schon über Gebühr erlitten — ich weiß wenig von dem Sonnenleben des freien, unabhängigen Künstlers — ich habe jahrelang im Schatten dulden, leiden, schmachten, kämpfen müssen! Aber als ob ein Fluch auf mir läge — ich komme immer tiefer in die Mysterien des Unglücks hinein! Meine Kunst ist in Gefahr, zur Dirne, zur Prostituierten herabgedrückt zu werden!" Gleichwohl fühlte er seine Kraft noch nicht gebrochen und blickte mit hoffenden Augen in die Zukunft. „Noch schreite ich durch Wolken und Nebel," äußerte er zu Leixner (8. Dez. 1884), „augenblicklich wieder durch dichtere Massen als in den letzten Wochen, wo es lichter werden zu wollen schien, — aber nur s c h i e n eben!

— doch küßt vielleicht auch meinen Scheitel noch einmal die Sonne — wenn auch nur flüchtig . . . darf ich mehr verlangen — ein Proletar, ein Heimatloser?"

Als Schriftsteller ward jetzt Conradi allmählich bekannter. Seiner Anwesenheit auf der Wartburg verdankte er die Verbindung mit Dr. Konrad Küster, dem Begründer der Reformburschenschaften, und er fand Eingang bei den von ihm ins Leben gerufenen Studentenblättern. Auch das „Magazin für Literatur" war ihm seit 1883 nicht mehr verschlossen, er erhielt sogar schon länger für dieses Blatt Rezensionsexemplare von Wilhelm Friedrich, doch hatte sich letzterer über die Nichtlieferung der Besprechungen öfters zu beklagen. Ueberaus wertvoll wurden für Conradi die Beziehungen, die zwischen ihm und dem Hartschen Kreise bestanden, und diejenigen zu dem vermögenden Wilhelm Arent. Zu dessen Gedichtsammlung: „Aus tiefster Seele" schrieb er Ende 1884 die Vorrede. Und ihm verdankte er es wohl auch, daß die Leßmann-Ausgabe Anfang 1885 endlich erschien. In den Vorreden zu beiden Werken hatte er sein Programm schon angedeutet, und ganz besonders betonte er als seine Hauptforderung den Idealismus. Er träumte von einer „erneuerten, mit neuen Lebenssäften durchtränkten, großen, allumfassenden, gewaltigen, starkgeistigen Kunst" (an Conrad. 6. Januar 1885) und meinte stolz: „Des bin ich gewiß: die Zeit bricht an — wir stehen schon im Frührot der

großen Bewegung" (Einleitung zu Arents Gedichten*). In ihm verkörperte sich schon damals die eine Richtung der Moderne, die dann in Friedrich Nietzsche ihren Höhepunkt und ihre Vollendung erreichen sollte. „Wir wollen ja eben", schrieb er Schöltgen (27. Sept. 1884), „die Persönlichkeit wecken — die heute zerschlissen, verwischt, nivelliert wie die Wangen eines glattrasierten Kirchenfürsten." Und seit seiner ersten Anwesenheit in Berlin hatte er es gefühlt, daß er im Gegensatz zu dem dortigen Wesen und dem seiner Schriftstellerwelt stand. „Aber Berlin!" meinte er gegenüber Schöltgen (7. Juni 1884). „Die üppige Dirne läßt einen ihr bisher Fremden vorläufig nicht wieder los — sie reißt ihn von Strudel zu Strudel! Nun habe ich die Hälfte des literarischen Deutschlands kennen gelernt! Ach — wieviel Träume sind da zerstoben! Der Rest ist Schweigen! Aber diabolisches Lachen keine Sünde!" Und noch härter beurteilte er die Autoren in einem Schreiben an M. G. Conrad, ja nur wenige von ihnen erkannte er als sittlich einwandfreie Persönlichkeiten an. Und an Paul Fritsche schrieb er (28. April 1885): „Ich bin ganz Ihrer Meinung — und habe in meinem Kreise und soweit es mir möglich war, auch in meiner journalistischen Tätigkeit, auch immer betont, daß die ursprünglich—göttliche Dichterkraft resp.

*) S. die Einleitung zu Arents Gedichten und zur Neuausgabe des Leßmannschen Buches in Bd. II, S. 229 ff., S. 135 ff.

Künstlerkraft, auch den Menschen κατ' ἐξοχήν — die Bestie, die man im Grunde doch ist — erziehen, bilden, veredeln soll! Das ist allerdings keine Berliner Parole! Kennen Sie das Berliner Jungdeutschland näher — ja? Na — ich will Ihnen vorläufig noch nichts verraten — aber wenn — wenn es nicht noch andere Vertreter unserer Neuerungsideen anderswo, z. B. in München, gäbe — (Conrad, Kirchbach usw.) — dann könnten wir uns gratulieren!" Und da er selber trotz eifrigen Bemühens das große, von ihm erträumte Kampforgan nicht zustande brachte, das „Haare auf den Zähnen haben müsse und in den Haarwellen des Hauptes das Diadem der Kunst" (an Schöltgen. 27. Sept. 1884), so richtete er jetzt all seine Blicke auf München, wo am 1. Januar 1885 die erste rein jungdeutsche Zeitschrift, die „Gesellschaft", von dem „stählernen" M. G. Conrad in die Welt gesandt wurde.

Das Erscheinen dieses Blattes war ein weithin tönendes Signal zum Kampfe zwischen der älteren und der neueren Richtung, und bald fand letztere auch in Berlin lebhafte Unterstützung durch das Kampfbuch, das Conradi, Arent, Henckell und die Gebrüder Hart unter dem Namen „Moderne Dichtercharaktere" zu Anfang 1885 erscheinen ließen, und das dann in der ersten Literaturbroschüre Karl Bleibtreus*)

*) „Die Revolution der Literatur" am 26. Januar 1886

und in der schwachen Veröffentlichung Paul Fritsches: „Die moderne Lyriker-Revolution" seine Ergänzung fand. Die Anregung und der Plan des Ganzen in seinen Umrissen ging von Henckell aus, die Zusammenstellung dagegen lag, nachdem die Harts sich zurückgezogen, in den Händen von Arent und Conradi, welcher Ende 1884 eine eigene Sammlung: „Unser Kredo" geplant hatte. Conradi schrieb dazu das erste Vorwort: „Unser Kredo", Henckell das zweite: „Die neue Lyrik". Die Anthologie war zweifellos ihrem Inhalte nach ein eigenartiges und auch epochemachendes Literaturdenkmal. An ihr beteiligten sich zweiundzwanzig Schriftsteller. Bei der Auswahl der Autoren waren die Herausgeber infolge der Kürze der Zeit durchaus willkürlich vorgegangen, mancher Gleichgesinnte, wie z. B. Detlev v. Liliencron, der Dichter der „Adjutantenritte" (1883), fehlte in der Sammlung, und andrerseits hatte man, zum Teil ohne dazu wirklich befugt zu sein, ältere Dichter wie Wolfgang Kirchbach, Oskar Linke und Ernst v. Wildenbruch aufgenommen, die sich sehr bald energisch gegen die Tendenz des Buches aussprachen und wie Linke nichts mit den „Stürmlingen und Dränglingen" zu tun haben wollten.*)

*) S. die Erklärung von Lincke (Deutsches Dichterheim, 1886, S. 255), von Kirchbach (Deutsche Schriftstellerzeitung, 1885, Spalte 556), die gegen ihn gerichtete Erklärung von Bleibtreu (ebenda Spalte 575 f.) und die zweite Erklärung Kirchbachs (ebenda Spalte 576—578).

Aber auch wenn man von den Dichtungen dieser drei Aelteren absieht, bietet die Sammlung des Interessanten genug. Allerdings offenbarten sich darin nur die Harts und Arno Holz als schon klar bestimmte Dichterphysiognomien, und für die übrigen hatten die Herausgeber mit Recht als Motto das Lenzsche Wort gewählt: „Der Geist des Künstlers wiegt mehr als das Werk seiner Kunst." Sie erschienen als durchaus unfertig und in voller Gärung begriffen, sie rangen noch heiß um ihre Weltanschauung und konnten von Bombast und Phrasenschwulst noch nicht loskommen, und manchem von ihnen war als Dichter überhaupt keine Zukunft beschieden. Aber trotz aller ihrer Schwächen, insbesondere trotz ihrer vielfachen Hinneigung zu weltschmerzlichem Pessimismus und schwüler, ungesunder Sinnlichkeit, zeigte die Sammlung, daß in der Jugend neue Kräfte lebten, daß dieselbe erfüllt war von den gewaltigen Zeitideen, daß in ihr der soziale Gedanke und bei aller Feindschaft gegen das Christentum ein vertieftes religiöses Bewußtsein glühte. Diese Jugend hatte durchaus ein Recht, gehört und ernst genommen zu werden. Ihrer Sehnsucht lieh besonders Conradi in der Vorrede*) glühende Worte, sie träumte von einer Literatur, „die aus germanischem Wesen herausgeboren, in sich stark und daseinskräftig genug wäre, um für alle Durstigen, mögen

*) S. Bd. II, S. 3 ff.

sie nun Söhne des Tages oder der Nacht sein, Stätte und Zehrung zu haben", und sie verwarf mit geringen Ausnahmen die herrschende Literatur, denn „sie zeigt den Menschen nicht mehr in seiner konfliktgeschwängerten Gegenstellung zur Natur, zum Fatum, zum Ueberirdischen. Alles philosophisch Problematische geht ihr ab. Aber auch alles hartkantig Soziale. Alles Urewige und doch zeitlich Moderne". Aber mit ihrem „prophetischen Gesang und jauchzenden Morgenweckruf" (Henckell) an die ganze deutsche Jugend fanden die „Modernen Dichtercharaktere" nicht den Widerhall, den sie erhofften. Aber sie erlebten die Genugtuung, daß sich hochgeachtete Kritiker, wie Otto von Leixner und Rudolf von Gottschall, mit ihren Erzeugnissen eingehend beschäftigten und, soweit es ihnen von ihrem abweichenden Standpunkt aus möglich war, ihren Bestrebungen Gerechtigkeit zuteil werden ließen. Viel Anstoß und den Zorn maßgebender literarischer Kreise erregten die Herausgeber der Anthologie mit ihren ungerechtfertigten Ansprüchen, denen das dichterische Können keineswegs entsprach. So behauptete Henckell: „Wir haben in den letzten Dezennien weder eine moderne, noch eine deutsche, noch überhaupt eine Lyrik besessen, die dieses heiligen Namens der ursprünglichsten, elementarsten und reinsten aller Dichtungsarten nur entfernt würdig wäre . . . Ja, liebes Publikum, die anerkanntesten und berühmtesten Dichter unserer Zeit, die vortrefflichsten und bedeutendsten Autoren, wie die kriti-

schen Preßwürmer sie zu bespeicheln pflegen, sind nichts weiter als lyrische Dilettanten." Und während Conradi bloß den Anspruch machte, „endlich die Anthologie geschaffen zu haben, mit der vielleicht wieder eine neue Lyrik anhebt", meinte Henckell geradezu: „Auf den Dichtern des Kreises, den dieses Buch vereint, beruht die Literatur, die Poesie der Zukunft, und wir meinen, eine bedeutsame Literatur, eine große Poesie . . . ." *).

Durch seine Vorrede trat Conradi zum ersten Male allen sichtbar als Führer der literarischen Jugend auf. Aber die Hoffnung, die man auf seine Lyrik setzte, rechtfertigte er doch nicht ganz. Künstlerisch Ausgeglichenes bot er nur in wenigen Ge-

---

*) Leider war es mir unmöglich, alle Preßstimmen über die „Modernen Dichtercharaktere" aufzufinden. Bekannt geworden sind mir folgende: „Auf der Höhe", 1885, Nr. 44, S. 466 f. Leo Berg: „Eine neue Literaturströmung" (Deutsche Akademische Zeitschrift vom 21. März 1886). Otto v. Leixner: „Unsere Jüngsten" (Deutsche Romanzeitung, 1885, S. 139 ff., 207 ff., 281 ff.). Rudolf v. Gottschall: „Jungdeutschland" (Blätter für lit. Unterhaltung, 1886, I, S. 387—390). Karl Bleibtreu: „Neue Lyrik. Kritische Studie" (Die Gesellschaft, 1885, S. 755) und in der „Revolution der Literatur" (S. 58 ff.). Gegen die unchristliche Gesinnung der „Dichtercharaktere" polemisierte später G. Oertel: „Die literarischen Strömungen der neuesten Zeit, insbesondere die sogenannten ‚Jungdeutschen'" (Heilbronn, 1887, S. 40 ff.). Eine eingehende Analyse der Anthologie bot Paul Fritsche in seiner Schrift: „Die moderne Lyriker-Revolution (1885, über Conradi S. 42, 43) und neuerdings Adalbert v. Hanstein: „Das jüngste Deutschland" (Leipzig, 1901, S. 48 ff.).

dichten, wie „Verlassen“, „Was gestern noch geblühet“ und „Osterpsalm“,*) in den übrigen operierte er oft mit schemenhaften Begriffen und verlor sich bisweilen in pathetischen und bombastischen Phrasenschwulst, und mit einem Anflug von Spott meinte Bleibtreu in der „Gesellschaft“: „Nach dem alten Grundsatz: Denn wo nichts zu beißen und zu brechen hat, da stellt das Transzendentale zur rechten Zeit sich ein, schwelgen unsere Stürmer im Metaphysischen. Conradi, sonst als Novellist und Essayist ein ganz hervorragendes Talent, geht nicht ohne schauerliche Erhabenheit im „Purgatorio“ und „Verlorenen Paradies“ spazieren, betreibt mit heiligem Eifer die Entlarvung von allerhand „Pygmäen“ und schleudert der nüchternen Welt manch gewichtiges Anathem auf die Perücke.“ Und Otto von Leixner meinte: „Hermann Conradi ist noch gar nicht zu kennzeichnen: das brodelt und gärt durcheinander wie in einem Hexenkessel. Gute Gedanken stehen neben Unsinn, echte Empfindung ist mit unbewußter Schauspielerei verquickt; neben hochgestimmten Stellen macht sich die aufgeblasene Phrase breit.“ Ein hohes Lob spendete dem jungen Dichter nur Rudolf von Gottschall, welcher erklärte: „Hermann Conradi hat von diesen Dichtern am meisten einen kraftgenialen Zug; alles wird bei ihm zum Hymnus, zum Dithyrambus, der oft

*) Wir bringen in Bd. I unter den „Dichtercharakteren“ nur diejenigen Gedichte, die weder vorher noch in den Sünderliedern vorkommen.

ins Maßlose sich steigert. Dies Vulkanische kommt aber aus inneren Tiefen; es ist nicht gemacht, nicht forciert, und der phantasievolle Ueberschwang bedarf nur der künstlerischen Läuterung. „Licht den Lebendigen“, „Empörung“, „Totensang“ sind solche wild hinausstürmenden Kraftstudien: ein starkes sittliches Pathos beseelt diese Gedichte; gegenüber der Sünde, der Heuchelei, der Unfreiheit wird die geistige Tat gefeiert.“

Bald nach der Herausgabe der „Modernen Dichtercharaktere“ erschien als Erzeugnis einer tollen, übermütigen Fastnachtsstimmung bei Schabelitz in Zürich das „Faschingsbrevier für 1885“, das Johannes Bohne und Hermann Conradi unter Mitwirkung ihres Freundes Blume herausgaben. Die Idee des Büchleins ging von Conradi aus, und er nahm auch mancherlei redaktionelle Aenderungen an den Beiträgen vor, die in wenigen Tagen geschrieben waren. Die Keckheit der übermütig-satirischen Karnevalsstimmung wurde bei ihm zu einer Bevorzugung des Zotenhaften. Seine Verunstaltung der christlichen Antonius-Legende und die moderne Umbildung der alten, aus Homer geschöpften Göttersage von Ares und Aphrodite machen seinem künstlerischen Schaffen wenig Ehre; sie sind aber gleichwohl für sein Streben bezeichnend, sie tun dar, daß er seine in den „Modernen Dichtercharakteren“ gepredigte hohe Kunstauffassung mit der Richtung des Naturalismus nicht ver-

einigen konnte und statt wahren Lebens Unfläte-
reien bot.

Das Büchlein fand kaum eine nennenswerte Verbreitung, aber einzelne Kritiker sprachen doch ihre Anerkennung aus. So meinte Franz Koppel-Ellfeld in den Blättern für literarische Unterhaltung: „Ueber die Schrift der schneidigen Journalisten, die kein Blatt vor den Mund nehmen, ist es um Johannis herum zu spät, noch etwas anderes zu sagen, als daß man auf die Fortsetzung dieser polemischen Aphorismen gespannt sein darf" (1885, S. 510).

Im weiteren Verlaufe des Jahres 1885 entstand wohl noch eine Reihe andrer Skizzen, sowie ein sonst völlig unbekannt gebliebenes und verlorenes Lustspiel: „Ein Mäzen wird gesucht" (an Blume. 28. Juli 1886), ein Thema, das Conradi schon in der Skizze „Zwei moderne Märtyrer" („Brutalitäten") als „in Arbeit genommen" bezeichnete. Außerdem machte sich Conradi auf Kirchbachs Veranlassung an die Uebersetzung Byronscher Werke, ohne jedoch damit recht vorwärts zu kommen (an Kirchbach, 8. Oktober 1885).

Wie die „Faschingsbreviere" deutlich bewiesen, war sich Conradi noch keineswegs bewußt, wo die Stärke seines Könnens lag, und wohin die ganze Richtung seines Wesens ging. Er, der vom Leben schwer Getroffene und in seinem Idealismus so Getäuschte, wollte jetzt das gewaltige Berliner Le-

ben in seinen Höhen und Tiefen erfassen und es in eine Reihe von Romanen zwingen, ja, er vermaß sich dessen schon gleich nach seiner Ankunft bei einer Kneiperei mit den Harts. Er hatte kein geringeres Ziel im Auge, als Max Kretzer „abzutrumpfen, der ja ganz guten Willen und ganz gute Kenntnisse haben mag", an dem er jedoch den Stil und die psychologische Auffassung tadelte (an Fritsche. 28. April 1885). Aber zu seinem Vorhaben fehlte ihm alles. Er, den Bleibtreu als „reinen Toren" bezeichnete, und über dessen rührende Lebensunkenntnis ein Kenner wie Heiberg im Innern lächelte, ließ das ihn umflutende Leben nicht unmittelbar auf sich wirken, er besaß nicht die Ruhe und den scharfen Blick zum Beobachten, sondern machte sich aus dem, was er sah und hörte, ein mit Eklem und Widerwärtigem überladenes Weltbild zurecht, das er als Wahrheit ausgab, und das in Wirklichkeit weiter nichts war als eine Verzerrung. Er wollte die Brutalität und bodenlose Gemeinheit des Lebens darstellen — und kannte das Leben selber noch nicht richtig. Wie rührend naiv er zuerst sogar gewesen, geht am besten aus der Tatsache hervor, daß er anfangs gar nicht glauben wollte, er könne die geputzten Mädels der Friedrichstraße jeden Tag für Geld haben. Und statt das Gemeine in seiner Nacktheit darzustellen, verlor er sich — in dem Glauben, es zu tun — in raffiniert ausgeklügelte, Sinneskitzel weckende, aber innerlich lebensunwahre Situationen. Das Werk nun, in dem er das Berliner

Leben darstellen wollte, und das alles andere eher als eine Besiegung Kretzers bedeutete, waren die „Brutalitäten", die, mit einem kraß wirkenden Umschlag nach Art von Sensationsbroschüren versehen, etwa im Januar 1886 im Züricher Verlag von Schabelitz erschienen.*) Der Berliner Verleger G. Schuhr, mit dem Conradi das Abkommen getroffen, daß er ihm alle neuen Werke zuerst vorlegen werde (an W. Friedrich, 5. Juni 1886), hatte es nicht gewagt, die Erzählungen zu bringen.

Der stilistische Ausdruck der Novellen erschien durchweg gut, auch die Anlage der einzelnen Skizzen war der künstlerischen Geschlossenheit nach anerkennenswert, nur in der letzten Novelle nahm eine Jugendepisode zu viel Raum ein und zersprengte die Form. Zu großen Bedenken dagegen gab der Inhalt Veranlassung. Nur die erste Geschichte, eine rührende Erzählung aus dem Kinderleben, kann als völlig einwandfrei bezeichnet werden, und auch den Dialog zweier Schriftsteller, die sich mit dem Leben abfinden, darf man von dem harten Urteil, das man über die „Brutalitäten" fällen muß, ausnehmen. In den übrigen Erzählungen bewegt sich Conradi auf einem höchst zweideu-

*) Nach einem Brief an Kirchbach vom 8. Oktober 1885 sollten sie demnächst erscheinen. Beim Verlag selbst war über die Erscheinungszeit nichts festzustellen. Paul Fritsche schreibt seiner Schwester Elisabeth am 3. Februar 1886, sie seien im Januar erschienen. Auf dem Buchtitel selbst ist 1886 angegeben.

tigen Gebiet menschlichen Geschlechtslebens, allerdings nicht mit der Absicht, die Sinne zu kitzeln, sondern um in moralistischer Weise zu zeigen, daß das Leben brutal sei. Es ist keine kecke und derbe, aus Jugendmut entspringende frische Sinnlichkeit, die in der Dichtung sehr wohl ihr Daseinsrecht besitzt; im Gegenteil, diese ungesunde, wilde Gier scheint eher dem Gehirn eines raffinierten und abgelebten Roués zu entstammen als demjenigen eines vierundzwanzigjährigen Studenten, der in der Einleitung mit beredten Worten das Wesen des „realistischen Kunstkönnens" zu analysieren versuchte. Ja, in der Erzählung „Blut" ward der Naturalismus geradezu zur ekelhaft wirkenden Pornographie, die einem noch dazu wegen ihrer Gesuchtheit nicht einmal echt vorkommt.

Es ist daher nur zu begreiflich, daß diese Novellensammlung, die Conradi dem älteren Conrad widmete, bei ihrem Erscheinen mit gemischten Empfindungen aufgenommen ward. Ziemlich unbedingt lobend sprach sich nur Leo Berg in der Deutschen akademischen Zeitschrift aus (20. Februar 1886), nahe Freunde des Dichters dagegen, wie Blume und Bohne, lehnten sie durchaus ab, dasselbe taten Kirchbach und Bleibtreu, und letzterer wendete sich in seiner Revolutionsbroschüre (S. 61) ausdrücklich gegen „eine gewisse greisenhafte Raffiniertheit im Ausklügeln erotischer Probleme, die wenig mit dem kecken Mut jugendlicher Sturmdränger zu tun hat." Noch schärfer gingen andere Kritiker mit den

Novellen ins Gericht. Die „Grenzboten" (v. 27. April 1886, S. 418 ff.) schlugen als Titel für sie „Bestialitäten" vor und meinten von der letzten Erzählung: „Es ist einfach unmöglich, die ganze Brutalität oder vielmehr Bestialität des Vorganges wiederzugeben; durch das verlogene Pathos, welches hineingemischt wird, steigert sich die zynische Roheit der Schilderung zum Unerträglichen." Und der „Literarische Merkur" (Weimar, 15. April 1886, S. 180 f.) erklärte: „Wenn wir sagen wollten, Bleibtreus Buch („Schlechte Gesellschaft") ist noch brutaler als Conradis „Brutalitäten", so würde das unsern Lesern noch nichts nützen, denn sie können sich ja gar keine Vorstellung machen, *wie* brutal Conradis „Brutalitäten" sind." Noch kürzer und bündiger erklärte Paul *Schlenther**) diese Novellen für schamlos.

Das letzte Werk, welches der Berliner Studentenzeit Conradis seine Entstehung verdankte, war das „*Faschingsbrevier für 1886*", das ebenfalls bei Schabelitz in Zürich erschien. Auch dieses Büchlein ging wie das im Vorjahr aus dem Kreise der „Lebendigen" hervor. Conradi und Bohne waren die Herausgeber, die von nun das „unschuldige Nesselbüchlein" zu einem „satirischen Jahrbuch" erheben wollten, „in dem das gesamte scharfzähnige Jungdeutschland zu Worte kommen"

---

*) In der „Deutschen Wochenschrift" (Wien). Gegen ihn polemisiert Conradi in der „Gesellschaft". S. Bd. II, S. 10 ff.

und „jedwede Maulkörberei verpönt" sein sollte. Außer Blume beteiligte sich diesmal auch Johannes Schlaf mit einzelnen Beiträgen. Der Gesamtton der Anthologie war maßvoller als derjenige des vorjährigen Breviers, immerhin nahmen die Kritiker an manchem mit Recht Anstoß, und im Hinblick auf Conradis Erzählung vom Pastor Hüpfebein meinten die Blätter für literarische Unterhaltung: „Es wäre sehr zu bedauern, wenn das Talent, welches in den Kreisen dieser Richtung steckt, im Sumpfe der Zote ersticken würde."*)

Der Gewinn, den die bis jetzt entstandenen Werke Conradis brachten, bestand fast nur aus dem erhöhten literarischen Ansehen, und die Unsicherheit der Existenz lastete schwer auf ihm. Wohl hatte er bei der Nationalzeitung Eingang gefunden, wo seine erste Kritik am 24. Februar 1885 erschien, und auch bei der Täglichen Rundschau, deren Leiter Dr. Friedrich Lange ihn sehr schätzte, ward er seit dem 21. November 1885 regelmäßiger Mitarbeiter. Aber er erwarb doch nicht soviel, wie er brauchte, und er klagte Paul Fritsche: „Wissen Sie, lieber Freund, ich habe in die deutsche Journalisten-Misere schon einen tiefen — einen grauenvoll unheimlichen Einblick getan! Ich möchte dieser Furie so bald als möglich wieder entrinnen — wissen Sie keine Sine-

---

*) 1886, S. 763 f. Aehnlich lehnten auch die Grenzboten das Buch ab (1886, S. 418—426).

kure, die einem das dichterische Schaffen im stillsten Otium ermöglichte? Aber das Abhängigsein von Redaktionen und sonstigen Blattläufigkeiten ist zerfasernd, zersplitternd, zersetzend durch und durch!" (18. Mai 1885). Und um endlich zu regelmäßigen Einnahmen zu gelangen, suchte er krampfhaft nach dem Posten eines Redakteurs. Er stellte sich Wilhelm Friedrich als Mitherausgeber des „Magazins" zur Verfügung, er frug Paul Fritsche, ob er ihn nicht bei der Berliner Gartenlaube, wo jener Schriftleiter war, anbringen könnte; er versuchte das ehemalige Organ der Vereine Deutscher Studenten, die von Fritsche geleitete „Kyffhäuserzeitung", die seit dem Januar 1885 keine studentische Gruppe mehr hinter sich hatte, zu einer jungdeutschen, hauptsächlich literarischen Zeitung umzugestalten und dabei als Mitredakteur zu helfen, aber auch dies mißlang, da Wilhelm Arent entgegen seiner ersten Zusage das von ihm übernommene Blatt vom 1. Juli 1885 nicht mehr erscheinen ließ. Endlich bot sich Conradi eine Redakteurstelle, und voll Hoffnung eilte er nach Neunkirchen, um die Schriftleitung der „Saar- und Blieszeitung" zu übernehmen. Aber für ein solches Ortsblatt, wo der Herausgeber mehr mit Schere und Kleister als mit dem Geiste arbeiten und sich dem Verleger und dem Publikum sehr anpassen muß, war Conradis Persönlichkeit völlig unbrauchbar. Nach dem 22. Februar 1886 kam er in Neunkirchen an, und nur ge-

nau acht Tage dauerte seine Herrlichkeit als Redakteur, dann erfolgte der endgültige Bruch und die „drollig-ernste, tragikomische Wallfahrt nach dem Rhein" („Phrasen") war zu Ende.

„Ich habe mich", schrieb er an Blume (6. März 1886) „gerade acht Tage nach meiner selbstgewählten Missio sub jugum — auf die Stunde stimmte es! — frei gemacht — mit einem energischen Handstreich meine Freiheit zurückerobert. Es war höchste Zeit. Ihr könnt Euch kaum denken, welche Stunden innerer Kämpfe und Krämpfe ich durchgemacht. Ich habe wieder einmal des Lebens grenzenlose Kleinlichkeit durchkostet — und einen neuen Berg von Wut und Grimm aufgetragen."

Auf der Rückreise von Neunkirchen besuchte er seinen Freund Schöltgen, der als Besitzer einer Druckerei und eines Zeitungsverlags mit seiner Familie in Bendorf lebte. Conradi wurde dort sehr freundlich aufgenommen und genötigt, einige Wochen in der Nähe des „tiefäugigen, rätselverklärten" Rheins zu bleiben. Es war Anfang März 1886, und der Fasching nahm alle Gemüter in Anspruch. Conradi erlebte hier etwas völlig Neues und fand Land und Leute sehr interessant. „Die Honoratioren hier haben mich mit offenen Armen aufgenommen," schrieb er an Blume (6. März). „Ich habe sogar t a n z e n gelernt, natürlich mit köstlichen Purzelszenen! Fasching! Hier am Rhein weiß man, was das heißt! Und natürlich sind die Leute! Mit Gu-

stel*) habe ich mich gestern zwei Stunden geschneeballt!" Aber für den rheinischen Karneval fehlte ihm, nachdem der erste Reiz der Neuheit vorüber war, doch das rechte gemütliche Verständnis. Wohl konnte er, wie er in seinem „Zwischenmotiv" schildert, eine Zeitlang mit allerlei Volk bei Schwarzbrot und Rheinwein zusammensitzen, aber zuletzt erfaßte ihn eine alles ablehnende Stimmung:

„Und schließlich kriegt' ich den Unsinn dick,
Und wieder heller ward mein Blick . . .
Da hab' ich die Menschlein mir angeguckt
Und hinterher weidlich ausgespuckt . . ." **).

Von Bendorf aus machte er noch eine Fahrt nach Koblenz und wohl auch nach Frankfurt und kehrte dann nach längerer Abwesenheit nach Magdeburg zurück.

Von dort aus ging er im Mai 1886 nach Leipzig, wiewohl er noch das ganze Sommersemester in Berlin immatrikuliert blieb, der Form wegen Kollegien belegte und auch Stipendien genoß. Er wollte durch seinen Aufenthalt in jener Stadt eine engere Verbindung mit dem Verleger Wilhelm Friedrich herstellen und dadurch seine großen schriftstellerischen Pläne endlich zur Tat werden lassen. Er wohnte draußen in der Nähe des Rosentals in der Rosentalgasse 7 und hatte zunächst gar keinen

---

*) Ein bildhübsches und junges Wirtstöchterchen am Rhein, für das Conradi zu schwärmen schien.

**) Bd. I, S. 114.

Verkehrskreis. Aber ein derartiger Zustand war seiner Natur zuwider. „Totale Einsamkeit tötet den Dichter ...", schrieb er an Fritsche (16. Mai 1886); und er suchte nach Gleichgesinnten, die er auch bald finden sollte. Am 13. Mai ging er zu einer Sitzung des Akademisch-philosophischen Vereins, der damals in einem stark radikalen Fahrwasser segelte, und wohnte dem Vortrag eines Studenten Johannes Limmer über „Pessimismus und Hochkultur" unerkannt bei. Man reichte an jenem Abend als eine Neuerscheinung die „Brutalitäten" am Tisch herum, und war sehr erstaunt, als man in dem herumgegebenen Gästebuch las, daß der Verfasser derselben anwesend sei. Sofort schlossen sich ihm einzelne an, besonders der Altphilologe Carl Korn aus Saarbrücken, der Jurist Kurt Hezel, der Theologe Christfried R—*) und ein Pole Trepinski. Sie verbrachten den Abend gemeinsam in der in den „Phrasen" eingehend geschilderten Weise, und nach einem nächtlichen Spaziergang im Rosental begleitete Hezel seinen neugewonnenen Duzfreund auf dessen Studentenbude und schlief bis zum Morgen auf dessen Sofa. Da sich Conradis Wirt, ein Schneidermeister, die Beherbergung einer fremden Person in der Wohnung nicht gefallen lassen wollte, so kam es zwischen ihm und Conradi zu einer heftigen Szene, die in ihrer Komik — ab-

*) Bei einer andern Gelegenheit ward Conradi auch mit R—s Freund, dem Bulgaren Nikola Bobtschew bekannt.

gesehen von einiger Ausschmückung — in den „Phrasen" richtig geschildert wird. Infolgedessen zog Conradi am 1. Juni 1886 nach Waldstraße 25 III, ebenfalls nahe dem Rosental, zu einfachen Leuten, bei denen er auch den Mittagstisch genoß. Mit ihnen und ihren Kindern machte er sogar einst eine Landpartie und kehrte, einen großen Feldblumenstrauß tragend, frohgestimmt heim. „Du hattest wohl keine Ahnung, mein Lieber, daß ich mich auch in die Idylle finden kann!" sagte er einem gerade kommenden und sehr erstaunten Freunde (R—).

Am 20. Mai hielt Conradi selbst als Gast in dem erwähnten Verein, dessen Vorsitzender Hezel war, einen Vortrag über: „Die Berechtigung der neuen deutschen literarischen Bewegung und der Versuch eines Programms derselben". Die Nachricht, daß einer der Führer der Jüngstdeutschen sprechen werde, hatte eine Anzahl Gäste angelockt, die auf das von Conradi Gebotene sehr gespannt waren. Er überraschte durch sein Pathos, seine Leidenschaft und seinen Kraftausdruck; man fühlte, daß er in Gärung war, noch zwischen Sozialismus und Aristokratentum schwankte und sich danach sehnte, ein Leben der großen Gedanken und Empfindungen zu erneuern. Bleibtreu erschien ihm als der Dux et signifer der neuen Bewegung, und seine Lyrik, zumal die soziale Protestlyrik, stellte er als „singular" und „durchaus unantastbar" hin. Die alten, noch lebenden Autoritäten wurden mit kräftigen Fußtritten ins Nichts hinuntergestoßen, „wohin sie

immer gehörten". Dem gegenwärtigen Geschlecht warf Conradi Strebertum und erbärmlichen Mangel an Rückgrat vor. Ueberall stoße man auf in Fleisch gewickelte Nullen, Menschen seien keine zu finden, die deutsche Jugend wate bis über die Knie im Schmutz und sei über und über mit Kot bespritzt. Die Wirkung des Vortrags entsprach den Erwartungen nicht; die Gäste zeigten sich nicht nur enttäuscht über das abstoßende, häßliche Aeußere des Redners, den sie sich als moderne Kämpfernatur ganz anders imponierend vorgestellt hatten, sondern hielten auch das Gebotene wegen seines geringen positiven Gehalts für minderwertig und waren zudem noch über die Behandlung der deutschen Jugend empört. Das Ehrenmitglied, Dr. Moritz Wirth (zugleich Bibliothekar des Vereins), zerpflückte in der sich anschließenden Debatte die „Brutalitäten" nach verschiedenen Richtungen unbarmherzig, insbesondere in psychologischer Beziehung wies er grobe Fehler nach. Conradi zeigte sich in der Debatte damals noch unsicher und tastend, und so endete der Abend keineswegs mit einem Siege der von ihm verfochtenen Sache.*)

Auch fernerhin verkehrte Conradi in dem Verein, und mit einigen Mitgliedern trat er sogar in ein engeres Verhältnis. Hezel hatte damals einen Lesezirkel eingerichtet, wo unter seiner Leitung Friedrich

*) Nach dem Jahresbericht des Akademisch-philosophischen Vereins (durch Vermittlung von Herrn Dr. Wirth), sowie nach den Erinnerungen der Herren R— und Dr. Hezel.

Nietzsches „Geburt der Tragödie" und „Das Kunstwerk der Zukunft" behandelt wurde. Er war leidenschaftlicher Anhänger Wagners und Nietzsches und suchte Conradi besonders für „Tristan und Isolde" zu begeistern, worin er das höchste Kunstwerk sah. Aber er fand doch, daß Conradi nicht das tiefste musikalische Empfinden besaß, trotzdem er Wagner sehr begeistert hörte, ja früher — gegenüber Schöltgen (10. Oktober 1883) renommiert hatte: „Wagner, ich liebe dich unendlich, weil ich dich *verstehe*!! Das Gesindel, das ihn nicht versteht, das kann ihn mit Kot bewerfen — — verfluchte Gesellschaft . . ."*) An dem Hezelschen Zirkel nahm auch Conradi teil, der schon in Magdeburg 1883 oder 1884 „Jenseits von Gut und Böse" gelesen, ohne daß es jedoch — ebenso wie das Werk Max Stirners — tieferen Eindruck auf ihn gemacht hätte. Jetzt drang er tiefer in Nietzsches Schriften ein, und besonders zusammen mit Carl Korn warf er sich auf den „Zarathustra", den er im Sommer 1886 eifrig studierte (an Blume. 7. Juli 1886). Von allen Leipziger Freunden schätzte Conradi Carl Korn am meisten, und während er, wie er im Widmungsgedichte zu den „Phrasen" sagt, in den übrigen Bekannten nur leere „Schatten des Marktes" sah, erblickte er in ihm den einzigen *Menschen*, der ihn ganz verstünde und ihm seine Herzgenossen

---

*) Ueber Wagner äußerte er sich auch sonst enthusiastisch. S. Bd. II, S. 41, 49.

der Magdeburger Zeit ersetzen könnte. „Er ist mir“, schrieb er an Blume (14. Juli), „ein lieber teurer Herzgenoß geworden . . . Johannistrieb meiner Freundschaft! . . . Wie große Tiefe und wie große Eigenart steckten in ihm! Wir haben Stunden großartigen Tiefsinns erlebt!“ Aber das Zusammenleben mit Korn dauerte nicht allzu lange, da letzterer infolge schwerer Erkrankung im Sommer 1886 das Krankenhaus aufsuchen mußte und dann nach seiner Entlassung daraus eine Reise nach der Schweiz unternahm und sich im Herbst 1886 zu weiteren Studien nach Heidelberg begab.

Außerhalb des Akademisch-philosophischen Vereins verkehrte Conradi noch in anderen Kreisen, und zwar berührten sich diese so wenig, daß zum Teil die einzelnen Bekannten Conradis sich gegenseitig kaum sahen und kennen lernten, selbst wenn sie ihn täglich trafen. So kam er mit Hans Merian und andern zusammen und beteiligte sich einmal auch an dem Schriftstellerverein „Symposion“. Ferner besuchte er den Kreis um die Dänin Rosalie Nilsen, in der er eine liebe, mütterliche Freundin fand. Außerdem erneuerte er mit Dr. Max Oberbreyer, der in Leipzig als sehr bekannter Schriftsteller lebte, die alten Beziehungen, ging mit ihm öfters spazieren und widmete ihm später sogar sein erstes Gedichtbuch mit folgenden Worten: „Herrn Dr. Max Oberbreyer in Erinnerung an manche gemeinsam verlebte i. e. gemeinsam

verwanderte, verplauderte, verlachte, vertrunkene Stunde des Frühlings und Sommers 1886".

Beinahe täglich verkehrte er etwa ein Jahr lang auch mit Adolf Bartels, der damals halb noch Student, halb schon Literat, sich bitter im Leben durchkämpfen mußte. Er war eines Tages zu Conradi gekommen und brachte ihm einige Beiträge zu dem „Realistischen Jahrbuch", für das Conradi in der Illustrierten Zeitung um Beiträge gebeten hatte. Sie traten einander näher, und wenn auch keine eigentliche Freundschaft entstand, so war das Verhältnis doch auch keine oberflächliche Studentenbekanntschaft. Conradi las ihm oft Stücke aus seinen neuen dichterischen Arbeiten vor, die er vielfach eben erst gewissermaßen aufs Papier „geschmettert" hatte. Vielfach unternahmen sie auch gemeinsame Spaziergänge ins Rosental und in die Dörfer um Leipzig, manchmal gingen sie auch zusammen in den Klub der Holsteiner, zu dem Bartels als Mitglied gehörte. Auch wurde letzterer zur Mithilfe an der Redaktion des „Realistischen Jahrbuchs" von Conradi herangezogen, und einmal übernahm er es sogar, da Conradi historische Romane nicht liebte, eine Kritik von Amyntors „Gerke Suteminne" zu schreiben, welche jener dann für die „Tägliche Rundschau" zurechtstutzte.

In engen Verkehr kam Conradi damals auch mit Otto Erich Hartleben. Letzterer sollte mit ihm zusammen das „Realistische Jahrbuch" redigieren, und Conradi widmete ihm sogar eins seiner Bücher

mit den Worten: „Zur Erinnerung an eine gemeinsame, später vielleicht sehr bedeutungsvolle Herausgebertätigkeit". Durch Hartleben erhielt Conradi Beziehungen zu einem größeren Kreise von Studenten wie Hans Heilmann, Alexander Rumpelt und Richard Siegemund, dem Herausgeber der Anthologie: „Aus junger Kraft" (1887).

Ein künstlerisch-geniales Zigeunerleben nach Pariser Manier, wie es Henri Murger in seiner Vie de Bohême schildert, entwickelte sich damals in Leipzig nicht. Conradi und seine Genossen lebten vielmehr wie die meisten Studenten, die keinen Familienverkehr besitzen, und nur in gewissen Aeußerlichkeiten suchte er den Bohemien hervorzukehren, indem er seine Fähigkeit zu Wortspielen und Kalauern ausbildete und gelegentlich à la Musset „absyntierte"*). Der Haupttreffpunkt mit seinen Bekannten waren Kellnerinnenkneipen, wie z. B. das Café Schlachter, die „11" (Grimmaische Straße), wo die „Nihilistenkneiperei" der „Phrasen" stattfand, das Café Landrock (Rannstädter Steinweg), wo für Conradi im Juli 1886 die alte Berliner Bekannte, Octaviana von Germanow, auftauchte, und das Café Sansibar, wo oftmals zu Conradis Aerger Skat „gedreht" ward und Hartlebens spätere Frau Selma zu jener Zeit als Kellnerin bediente. Trotz der zweideutigen, sinnlich schwülen Atmosphäre

*) Adolf Bartels: Hermann Conradi. Ein Erinnerungsblatt. Didaskalia (Frankfurt, 18. März 1893).

der Lokale herrschte in diesen Kreisen doch die reine Zote nicht eigentlich, wenngleich das „Weib" als interessantes psychologisches Objekt in den Gesprächen eine große Rolle spielte. Auch alle möglichen Probleme wurden mit Ernst und Eifer behandelt, und die Sprechweise Conradis und anderer war stark mit philosophischen Ausdrücken durchsetzt, zumeist geistreich, manchmal allerdings auch sehr forciert. Bisweilen konnte man allerdings bis tief in die Nacht hinein über Nichtigkeiten, ja blühenden Blödsinn lange und ernst debattieren. So behandelte man einst in der Weiberkneipe „Typographia" das Thema: „Wenn in einer Nacht auf einmal alle Gegenstände um uns und wir selber immer mehr zusammenschrumpften, ob wir es dann merken würden am Morgen, daß wir kleiner geworden?" Von diesen Kellnerinnenkneipen zog man dann in der Nacht, wie das auch heute noch in Leipziger Studentenkreisen vorkommt, in die Gäßchen der Bordelle, und Conradi schildert eine solche Wanderung sehr anschaulich in den „Phrasen", nur ist dabei die Christus-Szene sicherlich eine völlig freie Erfindung.

Gelegentlich veranstalteten Conradi und Hartleben einmal einen kleinen Gesellschaftsabend bei sich. Einer der Teilnehmer, R—, gibt eine interessante Schilderung von einem solchen Zusammensein.

„An jenem Sonnabend war Gesellschaftsabend bei Conradi, wozu ein Brief einlud. Hartleben war da, u. a. auch Adolf Bar-

tels, ob Max Oberbreyer, weiß ich nicht mehr genau. Da war auch ein junger Verehrer Conradis, der ihm ein prächtig gebundenes Goldschnittbändchen eigener Schöpfung mit einer gewissen Andacht überreichte. Er muß so ähnlich wie Siegemund geheißen haben oder — Gutheil. Was Conradi zur Unterhaltung beigetragen hat, ist mir nicht erinnerlich. Hartleben hat einiges vorgelesen; darunter Gedichte von dem Schotten Mackay, worin auch der Anarchismus laut und dröhnend zu Worte kam. Außerdem las er etwas vor, worin der Verfasser ingrimmig allzu patriotischen Husaren mehrmals vorwarf, daß sie ihren Herrn „angehündelt" hätten. — A. Bartels las an jenem Abend sein wohl eben entstandenes dramatisches Gedicht: „Lope de Vega" vor. Darin entpuppte sich Solis, Lopes Schreiber, als dessen früherer dichterischer Nebenbuhler. Die stete Mißhandlung durchs Geschick hatte ihn in tiefe Not gebracht und ihn gezwungen, unter falschem Namen seinem Gegner um Hungerlohn zu dienen, der, eitel und glückberauscht, sich vor ihm in seinem Ruhme sonnt. Er gesteht dem Lope, daß er vor Hunger nicht weiter schreiben kann, wird gesättigt und muß sich nun diktieren lassen, wie Lope zum Gipfel des Dichterruhms emporgestiegen und sein Gegner zugrunde gegangen sei — „verdorben und gestorben". Bei diesen Worten stockt Solis' Feder; er wiederholt die Worte „verdorben und gestorben" und fällt tot vom Stuhle.

Durch des Schreibers Frau erfährt der erschüt-

terte Lope, wer eigentlich der Schreiber gewesen sei. — Ob der plötzliche Tod des Schreibers durch Hunger und Kummer zureichend motiviert sei, diese Frage wurde an jenem Abend vom naturalistischen Standpunkt aus lebhaft erörtert. Hartleben bestritt es energisch. Bartels trat für seine Dichtung ein und ließ sich nicht irre machen. Schließlich beriefen sich beide auf ihr dramatisches Empfinden.

Bald darauf lud Hartleben zu einem „ästhetischen Glase Bier" zu sich ein, wie die Karte sagte. Die Gäste vom Conradi-Abend waren zugegen, auch Dr. Oberbreyer. Man war bei einem Fäßchen trefflichen Stoffs in behaglicher Stimmung.

Hartlebens Wohnung machte seinem Spürsinn alle Ehre. Die Decke des Wohnzimmers war hoch; die nach der Straße gerichtete Wand war gewölbt und mit großen entsprechenden Fenstern versehen. Man hatte den Eindruck, in einem Turmzimmer zu sein, entrückt dem Straßengetöse dort unten.

Eine Verbrechergeschichte von Peter Hille mit dostojewskischer Seelenanalyse wurde vorgelesen. Hartleben gab kleine novellenhafte Skizzen von sich zum besten, worin eine Kellnerin zu „Gas" konstant den falschen Artikel setzt. Sie zündet „den Gas" an und dreht „den Gas" aus. In einer anderen Geschichte erzählte er von einer Chansonette, die man für leichtfertig hält, worüber sie sich stark empört. In einer Art von Verzweiflung tötet sie sich, aber letztwillig bestimmt sie, seziert zu werden, damit man

an ihrem Körper ihre Unschuld erkenne .... Und es war auch so ... Die Darstellung selbst zeigte Grazie. Ich glaube, daß besonders Dr. Oberbreyer in seiner behaglichen Weise kritisiert hat. — Beim späten Heimgehen lud Conradi mich und andere zu sich ein. Er muß es zu sehr en passant getan haben, denn fast jeder hatte die Einladung vergessen. Conradi saß einsam bei seinem trinkbaren Fäßchen, empört über die brutale Mißachtung seiner Einladung und warf Zornesblitze aufs Briefpapier — zu treffen der Schuldigen Häupter ...."

Ein ziemlich dunkles Kapitel selbst für die engsten Freunde Conradis war sein Verhältnis zum Weib während seiner Leipziger Zeit. Er selbst renommierte später in München gegenüber Kirchbach, er habe sich durch seine Weibergeschichten eine Geschlechtskrankheit (in Berlin oder Leipzig) geholt, doch hat sein Freund Dr. Martin Weiß, der ihn 1889 in Würzburg als Arzt eingehend behandelte, erklärt, daß davon bei ihm keine Rede sein könne. Wieweit er sich in Leipzig geschlechtlich auslebte, war niemandem genau bekannt. Hans Merian meinte: „Ich glaube nicht an Impotenz bei ihm, auch nicht an volle Potenz; es war eben eine Halbpotenz, die etwas von Geilheit begleitet ist, aber keine volle Befriedigung gewährt." Vor den letzten Konsequenzen eines Liebesverhältnisses scheint Conradi tatsächlich zurückgeschreckt zu sein, wenn er auch in Worten den Don Juan zu spielen liebte. So ging

er nach der Erinnerung eines Freundes lange mit sich zu Rate, ob er das frisch vom Lande gekommene Dienstmädchen seiner Wirtsleute sich aneignen sollte oder nicht, und machte schließlich bei dem moralischen Urteil halt: „Es ist ganz egal, bin ich es nicht, so ist's ein anderer!" Den Kellnerinnen gegenüber erschien er sehr ungleich im Verhalten, vielfach suchte er mit ihnen intim zu reden, dann wieder trat er „großwuchtig" auf, oftmals auch verletzend-ironisch und brutal, weil er glaubte, sie von Grund aus zu kennen, und er nichts Gutes in ihnen sah. Mit dem einen oder andern Bürgermädchen unterhielt er wohl ein kleines Verhältnis, auch verheirateten Frauen aus niederen Klassen scheint er sich genähert zu haben — darauf deutet z. B. die Johanna-Episode der „Phrasen".*) Und möglicherweise war es mehr als eine bloße Vorstellung seiner erregten Phantasie, als er eines Abends einen Freund bat, ihn zu begleiten, da der Mann einer Frau, mit der er ein Verhältnis habe, ihm in seiner Straße mit einem Dolche auflaure. Der Freund begleitete ihn und sah dann tatsächlich, wie ein Mann im Arbeiteranzug an ihnen langsam vorüberging und Conradi scharf fixierte. Aus demselben Grunde erbat sich letzterer ein andermal in später Nacht einen Schutzmann auf der Polizeiwache zur Begleitung, den jedoch die „abgebrüht gleichgültigen Polizisten" mitzugeben nicht für nötig hielten. Auf die Mah-

*) S. auch das Gedicht „Maria" (Bd. I, S. 223).

nung R—s, er möge doch das eheliche Glück niederer Leute nicht stören, meinte er: „Das verstehst du nicht. Uebrigens ist mein Gefühl für das Weib gegenwärtig „elementar", und — was willst du? — sie liebt mich!" Aber gleichviel wie weit diese Verhältnisse gingen, jedenfalls verspürte Conradi heiße Sehnsucht nach einem reinen, unberührten Weib, wenn er sich auch nicht zur dauernden, sondern höchstens zur „wilden" Ehe für befähigt hielt.*) Und stundenlang konnte er sich, wie einst gegenüber Margarethe Halm, im Anschauen einer weiblichen Photographie in inbrünstigen Liebesrausch versetzen, wie folgender Brief an seinen Freund R— zeigt:

„Das Photogramm, das Du mir gestern abend gezeigt und gegeben, scheint mir zum großartig schönen Verhängnis werden zu sollen. Das Bild kommt mir nicht aus den Sinnen. Ich möchte glauben, daß ich in diesem Wesen nun endlich gefunden, nach dem ich mich seit Jahren inbrünstig gesehnt. Wirst Du mich verstehen können? Ich habe seit zwei Stunden weiter nichts getan, als das Bild betrachtet und geträumt und gedacht! Nun raffe ich

*) Ueberhaupt war er der Meinung: „Um in der Kunst etwas Großes, Bedeutsames, Dauerndes zu leisten, muß man Zeit haben, etwas Großes, Seltenes erleben zu können. In der Ehe aber ... ich weiß nicht ... ich glaube, sie wird mit der Zeit für die breiteste Romanprosa zu prosaisch. Ein Künstler soll sich überhaupt nicht für ewig binden. Ich dächte, er müßte stolz darauf sein, daß ihn Plato aus seinem Idealstaat verbannt wissen wollte." (Blätter für lit. Unterhaltung, 1886, S. 562.)

mich zu diesem Briefe auf. Er ist unmittelbar. Ich bebe in reiner Leidenschaft. Ich müßte fast lachen darüber. Denn kenne ich das lebendige Fleisch, den lebendigen Geist dieses Weibes? Dieses Weibes, das mich im Bilde so übermächtig packt und beeinflußt?! Sei mein Freund! Ich glaube zwar nicht mehr an jene reine und große Freundschaft, die ich einmal vor 4—3—2 Jahren als erreichbares Ideal hingestellt. Ich glaube nicht mehr daran. Nein! Ich tue es nicht. Aber ich hege eine starke Sympathie für Dich. Du bist mir immerhin mehr als Objekt. Mehr geworden. Ich bin Dir gegenüber ein Sünder in Gedanken, Worten und Werken! Dennoch liebe ich mich mehr als Dich. Das ist natürlich. Könnte ich Dich sonst so hoch achten? Sei mein Freund! Du wirst bei mir mehr finden als bei anderen. Laß uns ein Stück zusammengehen . . . Dann und wann . . . Du hast mir vieles aus Deinem Leben erzählt. Du hast Dich nicht geirrt. Du hast einen — einen Menschen gefunden, der anders ist als die anderen! Sei froh darüber. Sei froh! — Sage mir, R—, ob dieses Weib, das ich liebe — eine große und freie Seele hat! Du mußt mich mit ihr bekannt machen. Du mußt! Sei mein Freund! Dann mußt Du es! Ich bin ein alter(?) Egoist. Aber ich sage es. Und darum darf ich Dir meine Sympathie erst recht bekennen. Erst recht. Erst recht. — Du weißt nicht, wie mich jetzt der Gedanke an das Mädchen beherrscht! Was werden soll? Ich weiß es nicht. Ich bin ein Künstler.

Ja! Ein Poet! Und ich will endlich einmal ein Weib erschauen, das schön und großgeistig und blank und tapfer! Du mußt einen Weg finden, der mich ihr näher bringt. Vielleicht verlischt die Flamme und verstirbt, wenn ich das Exemplar der Zeitlichkeit schaue, schaue. Aber auch das ist groß und schön. Die schönsten Rosen blühen auf Gräbern. Und ich habe immer für Gräber geschwärmt. — Aber noch lebe ich und wachse ich im Lichte der Tage. Und die Rhythmik des Leibes und der Seele kann mich bei besonderen Wesenschemismen noch berauschen ... Laß mir das Bild — wenigstens noch vorläufig. Du kennst mich nicht. Ich trage Welten in mir und Abgründe ... Aber ich bin herb und brutal. Und ich verachte alles. Auch das Weib, das ich liebe. Aber noch mehr mich selbst. Und darum steht mir das Weib so hoch ... Mir ist, als trüge es auch eine neue Welt und köstliche Weltenmärchen in sich. Ist dieses Mädchen auch anders als die anderen? Ich liebe es. Und es erfüllt mich ganz. Ich danke Dir. Ich danke Dir. Du wirst mich zu ihm führen. Ich weiß, Du wirst es! Ich glaube daran. Wenn wir uns kennten — wenn Du mich kenntest, würdest Du mich verstehen! Verstehst Du mich nicht? Sei nicht erstaunt! Und schweige von diesem Briefe zu jedem! Wenn wir uns morgen abend mit anderen treffen, schweige auch! Verstehe Deinen H. Conradi."

So lebte Conradi in „Klein-Paris", dieser „mit Großstadtfetzen verbrämten Kleinstadt" („Phrasen"), in einer neuen Umgebung, unter neuen Menschen. Es war ein toller Wirrwarr, in dem er sich nicht sogleich zurechtfand. „Soll ich Dir", schrieb er seinem Fritsche (21. Juni 1886), „eine Schilderung all der Verhältnisse geben, die mich seit sechs Wochen hier in Leipzig unter die Finger genommen? Gar nicht möglich! Ich kann nur sagen: daß ich in neuen Sphären lebe — aber: wie eigentlich und warum? — ich habe keine Antwort! Ich habe hier einige Menschen kennen gelernt, die mich mit neuen Lebensanschauungsmomenten geradezu überschwemmt haben! . . . Es war eine dralle Hochflut, in der ich unbeholfene Schwimmversuche gemacht — oder auch sehr gewandte — denn nun, da die Flut so ziemlich sich verlaufen, muß ich bekennen, daß ich derartiges selbst in Berlin und am Rhein nicht erlebt! Ein gutes Stück Jungdeutschland hat sich in neuer Beleuchtung in meine Vorstellungswelt gedrängt — ich atme noch immer schwer und kann noch nicht verdauen!" Die vergangene Zeit lag weit hinter ihm, insbesondere die Berliner. „Berlin", so schrieb er an R— (6. Dezember 1886) nach einer kurzen Reise dahin, „habe ich Gott sei Dank innerlich überwunden. Alles widert mich an. Ich bin damit fertig, — und werde wohl vorderhand der Stadt der geschmacklosen Tugend und des Firniß-Lasters fernbleiben!"

Mit diesem Versinken der Vergangenheit versank

auch die alte Jugendfreundschaft, die ihn mit Blume und Bohne verband. Conradi war ein anderer Mensch geworden; das, was ihm seine alten Freunde geben konnten, hatten sie ihm gegeben, für seine neue Entwicklung, die sie nicht mitmachten oder auch gar nicht mitmachen wollten, boten sie ihm nichts; sie waren für ihn Menschen einer anderen Sphäre. Mit der Veröffentlichung der „Brutalitäten", welche Bohne und Blume durchaus ablehnten, hatte der innere Gegensatz begonnen; jetzt vergrößerte er sich immer mehr, und mit stolzem Selbstbewußtsein schrieb Conradi an Blume: „Ihr kennt mich nicht und ich kenne euch nicht. Trotzdem können wir famose Freunde sein. Wenn ich euch doch beibringen könnte, wer ich wäre. Ich heiße Hermann Conradi." Der längere Briefwechsel, den Blume 1886 mit Conradi führte, um die Mißverständnisse zu beseitigen, zeigte nur, daß sich der Gegensatz nicht überbrücken ließ. Conradi wurde in seinen Antwortschreiben oft sehr verletzend dem alten Freunde gegenüber und meinte (28. Juli 1886) geradezu: „Ich spreche überhaupt jedem, der noch nichts geleistet, das Recht ab, über mich abweisend zu urteilen." Trotz des gelockerten Verhältnisses aber widmete er seine Sünderlieder den beiden alten Genossen. „Ich habe sie natürlich Dir und Hans gewidmet, was das Selbstverständlichste nach unserer Jugendfreundschaft ist," schrieb er Blume (2. Juni 1886), nur ließ er dabei unbemerkt, daß er das Buch ursprünglich gar nicht ihnen, sondern Wolfgang Kirchbach

zugedacht hatte, der es zuerst auch angenommen, dann jedoch infolge der „Brutalitäten" die Widmung abgelehnt hatte.

Aber nicht nur von seinen alten Freunden, auch von seiner Familie löste er sich damals innerlich vollkommen. Die Entfremdung, die schon in den letzten Schuljahren zwischen ihm und den Seinen vor sich gegangen, war durch die Vorkommnisse im Sommer 1884 noch vergrößert worden. Damals schrieb er seinem Freunde Schöltgen (27. Sept. 1884): „Stehe ich mutterseelenallein in der Welt — habe ich nur allein für mich zu sorgen — nun so lasse ich es kampfesfroh auf einen Kampf ankommen — ich fühle mich stark — meines Hirnes Muskeln sind elastisch — Teufel — ich beuge mich nicht! Aber stehst Du mitten in einem Kreise, der Dir von ungefähr angehängt oder mit dem Du Dich selbst angetan — dann heißt es: Der Liebe — dem Wohle aller den Stolz opfern — den freien, herrlichen Mannesstolz — dann wird man ein Knecht — ein Sklave — aber das Brandmal kann so unendlich weh tun, daß es Dich in den Tod treibt! Du rettest die Deinen — aber Du verzichtest!" Conradi stand vor der Wahl, ob er seinen Angehörigen zuliebe die Hoffnung auf seine literarische Zukunft opfern und einen bürgerlichen Beruf — etwa den eines Gymnasiallehrers — ergreifen oder unbekümmert um alle Angehörigen seinem Stern folgen sollte. Er wählte das letztere und machte sich „von seinen Eltern frei", wie er sich ausdrückte. Er blieb trotzdem

dauernd in enger Verbindung mit ihnen, er nahm warmfühlend Anteil an dem Schicksal der Seinen, das sich immer trauriger gestaltete, und half ihnen aus der Ferne, so gut er es bei seiner Armut vermochte. Wohl zum letztenmal sah er seine Eltern zu Weihnachten 1886, und ehe er nach Magdeburg reiste, bat er seinen Verleger Friedrich um Geld. „Ich habe Tränen zu stillen und Wunden zu heilen . . . um die Weihnachtszeit," schrieb er ihm (21. Dezember 1886).

Für seine schriftstellerische Wirksamkeit bedeutete der Aufenthalt in Leipzig eine glückliche Zeit, ja Conradi gelangte damals auf den Höhepunkt seines Autorenlebens. Mit dem Verlage von Schabelitz hatte er schlechte Erfahrungen gemacht, für seine bei ihm erschienenen drei Bücher erhielt er nur 50 Mark (an Friedrich. 5. Juni 1886), und auch sonst meinte Conradi: „Alles versickert bei ihm sang- und klanglos" (an Friedrich. 29. Mai 1886). In Leipzig kam er in engste Berührung mit Wilhelm Friedrich. Schon von Berlin aus hatte er ihm am 24. November 1885 die „Lieder eines Sünders" zum Verlag angeboten, ihm, „der Sie der Hort des jungen, selbständigen resp. des immer mehr sich zur Selbständigkeit durchringenden Nachwuchses sind", so schrieb er. „Kirchbach, Bleibtreu, Conrad haben Sie verlegt — und wenn die alle auch schon bekannter sind als ich — ich weiß, daß man in nächster Zeit auch mich da nennen wird, wo man die Starken und Kühnen nennt, die darum

allerdings stets der Abscheu und Schrecken der weibischen Zwielichtsseelen." Conradi hatte von seiner Liedersammlung eine hohe Meinung: „Es ist keine leichte Alltagsware, die ich Ihnen bringe," schrieb er Friedrich bei der Uebersendung des Manuskripts am 22. Dezember 1885. „Ich denke selbst von meinen „Sachen" nicht gering, wenn ich auch weiß, daß sie viele Schwächen und Fehler haben. Aber sie sind wahr — erlebt — manches wohl originell und bedeutend — ein buntes Gemisch von Farben und Tönen — alles: Pathos und einfachster Naturlaut . . ." Es war für Conradi gewissermaßen eine Lebensfrage, endlich mit seinen Gedichten hervorzutreten. „Ich bin", so schrieb er, „mein Leben lang durch so enge, finstere Gassen gegangen, daß ich endlich einmal ein klein wenig Erfolgs-Sonnenschein haben muß! Die Herausgabe meiner Gedichte ist für mein Seelenleben sehr wichtig." Um endlich zu einem Ziele zu kommen, verzichtete er auf jegliches Honorar, ja er erbot sich sogar am 29. Mai 1886, seinen Roman „Um dreißig Silberlinge", gleichfalls honorarfrei zu liefern, wenn endlich der Druck der Sünderlieder erfolge. Am 31. Mai kam ein regelrechter Kontrakt zwischen ihm und Friedrich zustande, demzufolge ersterer das Manuskript für die erste Auflage honorarfrei abgab und Friedrich für alle künftigen Prosawerke das Ankaufsrecht zu 20 Mark für den Druckbogen bei 1000 Auflage einräumte.

Aber Friedrich ließ nicht das ursprüngliche Ma-

nuskript der Lieder drucken, die nach Conradis Berechnung über 200 Seiten füllten (an Friedrich. 24. Nov. 1885), er verlangte vielmehr starke Streichungen, die Conradi am 5. Juni 1886 endlich als vorgenommen meldet. Trotzdem verzögerte sich die Sache, und der ungeduldige Dichter bemerkte bitter in einem Brief an Friedrich (17. Aug. 1886): „Sie behandeln meine Lyrik mit einer brutalen Nüchternheit! Das ist nämlich gar keine Kunst! Was mir Höhepunkte der Lebens-Erkenntnis — und Gefühlsgipfel bedeutet — wird so mit der Elle des Alltags schablonenmäßig beurteilt!" Bei einem Abendessen in Friedrichs Hause am 7. November 1886 fand Conradi endlich zu seiner Freude die ersten Korrekturen in die Serviette gewickelt vor, und am 4. Februar 1887 erschienen die Gedichte im Buchhandel.*)

Die „Lieder eines Sünders" waren, wiewohl sie erst jetzt der Oeffentlichkeit übergeben wurden, keineswegs neueren Ursprungs. Ein Teil von ihnen lag schon, in Zeitschriften und anderwärts verstreut, gedruckt vor, ja es findet sich unter ihnen wohl kaum ein Gedicht, das nach Conradis Abgange von der Schule entstanden ist. Innerlich erschien der Dichter bei ihrer Veröffentlichung nicht mehr in allen Stücken als derselbe, der in jenen

*) Vom 9. Februar 1887 datierte Conradi die Widmung an Oberbreyer und schrieb am selben Tage eine Antwort auf einen Brief R—s, worin ihm dieser seine Empfindungen über die Gedichtsammlung ausgesprochen hatte.

Liedern sprach. „Ich weiß im voraus," sagte er im Vorwort, „daß ich innerlich das, mit dem ich heute auf den Plan trete, bald überwunden haben werde. Ich hoffe es sogar. Aber ich halte es gerade für ein im besten Sinne des Wortes *modernes* Künstler-Charakteristikum: daß man voll Inbrunst und Hingebung versucht, die verschiedenen Stufen und Grade des Sichabfindens mit dem ungeheueren Wirrwarr der Zeit schöpferisch zum Ausdruck zu bringen, einseitig trotz aller Vielseitigkeit — vielseitig trotz aller Einseitigkeit . . ." In seinen „Liedern eines Sünders" wollte Conradi „Lieder eines Kämpfers" geben, „der sich nicht ganz von der grenzenlosen Gemeinheit des Lebens knechten lassen wollte". Sein Kampf galt der „Sünde", d. h. der geistigen Unfreiheit, aber Conradi erging sich keineswegs in einer bloß gedankenmäßigen Tendenzlyrik; im Gegenteil, die Ziele und Ideale, denen er zustrebte, waren durchaus verschwommen und unklar, und alles löste sich in tieferlebte Stimmungen auf. Diese in den verschiedensten Entwicklungsphasen festzuhalten und künstlerisch zu wahren und rückhaltlosen Selbstbekenntnissen zu gestalten, bemühte sich der Dichter. Höhen und Tiefen menschlichen Seins und Denkens durchmaß er in kühn genialem Zuge, in mystischer Trunkenheit tastete er „mit pochenden Geistesfingern an die Pforten des Alls" und strebte nach dem ewig ungefundenen „Urwort, das allein Erlösung beut". Und die Ahnung, daß er auf der Schwelle einer neuen und größeren

Zeit stehe, durchzitterte ihn, wenn er auch von sich wußte, daß er wie einst Moses nicht das Gelobte Land der Zukunft selber betreten werde, denn:

„Ich bin ein Sohn der Zeit — doch ach! ihr Götter! —
Ich bin ihr Sohn — doch nicht ihr Retter!"

Und ein stolzes Frühlingsgefühl und eine jauchzende Daseinsfreude beseelte ihn, und er, der Jüngling, hatte schon auf der Schulbank als erster aller deutscher Lyriker Gedanken und Stimmungen in künstlerische Form gegossen, wie sie um dieselbe Zeit ein Größerer, Friedrich Nietzsche, in seinem „Zarathustra" machtvoll gestaltete. Ganz in die Gedankenwelt dieses Meisters paßt es, wenn Conradi ausruft:*)

„Höhen gabst du mir, Vater, Höhen —
Mittagshöhen des Lebens!
Da ich größer ward denn du
Und göttlicher!"

Und ganz im Geiste des Nietzscheschen „Es war" singt Conradi:

„Oh! unerbittlich
In seiner Zukunft
Ist das Gewesene."

Aber gleich Nietzsche weiß er auch, daß die Sünde zu einer Erhöhung der Persönlichkeit führt:

---

*) S. Heinrich Landsberg: Friedrich Nietzsche und die deutsche Literatur. Leipzig, 1902, S. 90 f.

„Nur der gesündigt
In Lebensnöten,
Errät des Todes tieferen Sinn
Und schlürft seines Lohnes
Köstliche Fülle ....
Und die Fülle ist Kraft
Und sie lebt in mir
Bis zum Ende der Tage ....
Ich ward ein Mensch
Und entdeckte den Himmel."

Wie aus einem tätigen Vulkan kamen die Dichtungen aus dem innersten Herzen des Dichters. Nur schwer und selten vermochte Conradi seinen Gefühls- und Gedankenüberschwang in die alten, strengen, metrischen Formen des Verses zu zwingen, am wohlsten war ihm, wenn er in freien Rhythmen, ungehemmt durch Metrum und Reim, dahinstürmen konnte. Aber in dieser scheinbaren Maßlosigkeit waltet doch ein von ihm beobachtetes ästhetisches Gesetz, und nicht mit Unrecht meinte Hartleben: „Seine Sprache war eben der Vers, es ist ordentlich, als ob er erst in der gebundenen Rede zur Natur, zur Einfachheit, zur Besonnenheit in der Diktion durchdringt."

Nicht in allen Liedern gelang es Conradi, seine Stimmung künstlerisch zu verdichten. Neben Perlen echter Lyrik, die wie z. B. das Gedicht: „Frühlingssehnsucht" ein Kenner wie Hartleben zu den „herrlichsten unserer Sprache" rechnete, finden sich

Roheiten und „Kulissenreißereien“ (Hartleben), Stellen, wo die hohle Phrase ihre Triumphe feiert. So bot die Liedersammlung eine Welt der schroffsten Gegensätze in künstlerischer und sittlicher Hinsicht, eine Mischung von rührender Wahrheit und erlogener Schauspielerei, das echte Bekenntnis eines Stürmers und Drängers, der das Wehen eines neuen Geistes spürt, aber sich ihm noch nicht restlos hinzugeben vermag.

In den „Liedern eines Sünders“ hatte Conradi das Beste gegeben, was er damals zu geben vermochte, und vielleicht sind diese Gedichte, abgesehen von einigen anderen, auch dasjenige, was ihn am sichersten überleben wird. War bis dahin die Kritik unsicher gewesen, wie sie ihn charakterisieren sollte, so konnte sie nun, wenn sie nur wollte, seine literarische Physiognomie genau feststellen.*)

---

*) Die verständnisvollste Kritik schrieb nach des Dichters Tode Hartleben in der Zeitschrift: „Freie Bühne für modernes Leben“ (Berlin, 1890, Nr. 12). In den Blättern für literarische Unterhaltung äußerte sich (1888, S. 108—111) A. Hermann. In dem als Handschrift gedruckten Buch: „Literatur und Staatsanwalt“ (Leipzig, 1890) werden (S. 21 ff.) im Auszuge die unten abgedruckte Besprechung von Franz Woenig (Leipziger Tageblatt, Nr. 89 vom 30. März 1887), aus „Vom Fels zum Meer“ (VII. Jg.) und aus den „Deutschen Blättern“ (Nr. 9, 1887) gebracht, sowie die von Bleibtreu („Magazin“, Nr. 52, Jg. 1886). Als wertvolle zeitverwandte Aeußerung sei letztere im Wortlaut angeführt: „Aber da liegen ja zum Schlusse in Aushängebogen aus dem Verlage von W. Friedrich in Leipzig vor mir: „Lieder eines Sünders“ von Hermann Conradi, dem begabtesten unter den Jüngeren

Welche Wirkung die Gedichte auf die Zeitgenossen machten, geht schon aus den wenigen jetzt zugänglichen Besprechungen hervor. Karl Bleibtreu widmete den „Sünderliedern" eine ehrende Kritik im „Magazin", und Hans N. Krauß rühmte in den „Deutschen Blättern" an ihnen, daß der Geist der Freiheit aus ihnen spräche. „Frei und offen, ohne Feigenblatt und Maulkorb erscheint die Wahrheit . . . Wirklichen Männern sind sie in unse-

---

der neuen Schule. Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein! Nach all dem geistigen Eunuchentum ein wahres Labsal. Hier wagt sich wieder einmal eine junge Dichterseele hinaus in offene See. Das Herz krampft sich zusammen vor diesem Aufwühlen aller geheimen Schreckensmächte, die unser Dasein unterhöhlen. Wo diese durch zahllose Kanäle sich hinwindende Reflexion zu klarem Strom sich sammelt, da wird uns in Conradis Weltauffassung eine mystische Harmonie offenbar, für welche das Naturganze von einer immanenten Weltseele durchflutet und der Weltorganismus von derselben ordnenden Kraft gelenkt erscheint. Die innere Unheilbarkeit der Dinge wird empfunden, so z. B. in den tiefsinnigen Psalmen „Erdeinsamkeit" und „Im Vorüberfluge". — Nur Selbsterlebtes befähigt zu blutvoller Darstellung. Nur Subjektivität verleiht dem (Künstler-)Poeten die reine künstlerische Befähigung. Die Weite des Gesichtskreises unterscheidet dann freilich noch den wahren Dichter vom bloßen Künstler. Zum Unendlichen hat sich Conradi bereits emporgeschwungen, zum Allgemeinen allerdings nicht. Seine eigenen persönlichen Schmerzen betrachtet er sub specie aeterni, aber für allgemeine Menschheitsschmerzen fehlt ihm noch der Ausdruck. Daher die Abwesenheit alles Historischen, die überhaupt bei der Lyrik des sogenannten „Jungdeutschland" auffällt. Das Schwelgen im Unendlichen verlockt aber leicht zur Allegorie und das ist allemal der Anfang vom Ende. Neigung zum Allegorischen scheint

rer spatzenschreidurchhallten Zeit ein Labsal." Auch das rechtsstehende „Leipziger Tageblatt" lobt Conradi: „Er wandelt einsam hinauf auf einsame Höhen, die ihn der Gottheit näher führen, und ringt unter nagenden Zweifeln nach einer Lösung der Weltenrätsel, nach einer klaren Erkenntnis des menschlichen Seins; oder er steigt hinab in die Abgründe der im Banne der Leidenschaften und in den Fesseln der Alltagsnot schmachtenden, mit ihren Idealen nach Freiheit ringenden Seele. Das Buch bringt die Quintessenz der Philosophie eines warmpulsierenden begnade-

---

gemeiniglich das Zeichen einer greisenhaften Abstumpfnng der im Wirklichen wurzelnden poetischen Genuß- und Lebenskraft. Auch Conradi liebt das reliefartige Herausmeißeln sämtlicher Allegorien, zu denen sich ihm irgendein Begriff verdichtet. Wer wie Conradi gern das All reflektiv umspannen möchte, läuft Gefahr, sich im Allgefühl zu verlieren. Ein so gewaltiges Streben fordert eine titanische Individualität. Conradi selbst zweifelt, ob er sie besitzt, und fühlt sich mehr als Vorläufer. — In ihm selber steckt ein echter und rechter Dichter. Dies zeigt die nervöse Stimmungsfeinheit, die leidenschaftliche Inbrunst, mit welcher er sein Ich zu der Bewegung der Weltkörper in Schwingung zu setzen scheint, die seltsam unirdische Schwermut, so mancher elementare Naturlaut in diesen Liedern. — Morgenfrische Glücksbegeisterung allein entbehrt Conradis Muse ganz. Aber wo soll die auch herkommen in einer Zeit wie der unseren?! Eine Zeit, welche ein feiles, elendes Gesindel heranzüchtet, wie jenes der Berliner ... „Tagesstimmen", welches unser Alberti so meisterlich in seinen Novellen geißelt?" — Lobend äußert sich über die Gedichte auch Edgar Steiger: „Der Kampf um die neue Dichtung" (Leipzig, 1889) S. 68.

ten Poetentums, dessen scharf herausklingenden Pessimismus wir freilich mehr con sordino gewünscht hätten." Mit sehr starken Einschränkungen erkannten von der nichtrealistischen Presse auch die Blätter für literarische Unterhaltung die Bedeutung Conradis als Lyriker an.*)

---

*) „Als ein begabter Dichter erweist sich Conradi in den „Liedern eines Sünders", einer poetischen Beichte, die ein helles Licht auf das unfertige Wesen des Verfassers wirft und unsere Ansicht bestätigt, daß er in seinem Heinrich Spalding („Phrasen") ein gutes Stück seines eigenen Daseins geschildert. Dieselbe Haltlosigkeit und Selbstgefälligkeit, die der Held des Romans zur Schau trägt, spricht aus diesen Bekenntnissen, deren Ehrlichkeit uns vielleicht ergreifen würde, wenn sie nicht mit einer rücksichtslosen Verachtung aller andersgearteten Naturen Hand in Hand ginge.... Gewiß steht es dem Dichter und Künstler wohl an, daß er im Bewußtsein seiner Kraft sein Haupt stolz emporhält und sich um das Urteil der Menge nicht kümmert; aber wird er, wenn er wirklich so schwere Seelenkämpfe durchzumachen gehabt hat und wenn die Rätsel des Lebens sich so mächtig auf seine Seele legen, sein Innerstes als eine interessante Krankheitserscheinung zur öffentlichen Untersuchung bereitstellen? Wir glauben es nicht und halten vielmehr dieses beständige Zurschautragen erfahrener Enttäuschungen, wie es Conradi betreibt, für Koketterie (wir fürchten — mit dem Wahnwitz. D. Red.) — „Lieder eines Sünders" nennt er die Sammlung seiner Gedichte, d. h. „Lieder eines Kämpfers, der sich nicht ganz von der grenzenlosen Gemeinheit des Lebens knechten lassen wollte", der aber, wie wir fortfahren möchten zu erläutern, sehr oft dieser Gemeinheit erlegen ist und sich gar nicht unwohl dabei befunden hat, bis ihm die Sache zu toll geworden ist und der Ekel sich eingestellt hat. Dann fing er an zu jammern über dieses niederträchtige Dasein und mutet uns nun zu, seinen Katzenjammer als eine Folge des Kampfes

In Dr. Küsters „Allgemeinen Deutschen Universitätszeitung“ nahm auch der mit Conradi gleichaltrige, aber damals noch völlig unbekannte und unbeachtete Gerhart Hauptmann das Wort, der bis dahin außer einigen kleineren Sachen*) nur eine Versdichtung „Promethidenlos“ (1885) veröffentlicht hatte. Wenn er sich auch innerlich mit jenen Gedichten kaum zu befreunden vermochte, so erkannte er doch die Bedeutung Conradis an und erhoffte von seiner Weiterentwicklung noch Größeres.**)

---

um die innere Freiheit anzusehen. Die Berechtigung dieses Ausspruchs erkennen wir aber nicht an, ebensowenig wie wir den Pessimismus als eine allgemein gültige Weltanschauung gelten lassen, weil wir der Ansicht sind, daß der Mensch eine solche unglückliche Stimmung nicht über sich Herr werden lassen darf, wenn er nicht untergehen will. — Dieser grundsätzlichen Bedenken gegen Conradis Weltanschauung ungeachtet, müssen wir bekennen, daß seine „Lieder eines Sünders“ auf ein ungewöhnliches poetisches Talent schließen lassen. Ganz im Gegenteil zu dem kunstlosen Stil seines Romans entwickelt Conradi in seinen Liedern einen entschiedenen Sinn für die Schönheit der Form und eine Fähigkeit, selbst das Gemeine, das er seiner Poesie reichlich beigemischt hat, durch den Reiz seiner Sprache erträglicher zu machen.“

*) Bekannt sind mir ein Artikel aus dem Jahre 1887 „Gedanken über das Bemalen von Statuen“ und die Gedichte: „Im Nachtzug“ und „Die Selbstmörder“ (Vision im Grunewald), aus demselben Jahre.

**) Da diese Arbeit Hauptmanns kaum allgemein bekannt sein dürfte, bringen wir sie im Wortlaut: „Ueber eine Originalität ist nicht zu rechten; sie mag uns sympathisch oder antipathisch sein, gleichviel, sie muß hingenommen werden,

Zur selben Zeit, wo seine Gedichte im Druck waren, arbeitete Conradi an verschiedenen roman- und novellenartigen Werken, von denen er nur eines vollendete, die „Phrasen". Und auch an ihnen konnte er nicht frei schaffen, da er sich angestrengt der Tagesschriftstellerei zu widmen hatte, um sein Leben zu fristen. So mußte er, wie er damals schrieb, seine erste größere Schöpfung seiner Zeit und seinen Verhältnissen abringen, trotzdem wollte er „das Buch so viel als möglich innerlich an Wert und Bedeutsamkeit erhöhen". Er meinte: „Das Buch ist bedeutend — es vereinigt die größte intellektuelle Tiefe und den schärfsten Realismus", allerdings sei es „alles andere als ein traditioneller Ro-

---

wenn anders man sich nicht etwa mit dem Versuche trägt, die Lebensadern eines Dichters zu unterbinden. Die vorliegenden Lieder werden wohl schwerlich eine große Gemeinde finden, denn sie mitzufühlen, bezw. zu verstehen, wird nur dem kleinen Teil solcher Menschen möglich sein, welche mit dem Dichter den heißen Drang nach Licht und Wahrheit teilen. Diese aber werden gewiß, zumal da der Inhalt der Sünderlieder eine fortlaufende Entwicklung darstellt, welche durch die Titel ihrer einzelnen Abschnitte genügend charakterisiert wird (Inferno, Im Strudel, Liebe und Staubverwandtes, Revolution, Emporstieg, Zwischenstille, Gipfelgesänge, Triumphgesänge der Lebendigen), Erhebung, Stärkung und Begeisterung zu neuem Ringen daraus schöpfen. Es kann nicht meine Absicht sein, auch nur annähernd eine Kritik vorliegenden Buches im Rahmen einer kurzen Besprechung geben zu wollen, deshalb muß ich mich begnügen, die triviale Tatsache festzustellen, daß auch hier wie überall sich Gutes und Schlechtes vereint vorfindet. Das Gute allerdings ist außergewöhnlich gut, das Schlechte

man". An ein Durcharbeiten seines Werkes war bei seiner Ueberlastung und bei der Eile, mit der er den Druck betrieb, nicht zu denken. Er „schmetterte" nach Bartels' Ausdruck die einzelnen Kapitel förmlich aufs Papier und sandte sie dann sofort in die Druckerei. Am 18. Januar 1887 schickte er das Ende des Romans, aber der Veröffentlichung trat Friedrichs Rechtsanwalt, Dr. jur. Felix Zehme, der im Realistenprozeß 1890 seine Verteidigung führte, in einem siebenseitigen Gutachten vom 21. Januar 1887 entgegen, weil die „Phrasen" gegen den § 184 des Strafgesetzbuches verstießen. Ob Conradi daraufhin noch Streichungen vornahm, zumal in der Johanna-Szene, ist aus dem Briefwechsel mit

---

außergewöhnlich schlecht. Letzteres aber hat seinen Ursprung nicht in der Unfähigkeit des Dichters, sondern vielmehr in einer gewissen Ueberkraft desselben, einer wüsten Zügellosigkeit seiner Phantasie, die sich mitunter in Roheiten verliert, deren oft nicht einmal witzige Brutalität eine künstlerische Wirkung nicht aufkommen läßt. In der Vorrede seines Buches nennt Conradi dasselbe ein gutes, markiges, saftgeschwollenes Stück Seelenlebens, und so wenig sympathisch mich dieses „saftgeschwollen" auch berührt, ist es doch ein Beiwort, welches sich mit dem Inhalt des Buches deckt. Verhält es sich aber so, und spiegelt das Buch dabei eine weit über das Gewöhnliche hinausgehende, leidenschaftdurchglühte Seele, so ist sein Verfasser ein wirklicher Dichter. Demnach fasse ich Hermann Conradi als einen Dichter auf, der mit diesen seinen Sünderliedern dem Sturm und Drang seinen Tribut gezahlt hat, und dessen Weiterentwicklung man mit Interesse entgegensehen muß."

(Allg. Deutsche Universitäts-Ztg. vom 16. April 1887, Nr. 16, I. Jahrg., S. 194, 195.)

Friedrich nicht festzustellen, aber nach den Erinnerungen R—s nicht ausgeschlossen. Jedenfalls lagen die „Phrasen" erst Ende Februar 1887 im Buchhandel vor.

Sie waren nicht als ein in sich abgeschlossenes Buch gedacht, sie bildeten vielmehr nur den ersten Teil eines größeren Ganzen, das mit dem Roman „Ein moderner Erlöser" zu Ende sein sollte. Aus einer pessimistischen Anschauung heraus nannte der Dichter sein Buch „Phrasen", denn, so meinte er: „Phrasen haben uns aufgezogen, lange Jahre beeinflußt und gebildet — gegen Phrasen ruft uns jedes ertragene Lebensmoment auf den Plan — und schließlich müssen wir uns gestehen, daß wir selbst doch nur ein höchst problematisches Gemisch von Neigung zur Phrase und Liebe zur Freiheit und Wahrheit darstellen. Das ist unser Elend!" Der Dichter gab seinem Werke die Bezeichnung „Roman", trotzdem er selbst genau wußte, daß es gar kein Roman ist. Ein eigentlicher Plan oder irgendwelche als Leitmotiv erscheinende Idee liegt dem Ganzen nicht zugrunde; nur durch die Person des „Helden" Heinrich Spalding wird das lockere Szenengefüge — und zwar oftmals recht lose — zusammengehalten. Zum erstenmal klingt bei der Schilderung dieser Gestalt ein Motiv an, das Conradi später klarer erkannte, das Problem des Uebergangsmenschen. Heinrich Spalding ist ein solcher, ein „Mischling der Romantik und des modernen Realismus" (aus Adam

Mensch), „ein Stimmungsvirtuose ersten Ranges, mit dem Vermögen begabt, jede Stimmung bis zur Quintessenz zu durchfühlen". Er kennt das Bewußtsein, „daß man im lockern Erdreich des Lebens, des Zusammenlebens, mit tausend Fasern eingehakt ist", und er empfindet die Scheu „so wurzelhaft verbissen und groß, so herabstimmend und verwirrend — die Scheu vor dem Bruch, der Verneinung, der Verleugnung". Er ist innerlich zerklüftet, er besitzt „eine feine und zarte Seele, die instinktiv zurückbebte vor dem Dreck und doch trotzig mit der Lust am Staube kokettierte", er fühlt sich als „Proletarier des Geistes", aber er bleibt trotz allem Aristokrat, der innerlich mit der großen Masse nichts gemein hat. „Wir plädieren für den Tag der großen Katastrophen, (so meint er) — aber wir fürchten diesen Tag zugleich. Er bringt auch u n s den Untergang! Ruft die Stunde, da die Krämer zittern werden, weist uns das Schicksal den Platz auf der Seite der Rächer — der Enterbten und Unterdrückten! Doch wenn sie gesiegt haben, die Söhne der Armut und Knechtschaft — wehe uns! Im Namen des Geistes werden wir die Anerkennung unserer Ideale fordern — aber man wird uns zuerst verlachen und dann — vernichten! Unter den Triumphklängen Wagners, unter den Melodien dieser gewaltigen Gewitterpsalms-Musik, werden wir armen Schächer — wir „Idealisten" sans phrase sterben — wir Jünger Nietzsches, dieses „Philosophen der Zukunft", der den großen Musikanten

der Gegenwart längst übertrumpft hat und unterweilen in einem stillen Alpentale sich damit befaßt, alle „Werte umzuwerten" . . ."

Der Roman gibt im Grunde weiter nichts als ein Stück stark subjektiv gefärbter Selbstbiographie Heinrich Spaldings, eine Schilderung seines Lebens im ersten Leipziger Studiensemester. Und Heinrich Spalding ist kein anderer als Hermann Conradi selber, und nur der kann das Werk richtig in all seinen Andeutungen und Anspielungen verstehen, der eine intime Kenntnis von des Dichters Entwicklung besitzt. Wie ernst er es mit seinem Ich nahm, sagt er schon in den „Vorgedanken":

„Euch ist das Leben Faktum — mir Problem!
Die Welt — das Leben — Ihr — das ganze Sein!
Am meisten aber — Ihr erlaubt's mir doch? —
Bin ich mir selbst Problem! Und darum mußt' ich —
Da auch die Kunst im Tiefsten problematisch —
So furchtbar ‚subjektiv' dies Buch gestalten!"

Alle Anteilnahme des Lesers sucht Conradi auf seinen Helden zu richten, und wenn er auch die Charakteristik der übrigen Personen bei aller Kürze scharf, treffend und lebensplastisch zeichnet, so bleiben sie doch sämtlich unbedeutende Nebenfiguren, „Schatten des Marktes", die ebenso wie alle geschilderten Situationen nur dazu da sind, um irgendeinen Charakterzug oder eine Stimmung des Helden zu zeigen. Die psychologische Zergliederung Heinrich Spaldings war die Hauptsache für den

Dichter, aber seine Kraft versagte gegenüber der gewählten Aufgabe, und so erscheint sein Held schlechter charakterisiert und unfaßbarer als die Nebenfiguren. Um sein Ich recht genau von allen Seiten zu bespiegeln, bringt der Dichter eine Unsumme von Kleinigkeiten, die er alle für wichtig hält. Ganz besonders gehören dazu die vielen Reflexionen, Aphorismen und Gedankensplitter, die er an der einen Stelle eingefügt hat. Und um die Persönlichkeit Heinrich Spaldings in ihrem Werden verständlich zu machen, schaltet Conradi zwei größere Abschnitte über seine Jugendgeschichte ein, die ein Bild von seinem Elternhaus und seinem Kindes- und Jünglingsdasein entrollen. Möglicherweise hat ihm dabei Gottfried Kellers „Grüner Heinrich" vorgeschwebt. Von den beiden Abschnitten ist besonders der erste, die Kindheitsgeschichte, durch die scharfe Beobachtung des wirklichen Lebens, die einfache, aber lebensplastische und stellenweise so zarte und poetisch verklärte Darstellung hervorzuheben, ja, man geht wohl nicht zu weit, wenn man diesen Teil für den schönsten und gelungensten des ganzen Werkes erklärt.

Die erwähnten beiden großen Einfügungen fallen durch den ganzen Ton aus dem Rahmen des übrigen Werkes heraus. Eine Sonderstellung nimmt auch der Abschnitt ein, welcher die Johanna-Episode behandelt. In ihr kommt eine unverständliche, tiefsinnig sein sollende Mystik zum Ausdruck, die eine innerliche Erhöhung des Jünglings schildern

will. „Manchmal dachte er an Christus — und Christus durchleuchtete ihn mit sanften Feuern, daß der Jüngling sich nahe, ganz nahe fühlte dem Märtyrer und seeleneins und welteins und im Uebermenschen der Erlöser dahinstarb — ein Hauch, ein natürlicher Hauch — eine leise Welle geheimnisvoll klaren, verklärten Werdens."

Abgesehen von diesen Partien versucht der Dichter, stilistisch im Sinne der naturalistischen Schule zu arbeiten. Während ihm dies nun in den „Brutalitäten" bis zu einem gewissen Grade gelungen ist, zeigt sich in den „Phrasen" Conradi seiner Aufgabe nicht gewachsen. Ein tüchtiges Stück Romantik steckt vielmehr in dem Buche, und die schwüle Sinnlichkeit gemahnt lebhaft an Friedrich Schlegels Lucinde. Statt eines naturalistischen Tatsachenstils bietet Conradi einen gewöhnlichen und rohen Ton; allerdings gefällt er sich nicht in den Kraßheiten, die er schildert, sondern man fühlt überall den durch das Leben tief enttäuschten und aus allen Himmeln gerissenen Idealisten heraus. Irgendwelche feilende und ausgleichende Hand hat Conradi an sein Werk nirgends gelegt; er hielt den oft recht saloppen und gewagt burschikosen, stellenweise sogar verlotterten Stil des Hauptteiles für angemessen. Aber gerade das Fehlen jedes Ausgleichs zwischen den einzelnen großen Teilen wurde dem Werke verhängnisvoll: ein Zusammenfassen zu einem in sich geschlossenen Kunstwerk konnte nicht stattfinden, und so bietet der Roman Con-

radis kaum mehr als ein Trümmerfeld, auf dem zahlreiche brauchbare Bausteine in wüster Unordnung herumliegen, aber keineswegs den großen Kunstbau, den der Dichter vor Augen hatte.

Es war zu erwarten, daß ein in sich so widerspruchsvolles Werk wie die „Phrasen" in der Oeffentlichkeit keine günstige Aufnahme fand.*) Die Gegner der neuen Richtung hatten mit Recht sehr viel an dem Buche auszusetzen. Die Blätter für literarische Unterhaltung, welche in einer längeren Besprechung das Werk verurteilten, bezeichneten die darin befindliche Jugendgeschichte als eine „erquickende Oase" und bedauerten, daß der Verfasser „sein Talent, durch das Streben nach dem Neuen, Nochnichtdagewesenen verleitet, in so unwürdiger Weise verschwendet" habe. Und am schärfsten ging mit dem Dichter Dr. Max Oberbreyer ins Gericht. In seinem Artikel: „Ein

---

*) Kritiken über die „Phrasen" finden sich in folgenden Blättern und Broschüren: Blätter für literarische Unterhaltung 1888, S. 108—111 (von A. Hermann); Deutsche Blätter 1887 (September) Nr. 9, S. 268—270 (Hans N. Krauß); Allgemeine Deutsche Universitätszeitung vom 4. Juni 1887, S. 278 ff. (Johannes Schlaf); Grenzboten 1887, III, S. 86—90 (Dr. Max Oberbreyer). Siehe auch Literatur und Staatsanwalt, S. 24 ff., wo noch die Besprechung in dem Magazin und im Bayrischen Landboten erwähnt werden. M. G. Conrads Besprechung erschien in der „Gesellschaft". Merian äußerte sich über die „Phrasen" in der Broschüre: „Die sogenannten Jüngstdeutschen", S. 34—36, Edgar Steiger in seiner zitierten Broschüre S. 67, 68.

jungdeutscher Phrasenheld" trifft er in vielen Punkten den Nagel auf den Kopf. „Ein Roman ist das Buch nicht," meint er, „denn unter einem solchen versteht man doch die Erzählung von Tatsachen, Situationen, Gesprächen, Handlungen usw., welche die Entwicklung eines Menschen oder vieler von seiten ihres Charakters, ihrer Verhältnisse u. s. f. darstellen, den Fortgang der Sache veranschaulichen und zu einem gewissen Abschlusse gelangen. Hier ist aber weder Fortgang noch Abschluß, das letzte könnte ebensogut das erste sein, manches könnte fehlen, anderes hinzukommen, ohne daß das Ganze sich wesentlich veränderte. Diese Herren vom neuesten „Sturm und Drang" nehmen ja für sich das Recht in Anspruch, über alle literarischen Rubriken, Gewohnheiten und dergleichen sich mit souveräner Verachtung hinwegzusetzen, aber sie erheben den Anspruch, Kunstwerke zu schaffen. Ein Kunstwerk muß aber doch mindestens ein Ganzes, in sich Abgeschlossenes sein, die „Phrasen" aber sind locker aneinandergenähte Fetzen; was sie zusammenhält, ist nur der gleiche Zwirn, die Lappen sind sehr verschiedener Art, nur alle in gleicher Weise grell aufgefärbt. Der Verfasser stellt zwar selbst die „Phrasen" als Prolog zu einem größeren Werke hin, doch rechtfertigt auch dies Form und Inhalt des Buches nicht. Eine solche „Einleitung" müßte doch wenigstens die Grundzüge des Ganzen in allgemeinen Umrissen erkennen lassen, oder, wenn sie selbst schon der Anfang ist, die Genesis

des Späteren darstellen. Ersteres ist in dem Buche nicht der Fall, als die letztere könnte höchstens die Kindheitsgeschichte gelten, die aber nur einen geringen Raum einnimmt und viel zu wenig bringt, um als Genesis einer Entwicklung des ganzen Menschen (Spalding) gelten zu können . . ."

Aber nicht bloß die Gegner der neuen Richtung verurteilten den Roman Conradis, auch seine eigenen Parteigänger waren zumeist sehr enttäuscht. Nur Edgar Steiger sprach sich in seiner Broschüre anerkennend aus, und Hans Merian rühmte von den „Phrasen", es „flute die Idee über alle Grenzen des Erlaubten hinaus, des Dichters eigen Werk zerstörend. Es sind in diesem Buche Szenen, die von geradezu dämonischer Gestaltungskraft des Verfassers zeugen . . . Aber ich schätze dieses Buch nicht nur wegen der darin sich dartuenden Kraft, sondern hauptsächlich als ein Monument der gewaltigen Reaktion gegen die Gouvernantenpoesie, die sich besonders in der jungdeutschen Schule zum Glück und Segen für unsere deutsche Dichtkunst erhoben, als die saftigste, gewaltigste, unerhörteste Ohrfeige, welche unsere Backfisch-Kinderstuben-Altweiber-Mode-Literatur endlich einmal verdientermaßen erhalten hat". Bedeutend nüchterner urteilte Hans N. Krauß. Er meinte in seiner längeren Besprechung: „Conradi hat gute Augen, er sieht alles von der charakteristischen Seite. Seine Figuren haben alle Leben, mit Ausnahme des „Helden". Dieser Herr ist ein Kind des Gedankens.

Er soll das ganze, in hundert Nebensächlichkeiten, Gefühlsregungen und Gedankenblitzen sich verzettelnde Streben der Zeit zur Anschauung bringen. Theoretisch, als Gedankenarbeit, ist das gelungen; die künstlerische Figur hat Sprünge und Risse die Menge. Die Sprache und Darstellung Conradis ist subjektiv bis zum Exzeß. Im Roman berührt uns das immer eigentümlich, im lyrischen Kunstwerk deucht es uns am Platze."

Eine sehr gründliche Abfertigung ließ dem Dichter sein alter Jugendfreund Johannes Schlaf für die „Phrasen" zuteil werden. „Dies Buch und sein Verfasser", meinte er, „ist in dem Bereiche unserer neuen Literaturbestrebungen eine ganz eigenartige, ja, man kann sagen, ihnen, die doch auf einem unverkennbaren Zwange tatsächlicher Verhältnisse beruhen, ganz heterogene Erscheinung. Diese „Phrasen" veranschaulichen uns einen höchst eigenartigen Prozeß: den der Agonie des Romantizismus mitten in einer Welt neu aufblühender, hoffnungsfreudiger Keime.*) In der Tat: wir haben in Conradi ein eigentümliches Pendant zu jenem paradoxen, ewig nervösen Führer der älteren Romantik, dem jungen Friedrich Schlegel. Die Aehnlichkeit ist, wenn man natürlich auch vieles in Abzug bringen muß, nicht zu verkennen. Derselbe Kultus echt romantischer

*) Den Zwiespalt des Romantizismus und Naturalismus in unserer Generation schildert meisterhaft Zolas Roman: „L'Oeuvre". (Anmerkung Schlafs.)

Willkür, den wir z. B. in der „Lucinde“ gefunden, tritt uns auch in diesen „Phrasen“ entgegen. Man wird sich vergeblich bemühen, in diesem Buche etwas vom Zuge der Zeit zum Wirklichen zu gewahren, höchstens scheinbar treffen wir ihn hier und da. Nur schwache Ansätze, sich des Wirklichen gestaltend zu bemächtigen, Versuche, die dem Verfasser bei seiner Art gänzlich mißglücken müssen. — In der Vorrede zu den „Brutalitäten“ stellt sich Conradi in eine Reihe mit den Zola, Daudet, Ibsen, Dostojewski u. s. f. Ein kühnes Unterfangen! Aber er hat gar keine Berechtigung dazu! Er hat nichts mit den Männern gemein, die sich mit so staunenswerter Energie dem Wirklichen zuwenden und die als echte Künstler trotz alledem und alledem — — bei ihm verharren. — Es ist wahr: auch Conradi geht an das Wirkliche heran: aber es fehlt ihm an der ethischen Kraft eines Zola, darin zu verweilen, es einem unmittelbaren, künstlerischen Triebe zu unterwerfen. Er flüchtet sich auf „Gipfel“ und „Lebenshöhen“; er flieht vor dem Wirklichen in alle möglichen mystischen und supranaturalen Schlupfwinkel. Man lese nur die tragikomische, symbolische Agapenszene gegen Ende des Buches. — Der romantische Drang, ein eigenes, möglichst verworrenes, fragmentarisches Ich, ohne jede objektive und daher spezifisch künstlerische Gestaltungskraft zum „Mittelpunkt“ einer kosmischen Nebelmasse wissenschaftlicher, philosophischer und sonstiger Elemente zu

machen, springt hier ganz unverkennbar in die Augen. Zola, Daudet, Ibsen und wie sie alle heißen, sind Künstler im eminenten Sinne trotz allen Einwendungen einer impotenten Kritik. Conradi hat sehr wenig künstlerisches Ingenium. Bei ihm löst sich jede künstlerische Kristallisation in ihre Urbestandteile auf; eine gesteigerte persönliche Willkür, ein äußerst nervöser Gefühlssubjektivismus duldet hier kaum einen Ansatz zu Kunstgebilden. Es fehlt jede Spur von Konzentrierung. Bei diesem Gefühlsvirtuosentum bleiben auch die Ideen verschwommen und unklar, mit denen sich ohne Anfang, Mitt' und Ende der Held Heinrich Spalding gelegentlich sehr alltäglicher Begebenheit herumschlägt (das ist die Handlung des Ganzen!). Wir sehen eine Verwirrung ethischer und ästhetischer Begriffe in einem Hexensabbat, der toll genug ist. — Nirgends das gesundsinnliche Wurzeln einer Künstlernatur im Wirklichen, in Natur und Leben. Conradis Sinnlichkeit ist greisenhaft, durchaus unproduktiv. Dieser Roman repräsentiert eine Phase echt modernen Geisteslebens, aber eine überwundene, mit Recht allseitig zurückgewiesene, eben die romantische — nicht sie: sondern vielmehr ihren letzten Todeskampf. — Wir können nicht leugnen, daß uns dieses kosmische Ideenchaos ein bedeutend höheres Interesse abnötigt, als die formale, auflackierte Romantik der Julius Wolff und Genossen, denn es bietet sich hier ganz rücksichtslos eine tatsächliche Persönlichkeit

mit ihrem ganzen, wenn auch noch so wirren Innenleben. Wir gewahren hier einen sehr charakteristischen Auflösungsprozeß und somit ist dieses Buch für Einsichtige von hohem Werte. Erhebt man dagegen Anspruch auf eine durch dramatische Vertiefung interessante Handlung, auf künstlerische Wirkungen, wollen wir moderne Konflikte in gültigen Typen lebendig sehen, so sehen wir uns enttäuscht. Dennoch ist das Buch äußerst lesenswert und erweckt ein mannigfaches Interesse."

Am schmerzlichsten aber mußte es für Conradi sein, daß auch der „Hutten der literarischen Revolution", M. G. Conrad, nichts von dem Roman wissen wollte. Dieser meinte vielmehr: „Der Roman von Hermann Conradi „Phrasen" ist vom ehrlichen Künstlerstandpunkt, der sich mit der heiligen Kunst keine Scherze erlaubt, die denkbar schmerzlichste Enttäuschung. Es ist ein greulich zerfahrenes und zerfetztes Machwerk."

Für die Kenntnis von Conradis Welt- und Lebensanschauung sind die „Phrasen" von hohem Werte. Zum erstenmal in seinen Werken klang ein antisemitischer Unterton mit, und Conradi, der erst noch zwei Jahre zuvor dem jüdischen Dichter Daniel Leßmann eine so warm empfundene Studie gewidmet hatte, begann in sich eine immer stärkere Abneigung gegen das Judentum zu empfinden, die ihn später gelegentlich zu rohen Ausfällen fortriß. Er glaubte, wie er später im „Adam Mensch aussprach, „an das Germanentum, das

seine höchste Mission, die Ueberwindung und Knechtung des semitischen Geistes, erfüllen werde", und er meinte von sich: „Die Rolle, philosemitischen Kulturdünger zu spielen, behagt mir nicht" (an Blume, 23. Juli 1886).

Aber der Roman ist noch in anderer Beziehung bemerkenswert. Von Jugend auf hatte Conradi mit Verehrung zu der Persönlichkeit Christi emporgeblickt, und er tat dies auch dann noch weiter, als er innerlich das Christentum überwunden hatte. Er sah (nach der Erinnerung Dr. Hezels) in Jesus den tragischsten Menschen, der je gelebt. In dem gekreuzigten Heiland erblickte er das Symbol der leidenden Menschheit, und bei seinem Anschauen ward es ihm zu Sinn, wie er in den „Phrasen" schrieb, „als müßte er in die Knie brechen und die Arme zu dem toten Gotte emporstrecken und den toten Gott um eine wahrhaftige Welterlösung anflehen, die alle umfaßte". Aber nicht immer sah er in Jesus bloß den Helden der sich aufopfernden Menschenliebe und das religiöse Genie, oftmals stellte er sich in Augenblicken eigenen Genialitätsbewußtseins mit ihm als seinesgleichen, als kongenialen Menschen, auf dieselbe Stufe, und diese „intime" Stellung veranlaßte ihn dann gelegentlich zu leichtfertigen Aeußerungen über Jesus, dessen Beziehungen zu den Jüngerinnen er sich nach seinen Lebensgrundsätzen glaubte denken zu dürfen (Erinnerungen R—s). Als einen Ausfluß dieser Stimmung darf man auch das

freche „Prost“ betrachten, das Heinrich Spalding im Anblick des Kruzifixes ausruft.

Hatten sich in den Sünderliedern Conradis Nietzschesche Gedanken erst schüchtern gezeigt, so traten sie in den „Phrasen“ deutlicher hervor. Offen bekennt sich Conradi als Jünger Nietzsches, und in vielen Worten, Wendungen und Aeußerungen gemahnt er an seinen Meister, und der ganze Roman wird so zu einem wertvollen Zeitdokument, an dem man das Eindringen der Nietzscheschen Ideenwelt in das deutsche Schrifttum gut verfolgen kann. Von irgendwelcher gedanklichen Selbständigkeit gegenüber Nietzsche war damals bei Conradi noch keine Rede, noch verehrte er ihn völlig kritiklos und meinte: „Der Keim zum Uebermenschen liegt in jedem. Nur einem gelang die Tat: Nietzsche. — Er hat das dritte Testament geschrieben. Geht und lest seinen Zarathustra —!“ (an Blume, 14. Juli 1886). Und voller Zorn war er, als Johannes Schlaf in einer Kritik der Allgemeinen Deutschen Universitätszeitung (8. Januar 1887) Nietzsche als Parasiten bezeichnete; er erklärte, er werde seinen alten Jugendfreund deswegen ohrfeigen, wenn er ihn träfe.*)

*) Als interessantes und kaum bekanntes Zeitdokument folge die Schlafsche Kritik im Wortlaut: „Jenseits von Gut und Böse. Von Fr. Nietzsche. Leipzig 1886. — Vorliegendes Buch soll ein Grundriß zu einer Philosophie der Zukunft sein. In der Tat bringt aber der Verfasser bei seiner aphoristisch-Emersonschen Manier nur einzelne Bausteine, denen

Für sein Leipziger Leben war das Erscheinen der „Sünderlieder" und der „Phrasen" von großer Bedeutung. Er wurde — etwa im Mai 1887 — mit Rudolf v. Gottschall persönlich bekannt und brachte wohl durch dessen Vermittlung eine Kritik am 4. August 1886 bei der Leipziger Zeitung unter, ja

---

man's wahrhaftig nicht ansieht, wie sich einst aus ihnen ein festgefügtes System gestalten soll, die vielmehr recht verteufelt danach aussehen, als bröckle mal wieder ein Stück Philosophie ab und bewahrheite sich die trübe Weisheit vieler Skeptiker von dem Bankrotte der Philosophie. — Was dieser Aphorismenweisheit einigermaßen Rückgrat gibt, ist die bei Licht besehen nicht gerade sehr originelle Idee vom „Willen zur Macht" und die von einer „Umwertung der Werte". Ueber letztere ist manches recht Beachtenswerte beigebracht, wie denn im einzelnen sehr viel, leider oft zu geistreiche Aperçus und viel ganz richtige und leidlich vernünftige Ansichten entwickelt werden. Leider kommt man nicht zum rechten Genuß derselben, da die Idee vom „Willen zur Macht" den Verfasser zu einem geradezu krankhaften Kult der Persönlichkeit und zu einem recht dünkelhaften Selbstbewußtsein verleitet, das sich recht frevelhaft und — recht töricht über die nach Ausgestaltung ringenden Strömungen der Gegenwart hinwegsetzt. — Es gibt einen übertriebenen Begriff der Individualität, ein krankhaft gesteigertes Selbstbewußtsein, das Menschen zu eigen ist, die ganz isoliert von der Gesellschaft stehen, mit ihr nichts zu tun haben wollen, sie verachten, obgleich sie doch ohne sie nicht möglich sind. Leute, die nehmen, geduldet sein wollen, aber nichts geben, nicht fördern: Parasiten. — Die Gesellschaft nennt sie, soweit sie ihr nicht wirklich gefährlich sind: Narren. Solche Leute, die manchmal solche Schrullen haben, daß sie vielleicht den Dionysoskult ernstlich ins XIX. Jahrhundert versetzen, man trifft deren gerade heute viel — ein Zeichen der Zeit — könnte die „Philosophie" des Verfassers züchten."

Gottschall wählte ihn sogar zu seinem Biographen und lieferte ihm Material zu einer Darstellung seines Lebens, die im Leipziger Verlag von Schloemp erscheinen sollte. In den literarisch interessierten Kreisen der Studentenwelt ward Conradi jetzt zu einer Art Berühmtheit, ja bei der damaligen Vereinigung „Tafelrunde" sah man keinen für voll an, der die „Phrasen" nicht gelesen hatte, und man lud den Dichter derselben zu einem Abend ein, erschien aber sehr enttäuscht, als man ihn leiblich kennen lernte. Die Wirkung der „Sünderlieder" auf einzelne der Conradi nahestehenden Studenten war teilweise sehr groß, so vertiefte sich R— die Nacht hindurch und bis in den Morgen hinein in die Gedichte, von denen er nicht loskommen konnte. „Ja, das war endlich einmal elementare Leidenschaft! Aber auch zarte, innige Akkorde erklangen. Die parfümierte Empfindung der Epigonen war in diesen Versen nicht zu spüren. Was aber zu massiv, zu „hanebüchen" auf uns wirkte, — b r u t a l nach Conradis eigentlichem Terminus, nun das war eben genialer Ueberschwang; sicherlich kommandiert auch da ein künstlerisches Müssen. — — Vermöchten wir dies und das nicht zu assimilieren, so hatten wir vielleicht das Punctum saliens nicht erfaßt, und es standen uns bei wiederholter Lektüre neue Einblicke in die D i ch t e r s e e l e bevor, die nach ihrem eigenen Maßstab zu bemessen war. Zum mindesten war's Sturm und Drang, wie ihn freilich der Anempfinder nicht erlebt. Der Kernmensch, in dem die

dichterische Anlage Substanz ist, muß ihn durchmachen. Im Wirbel der inneren Erlebnisse wird er bald in den Himmel der Gefühle empor-, bald in den Abgrund der Leidenschaften hinabgerissen. Diese Entwickelungsphase weist über sich hinaus. Sie wird überwunden werden, und dann werden die ruhig großen Werke im abgeklärten Dichtergeiste geboren werden. So war unsere durch die Lektüre hervorgerufene Stimmung" (Erinnerungen R—s).

Nüchterner blieb der Kreis um Hartleben. Ihm gehörte unter anderen auch der Holländer Rudolf Steinmetz an. Er lieh sich von R— die „Sünderlieder" und las sie aufmerksam durch. „Ich fand in diesen Gedichten", schreibt er selbst*), „zwar nicht den tiefen Ernst und den direkten Ausdruck desselben wie bei Verlaine, auch nicht die schöne Sprache der Keats und Shelley, wie sie die jungen Holländer wieder boten, aber, da ich von Jugend auf ein Verständnis für die deutsche Lyrik erhalten hatte, trafen mich in diesen geschwollenen und unreifen Liedern doch eine gewisse Leidenschaft, die Freiheit des Ausdrucks und einige bemerkenswerte Gefühle." Er ging zu Conradi, der sich über den Besuch eines Ausländers sehr freute. „Einigermaßen erstaunt und zu betroffen, um gleich eine Antwort zu finden," so fährt Dr. Steinmetz fort, „war er aber, da ich ihm sagte: ‚Nach Ihren Gedichten zu urteilen, sind Sie wohl noch

*) An Dr. Ssymank (28. Mai 1899).

sehr jung!‘ Er posierte so gern den überreifen, das Leben kennenden Mann! Ich motivierte mein Urteil etwa folgendermaßen: ‚Der Ausdruck Ihrer Lieder ist schwülstig, rhetorisch, die Sprache überladen, Sie ziehen zwanzig Worte dem einen ganz richtigen vor; Ihre Gefühle sind noch so die allgemein lyrischen, die jeder junge suchende Mann hat; es ist noch so wenig Abgeklärtes, Ureigenes darin, dagegen sehr viel „deutsche Lyrik". Aber immerhin: ganz fade, ganz unbedeutend sind sie nicht.‘ Da war er mit sich selbst uneinig, ob er böse sein müßte oder nicht. Mein Besuch war schmeichelhaft, für einen Stümper hielt er mich nicht, das konventionelle Urteil hatte ich nicht, aber demütige Bewunderung gewiß viel weniger. Das war ihm neu. Er kannte bis dahin nur konventionelle, verständnislose Verurteilung oder aber ebenso dumme sklavische Verehrung." Dasselbe, was Steinmetz zu Conradi gesagt hatte, brachte er auch bei einem von Hartlebens literarischen Abenden vor, und der Erfolg war, daß die Anwesenden, abgesehen von dem für die „Sünderlieder" begeisterten Hezel, die Gedichte höflich ablehnten.

Sehr stark veränderte sich die Stellung Conradis zu seinen Leipziger Freunden nach dem Erscheinen der „Phrasen". Allgemein unter ihnen war die Enttäuschung über das Werk, und selbst Korn, dem es der Dichter gewidmet, betrachtete es als ein bescheidenes Angeld auf die Zukunft. Aber nicht bloß diese künstlerischen Einwendungen leiteten die Leip-

ziger Genossen Conradis. Mit Rücksichtslosigkeit und Deutlichkeit hatte er in seinem Roman nicht bloß seine Jeßnitzer und Dessauer Bekannten geschildert, die ihm das sehr übel nahmen, sondern auch seine neuen Studiengenossen und sonstigen Leipziger Bekannten. Conradi war schon früher der Meinung gewesen: „Der Dichter hat das Recht, seine Freunde abzuzeichnen. Dabei darf er und muß er meistenteils mehr in sie hineinlegen als gewöhnlich in ihnen steckt." *) Nach diesem Grundsatze verfuhr er in den „Phrasen" und schilderte seine Leipziger Umgebung unter leicht verhüllten Namen so deutlich, daß man auf die einzelnen mit Fingern zeigen konnte. So erschien Korn als Horn, Hezel als Winkler, R— als Reppin, Dr. Oberbreyer als Dr. Schieferdecker, Bobtschew als Krestow, Trepinski als Lapinski und Adolf Bartels wurde mit einem Bekannten der Berliner Zeit Salomon Weinberg zu Salomon Liebmann verschmolzen.**) Es

*) Eintrag in das Bundesbuch der Lebendigen vom 1. Dezember 1883. S. Bd. I, S. 234.

**) Conradis Jugendfreund Schuster wird unter dem Namen Schneider geschildert, die Magdeburger Freunde Blume, Bohne, Gradnauer und Mänicke erscheinen als Georg Rößler, Hans Faber, Ludwig Friedmann, Felix Jordan. Willy Mertens und Conradis Tante Eichler, sowie seine Geliebte Louise erscheinen unter ihrem wirklichen Namen, ebenso sein Leibbursche Ganske (allerdings mit falschem Vornamen Konrad statt Franz). Unter der Nebenfigur des Dr. Bieber ist Dr. Wirth, unter Matthew J. H. Mackay, unter Dr. Sendlinger Dr. Ellinger zu verstehen. Sein Jeßnitzer Lehrer Kaplan Püschel erscheint als Kaplan Birkenfeld, Dr. Pietschker als Dr. Pohl.

blieb eine Seltenheit, daß einer von den Geschilderten stolz darauf war, in diesem Schlüsselroman als Problem behandelt zu werden. Das natürliche Gefühl mußte bei ihnen der Zorn über die Darstellung sein, zumal mancherlei Intimitäten geschildert wurden, von denen keiner wünschen konnte, daß sie ans Tageslicht gezerrt würden. Sehr treffend schildert die Stimmung des betroffenen Freundeskreises der Theologe R—: „Im Auge anderer Bekannter Conradis schadeten dem Roman besonders dessen letzte Abschnitte. Daran blieb man kleben, die anderen Partien, worin Conradi kein geringeres Vorbild als der „Grüne Heinrich" von Gottfried Keller vorgeschwebt haben mochte, wurden im Vergleich zu jenen flüchtig gelesen. Die Schilderung des Abends im „Akademisch-philosophischen Verein" und das Weitere bannte bei dem und jenem die Aufmerksamkeit. Man kannte das Wirkliche zum Teil und verglich damit die Dichtung. An dem einen Orte des Romans — z. B. dem philosophischen Vereinsabend — schien einem die Wirklichkeit verzerrt und entstellt; an dem anderen Orte fiel unangenehm auf die Qualität der Einzelheiten, die aus dem Nacheinander des Geschehens herausgegriffen worden waren. Aber auch die Art, wie das, was wirklich geredet und getrieben worden war, von Conradi mit Zutaten versehen und weitergeführt war; die Gedanken und Motive, mit denen er seine Sujets belastet hatte; das niedrige Niveau des Dialogs im Buche, über dem man im wirklichen Ver-

kehre denn doch gestanden zu haben glaubte, — alles das wirkte befremdend auf die, welche den Vorgängen im Leben nahe gestanden hatten." Auch ward bei manchem durch die rücksichtslose Angabe des Signalements der einzelnen der Auffassung Nahrung gegeben, als ob Conradi mit seinem Buche persönliche Zwecke verfolge, die mit der Kunst nichts zu tun hatten. Insbesondere fühlte sich der Akademisch-philosophische Verein schwer verletzt und kompromittiert, er sandte dem Dichter durch Beschluß vom 6. März 1887 das Widmungsexemplar der „Sünderlieder" zurück und schloß ihm von jetzt ab die gastliche Tür des Vereinslokals. Auch R— hatte wegen der ihn betreffenden Stellen Auseinandersetzungen mit Conradi, die mit dem Abbruche der freundschaftlichen Beziehungen endeten. Die dichterische Freiheit in der Behandlung seiner Stoffe, wozu auch die Personen des Umgangs gehörten, wollte er ihm keineswegs streitig machen, er hatte aber das Gefühl, daß damit des Dichters Verhalten gegen den Freund im vorliegenden Falle nicht gerechtfertigt sei, und daß sich Conradi unwürdig betragen habe, zumal dadurch, daß er von ihm Dinge behauptet hatte, die ihn als Theologen bloßstellen konnten und dazu in keiner Weise der Wahrheit entsprachen.

Am schärfsten jedoch wurde der Gegensatz zwischen Conradi und Dr. Oberbreyer. Auch letzterer hatte Grund, über die Schilderung seiner Person ungehalten zu sein. Er schrieb die schon erwähnte

heftige Kritik in den „Grenzboten", über den „jungdeutschen Phrasenhelden". Darin analysierte er auch den „talentvollsten Bleibtreuschüler" in wenig schmeichelhafter Weise (Selbstüberschätzung 25%, überschüssige Sinnlichkeit 20%, poetische Anlage 12%, Formtalent 7%, Sprachbeherrschung 7%, Welt- und Menschenkenntnis 1%, politische Bildung 1%, Idealismus 12%, Realismus 5%, Zynismus 10%). Das einzig Bedenkliche an der Kritik war damals, wo das Sozialistengesetz noch Geltung besaß, die Behauptung, des Dichters Muse sei sozialistisch, selbst anarchistisch. Conradi faßte infolgedessen den Artikel als Denunziation auf, und sofort nach seinem Erscheinen versah der Angegriffene das Exemplar der Akademischen Lesehalle mit einer langen Anmerkung, welche er mit seinem Namen unterzeichnete, und ging auch persönlich zu dem Verleger Grunow. Diesem soll er, was indessen kaum zu glauben ist, eine heftige Szene gemacht haben; er soll so laut geschrien haben, daß es das Personal im Nebenzimmer hörte, und auf den Verleger mit dem Stocke losgegangen sein. Grunow erklärte sich jedenfalls bereit, eine Entgegnung aufzunehmen, aber diese fiel so aus, daß sich die „Grenzboten" weigerten, sie zu bringen, und auch Bleibtreu unterließ es, sie im „Magazin" abzudrucken.*) Und nun begann zwi-

*) Im Sprechsaal von Nr. 36 (3. September 1887, S. 534) sagt Bleibtreu: „Wir mußten kürzlich eine Erklärung Conradis über einen anonymen (aber wohlbekannten) Kritiker der „Grenzboten", der einen Racheakt gegen Conradis Roman

schen Conradi und Dr. Oberbreyer eine Art Kleinkrieg in Briefen, ersterer forderte mehrere Bücher zurück und drohte, als er sie nicht sofort erhielt, mit „seinem Rechtsanwalt", wie er sich unter Verwendung einer Hartlebenschen Redensart ausdrückte.

Ungefähr zur gleichen Zeit, wo Conradi mit so vielen Leipziger Bekannten brach — auch mit Adolf Bartels wegen einer Kleinigkeit — begann der Gegensatz zwischen ihm und Hartleben, dessen erstes Prosabuch: „Zwei verschiedene Geschichten" 1887 nach Conradis Vermittlung im Friedrichschen Verlag erschien. Schon Anfang Februar warnte ihn ein Freund vor letzterem, aber er ließ sich zunächst nicht beirren und schrieb noch am 9. Februar 1887 an R—, er könne über Hartleben noch nicht vollständig urteilen, und meinte: „Ich schmeichle mir, auf ihn bis dato nicht ohne Einwirkung geblieben zu sein. Du weißt ja: ich muß an allem, was mir in den Weg kommt, ein bißchen herumkneten. Er ist allerdings aalglatt und zu einseitig geistig organisiert, als daß er für a l l e Strahlen die brechende Atmosphäre besäße." Am 4. April machte er in einem Brief sehr abfällige Bemerkungen über das Betragen Hartlebens bei einem Zusammensein in Auerbachs Keller, das Wilhelm Friedrich bei Gelegenheit von Bleibtreus Besuch*)

„Phrasen" beging, ablehnen, weil die Gehässigkeit zwar offenbar, aber nicht recht handlich zu packen schien."

*) Conradi wurde, wiewohl er wenig Gesellschaftsmensch war, hin und wieder von Wilhelm Friedrich eingeladen, na-

veranstaltet hatte. Und von da an verschärfte sich allmählich der Gegensatz zwischen beiden Dichtern immer mehr. Aber noch am 10. Juni arbeiteten sie gemeinsam an ihrem Jahrbuche, am 9. Juli dagegen warnte Conradi seinen Verleger vor Hartleben und sprach in schwer beleidigender Weise von ihm. Die Vorfälle sind im einzelnen nicht völlig klar, jedenfalls ist das eine sicher, daß Conradi es ablehnte, als Zeuge in einem wenig schönen Beleidigungsprozeß aufzutreten, den Hartleben gegen die Octaviana damals anstrengte. Conradi soll ihm seine Meinung auf einer offenen Postkarte geschrieben haben, und daraufhin erfolgte der endgültige Bruch. Hartleben übersandte ihm eine Forderung, die Conradi, obwohl kein ausgesprochener Gegner des Duells, doch ablehnte. Nach Aussage eines Freundes soll er dies „aus Gründen der Selbstachtung" getan haben; seine Gegner aber erzählten, er habe auf die Aufforderung, sich zu schlagen, geantwortet: „Wenn du so berühmt wärest wie ich, dann allenfalls: ja!" Nach einem Brief an Friedrich vom 19. Juli 1887 beabsichtigte er, den Streit gerichtlich zum Austrag zu bringen. „Es bleibt mir", fuhr er fort, „nichts anderes übrig, nachdem Hartleben

mentlich benachrichtigte ihn letzterer, wenn er Besuch von Bleibtreu, Heiberg, Alberti u. a. erhielt. Nach Conradis eigenem Geständnis waren dies die vergnügtesten und interessantesten Abende, die er dann in Friedrichs Wohnung oder mit drei bis vier auswärtigen Schriftstellern in irgendeiner Weinstube zubrachte.

meine Versöhnungswilligkeit — d. h. meine Sühnebereitschaft — als Feigheit ausgelegt hat."

Es war ein Verhängnis für Conradi, daß er bei seiner durch das Studium Nietzsches gesteigerten Menschenverachtung eine Kritik kaum mehr ertragen konnte und zudem Anhänger fand, die ihn blindlings bewunderten.

Zu seinen großen Verehrern gehörte Hezel, der den Winter 1886/87 von Leipzig ferngeblieben war und im Sommersemester 1887 dahin zurückkehrte. Durch ihn wurde Conradi mit dem Lockwitzer Oskar Hänichen bekannt, der bald sein unbedingter Anhänger wurde und in ihm die schon länger vorhandene antisemitische Gesinnung nährte.*) Für ihn bedeutete Conradi eine geschlossene Weltanschauung, und die Gegner spotteten, seine Lieblingswendung sei „Christus, Wagner und Conradi". Auch in dem Kreise der Dänin Rosalie Nilsen**) verehrte man

*) Er war in den neunziger Jahren eine Zeitlang Reichstagsabgeordneter.

**) Diese Dame, die auch von Freunden Conradis mit der berühmten Sängerin Christine Nilsson verwechselt worden ist, war eine geborene Dänin aus sehr gutem Hause, aber völlig verarmt. Es war eine alte, wunderliche Dame mit seltener Begabung und außerordentlichem musikalischen und literarischen Talente, zudem für alles Neue und Oppositionelle begeistert. Sie hatte unter Mazzini im oberitalienischen Aufstande mitgekämpft, war gefangen genommen und zu Gefängnis verurteilt worden. Später hielt sie sich eine Zeitlang in einem Jesuitenkloster in der französischen Schweiz auf, ging dann nach Deutschland, ward begeisterte Anhängerin Richard Wagners und trat in freundschaftliche Beziehungen zu Friedrich

Conradi schwärmerisch und verglich ihn geradezu mit Christus. Diese Ueberschätzung seiner Persönlichkeit, die er sich ebenfalls zu eigen machte und in seinen Briefen und Reden merken ließ, mußte ihm in Leipzig unter der Studentenschaft immer mehr Feinde schaffen. Dazu kam der Streit mit Hartleben, an dem sich dessen Verkehrskreis naturgemäß stark beteiligte. Ein Hauptgegner Conradis in diesem Zirkel war Steinmetz. Diesen empörte die souveräne Art, mit der Conradi im Gespräche meinte, er dürfe sich aller Weiber zum Geschlechtsgenuß bedienen, und er erblickte infolgedessen in ihm eine Art moralisches Scheusal. Ebenso erzürnte es ihn, daß Conradi einst einer Kellnerin ein Bändchen Heinescher Gedichte wegnahm und voll Nichtachtung zerriß, trotzdem er wußte, daß es das Geburtstagsgeschenk eines seiner eigenen Freunde war. Von Steinmetz ging auch der Gedanke aus, Conradi durch eine groteske Zeremonie den Aufenthalt in Leipzig zu verleiden. Eines Abends saß ein größerer Kreis, darunter Hezel und Steinmetz, in der „Großen Feuerkugel", an einem andern Tisch befanden sich Conradi und Hänichen, „Christus und Johannes", wie die andern spotteten.

Nietzsche, von dem sie einen Dionysoskopf und eigene Kompositionen geschenkt erhalten hatte, die sie als heilige Reliquien aufhob. Sie ließ sich in Leipzig nieder und lebte vom Stundengeben. Sie verkehrte in den Kneipen der Jüngstdeutschen, namentlich mit Edgar Steiger, Hans Merian, Conradi u. a. — Der Verfasser lernte diese zum schrullenhaften alten Mütterchen gewordene Dame wenige Jahre vor ihrem Tode um 1898 bei Hans Merian kennen.

Nach einiger Zeit zogen Steinmetz und seine Genossen an den Tisch Conradis, stellten sich zeremoniell um ihn herum und brachten ihm feierlich einen Schluck. Conradi war ganz verblüfft, er wußte nicht, ob es eine Huldigung oder eine Verhöhnung sein sollte. Am andern Tag erhielt Hezel von Conradi nahestehender Seite einen merkwürdigen Brief, worin es hieß, er und seine Gefährten hätten sich an Conradi vergangen wie die Juden an dem Messias.

In derselben Zeit, wo Conradi infolge all dieser Vorgänge immer mehr vereinsamte, schrieb er eifrig (etwa seit März 1887) an einem größeren Roman, den er schon länger geplant, an seinem „Adam Mensch". Die Kunst seiner ersten Jünglingszeit hatte in den Sünderliedern ihre schönsten Blüten hervorgebracht. Die Kunst seiner Studentenjahre gipfelte in diesem Roman und er bedeutete für ihn einen Höhepunkt. Bei der Namensgebung schwebte ihm möglicherweise des Dänen Paludan Müllers „Adam Homo" vor, jedenfalls hatte ihm letztere Wortverbindung schon in den Schülerjahren sehr imponiert.*) Wie in den „Phrasen", wollte Conradi auch in seinem neuen Roman einen Typus des Uebergangsmenschen schildern.

Dr. Adam Mensch ist in gewissem Sinne als Persönlichkeit die Vollendung des Heinrich Spalding der „Phrasen". Er erscheint auch als ein

*) Er führt sie mehrfach an. S. Bd. I, S. 100, 110, II, S. 263.

„Mischling von Romantik und modernem Realismus", als ein Stimmungsvirtuose, der nur dem Augenblick lebt. Während aber in Heinrich Spalding bei aller Zerfahrenheit und bei allem Gebrodel doch noch die feineren inneren Saiten anklingen und er noch nicht alle sittlichen Maßstäbe verloren hat, ist bei Dr. Adam Mensch, diesem geistigen Emporkömmling, der völlige seelische und sittliche Bankerott eingetreten. Adam Mensch erscheint weit eher als eine Verkörperung der Philosophie Max Stirners als der Friedrich Nietzsches, er steht jenseits von Gut und Böse, aber in ihm lebt nichts von der Sehnsucht nach dem Uebermenschen, er strebt nicht danach, durch Züchtung und Veredelung der Triebe diesen höheren Typus mit schaffen zu helfen. Mit der höchsten Ausbildung des Denkens und des ästhetischen Empfindens verbinden sich bei ihm innere Roheit, seelische Verkommenheit, hochgradige Willensschwäche, größenwahnsinnige Frechheit, erbärmliche Feigheit und abstoßende Genußgier, — Eigenschaften, die ihn nach Conradis eigenem Worte zu einem „Scheusal in Menschenfell" machen. Er fühlt sich als modernen Märtyrer, als einen der Besten des jungen Nachwuchses, dessen tragisches Geschick darin läge, daß er die Sphäre nicht finde, in der er allein wirken könne. Er steht über allem, ganz besonders über der „lächerlichen Subalternmoral", alles wird bei ihm zur Phrase und er bestrebt sich, die soziale Lüge und Aussichtslosigkeit seiner Lage durch physische Ausschweifungen abzustumpfen. „Nach

uns die Sintflut!" das ist sein Standpunkt, wiewohl er die Ansicht hegt, daß die herrschende Generation der Zukunft dem vierten Stand entwachsen werde. So schwankt er haltlos zwischen drei Frauen umher, bis er sein Schicksal endlich durch eine reiche Heirat beendet.

Der „Adam Mensch" war nach Hänichens Zeugnis ursprünglich als Novelle gedacht, und zweifellos ist sein Stoff für einen Roman auch etwas zu dürftig. Und doch muß man vom rein künstlerischen Standpunkt bei diesem Werke einen beträchtlichen Fortschritt gegenüber den „Phrasen" feststellen. Abgesehen von dem nachklappenden und matten Schlußkapitel bietet das Werk ein gut in sich geschlossenes Ganzes, und wenn auch sprachliche Unarten, stilistische Mängel und philosophisch sein sollende Stilblüten noch öfter vorkommen, so fühlt man doch, daß sich Conradi auf dem Wege zu einem eigenen Kunststil befindet. Dieser hatte allerdings mit dem damals geltenden naturalistischen — abgesehen von manchen Kraßheiten der Darstellung — kaum etwas gemein, ja er wies durch die feinfühlige psychologische Durchdringung und die subjektive, von Miterleben zeugende Schilderung über den Naturalismus hinaus.

Wie bei den „Phrasen" sammelt sich alles Interesse um den „Helden" des Romans, den Dr. Adam Mensch. Während aber in jenem Werke gar nichts von einem Fortschritt der Handlung zu merken ist und die übrigen Personen bedeutungslose

Nebenfiguren sind, wirken sie im „Adam Mensch“ mehr aufeinander ein, und der Dichter bemüht sich auch, sie eingehender zu charakterisieren. Am besten dürfte ihm dies bei den Gestalten des Dr. Irmen und seiner Tochter Hedwig gelungen sein. Auf das feinste wird vom Dichter der in Adams Innern vorhandene Dissonanzenreichtum und das ganze verästelte Seelenleben dargelegt, und Conradi zeigt sich als einen Meister dieser psychologischen Vivisektion und als einen tief- und scharfblickenden Herzenskündiger und Entschleierer der Seele, der auch das Un- und Unterbewußte im psychischen Leben seiner Mitmenschen erspürt und erlauert.

Eine leichte und angenehme Lektüre bot Conradi mit seinem „Adam Mensch“ nicht. Es steckt ungemein viel Widerwärtiges, Häßliches und Abstoßendes in dem Buche, aber dies alles ist durch den Gegenstand bedingt. Wer wie Conradi einen größenwahnsinnigen Lumpen schildert, muß eben auch die Nachtseiten des Lebens getreulich zur Geltung bringen. Jedenfalls liegt dem Dichter ein Wühlen im Schmutz durchaus fern, und man kann, auch wenn man innerlich derartige Werke ablehnt, den Roman keineswegs als ein unsittliches Buch bezeichnen, zumal die bedenklichen Stellen in anerkennenswerter Weise mit einer gewissen Feinfühligkeit nur angedeutet bleiben.

Die ungemein feine Seelenanalyse Conradis gemahnt auffallend an Dostojewski, und es fragt sich, ob er zu seiner Zergliederungsmethode erst durch

das Studium des großen Russen gelangt ist. Das dürfte jedoch zu verneinen sein. Von früh auf besaß Conradi eine Neigung zur Selbstbespiegelung und Zerfaserung von seelischen Vorgängen, und was er in seinen Briefen und in den „Phrasen“ nur tastend versuchte, das handhabte er im „Adam Mensch“ infolge fortgesetzter „Selbstbeschnüffelung“ mit größter Virtuosität. Insbesondere liebte er es, wenn er Kater hatte, seine Stimmungen nach Merians Zeugnis zu sezieren, wobei oftmals sehr viel Feines, oft allerdings auch manches Bizarre herauskam. Ja, es erscheint zweifelhaft, ob er in der Leipziger Zeit von Dostojewski mehr als den Namen und die Titel seiner Werke kannte, wiewohl er ihn schon in der Vorrede zu den „Brutalitäten“ als seinen Meister hinstellte. Am 11. August 1887 klagte er Wilhelm Friedrich, daß er den „Raskolnikow“ immer noch nicht kenne, dieser antwortete ihm aber, daß er Bedenken trage, ihm bei seinem derzeitigen erregten und verdüsterten Seelenzustande das Buch in die Hände zu geben, da es für ihn vielleicht verhängnisvoll werden könnte. Erst am 8. Oktober — 12 Tage vor Ablieferung des Manuskripts von „Adam Mensch“ — erhielt er von seinem Verleger das erbetene Freiexemplar, und Dostojewskis Bücher „Die Gebrüder Karamasow“ und „Aus dem toten Hause“ las er sogar erst später in München (an Friedrich, 8. Dezember 1888).

Man hat vielfach gemeint, der Dr. Adam Mensch sei identisch mit Conradi wie der Heinrich Spal-

ding in den „Phrasen". Doch dies ist ein Irrtum. Conradi hat allerdings seinem „Helden" eine Reihe von ihm selbst eigentümlichen Zügen verliehen und ihm Worte und Gedanken in den Mund gelegt, die seiner Weltanschauung entsprachen. Aber er selbst wollte den Adam Mensch als „das korrekte Porträt eines Typus" aufgefaßt wissen, „so in der letzten Generation — und nicht nur in ihr — tatsächlich existiert". Conradi trägt nun allerdings einen guten Teil der Schuld, daß man den Roman mißverstand und sogar meinte, er habe in seinem „Helden" seine eigene Weltanschauung verkörpern wollen. Wie schon in den „Phrasen" dem Heinrich Spalding so leiht Conradi auch dem Adam Mensch gewisse Messiaszüge, und ganz besonders irreführend wirkt das Motto, ein Ausspruch Hänichens: „Sünde ist das Vergehen wider das Gesetz der Zukunft", womit scheinbar alles Tun des „Helden" gerechtfertigt wird.

Der „Adam Mensch" war verhältnismäßig schnell auf die „Phrasen" gefolgt, und so erschien der Leipziger Aufenthalt Conradis als eine für seine künstlerische Entwicklung sehr glückliche Zeit. Aber Conradi hatte offenbar selbst die Empfindung, daß in Leipzig seine Rolle ausgespielt sei, und daß er dort kaum mehr etwas erreiche. Auch vermochte er auf die Dauer die Leipziger Luft nicht zu ertragen. Er müsse, schrieb er an Friedrich (24. Aug. 1887), in Verhältnisse kommen, die für seine körperliche und geistige Gesundheit günstiger seien. „Ich muß wieder

eine Zeitlang in einer bedeutenderen, anregenderen Natur leben dürfen ... Unter dem Protektorate der Leipziger Atmosphäre kann ich allerdings nichts Hervorragendes mehr schaffen." Er dachte damals daran, Detlev v. Liliencron zu besuchen, er stellte ihn sich als reichen holsteinschen Baron auf Schloß Poggfred vor und hatte noch keine Ahnung davon, daß Liliencron alle möglichen Leute in Bittbriefen — „Liliencronaden" nannte sie später Conradi — fortwährend um Geld bat. Er schrieb ihm schlankweg*), daß er gern einmal das Landleben kennen lernen möchte, eine gewisse Passion für Pferde, Hunde usw. besitze, und wenn es den Baron nicht geniere, würde er ihn gern auf einige Zeit besuchen, zumal er sehr der Erholung bedürfe. Liliencron war ob dieser Sache humoristisch verzweifelt, schrieb ihm, daß er mit seiner Auguste oft selbst nur Pellkartoffeln zu essen habe, und verzichtete auf Conradis Besuch. Zu seiner Erholung trieb sich daraufhin letzterer Anfang September mit seinem Freunde Hänichen und dessen Vetter, dem in Jena studierenden Chemiker Arthur Adler, einige Tage in dem „dilettantischen" Thüringen herum, ohne Genuß und besondere Stimmung zu finden (an Friedrich. 8. Sept. 1887). Er traf sich auf dieser Reise auch mit R—, dem er sich wieder genähert hatte. Adler war sehr ent-

*) Von sämtlichen Schreiben Conradis an Liliencron sind nur zwei erhalten, die in dem schönen Buch: In memoriam Detlev Liliencron von Carl Fr. Schulz-Euler (H. W. Rath) Frankfurt a. M. 1909 abgedruckt sind.

täuscht von seinem Wandergenossen Conradi, den er sich auf Grund von Hänichens Schilderungen als eine Kraftnatur an Körper und Geist vorgestellt. Er sah in ihm bald nur einen „Schauspieler des Lebens, der den großen Willensmenschen agiere, ohne es zu sein"; er wunderte sich über seine Schwächlichkeit, die ihm nicht gestattete, eine mäßige Höhe (wohl den Wartburgberg) zu besteigen. Er erhielt den Eindruck, daß auf Conradi die mangelnde Umgebung der Großstadt herabstimmend wirke, und fühlte sich unangenehm berührt, als dieser am Abend einem Tingeltangel zustrebte, wo er mehr aufzutauen begann. Auch ging er ziemlich gelangweilt durch die „geheimrätlichen" Räume des Weimarer Goethehauses. Als aber dort sein Blick auf ein kleines Bild von Reinhold Lenz fiel, wurde er ganz Feuer und Flamme und äußerte sich sehr lebhaft.*)

Bald nach seiner Rückkehr aus Thüringen ward Conradi von Friedrich zum deutschen Schriftstellertage mitgenommen, der vom 24. bis 27. September 1887 zu Dresden stattfand. Bleibtreu war einige Tage vorher nach Leipzig gekommen und begleitete beide. Ihnen schloß sich ein Armenier, der Bankdirektor Abgar Joannissiany aus Tiflis an, der in Friedrichs Verlag die „Armenische Bibliothek" herausgab. Diese Dresdner Tage bedeuteten für Conradi eine Erlösung aus dem Leipziger „Allerlei", dann lernte er auch Dresden erstmalig kennen, nahm

*) Nach brieflichen Mitteilungen von Herrn R—

an allen festlichen Veranstaltungen (Bankett, Theatervorstellung usw.) teil und trat vielen Schriftstellern und Schriftstellerinnen persönlich näher.

Conradis schriftstellerisches Leben war bis dahin eine von Erfolg begleitete Aufwärtsbewegung gewesen, jetzt nahte dem Dichter eine schwere Katastrophe durch seinen Bruch mit Friedrich. Von ihm hing er finanziell gänzlich ab, er lebte zum großen Teil von den Vorschüssen und Honoraren, die ihm jener gewährte. Die Mitarbeit an der Nationalzeitung hatte er Ende 1885 verloren, und auch die Honorar zahlende Tägliche Rundschau war ihm bald nicht mehr sicher. Dr. Friedrich Lange, der damalige Herausgeber, suchte ihn, „den Antaster Wichertscher, Spielhagenscher Unfehlbarkeit gegenüber den Machinationen Bodenstedts zu halten" (an Friedrich. 19. Dezember 1886), aber schon seit dem 5. Oktober 1886 mußte er unter dem Pseudonym „Heinrich Keppler" schreiben, bis er endlich am 27. Dezember 1887 endgültig aus dem Blatte verschwand. Schwer griff Friedrich schon dadurch in die Tätigkeit Conradis ein, daß er das von Costenoble abgelehnte „Realistische Jahrbuch" im Juni 1887 nicht in Verlag nahm (an Friedrich. 10. Juni 1887) und so dessen Erscheinen unmöglich machte, denn einen andern Verleger fanden die Herausgeber nicht. Verhängnisvoll für Conradis weiteres Schaffen aber war der Streit wegen seines Romans „Adam Mensch". Am 20. Oktober übergab Conradi seinem Verleger persönlich das fertige Manu-

skript, doch scheint es bei dieser oder einer andern Besprechung zu Auseinandersetzungen gekommen zu sein. Conradi fühlte sich beleidigt und ließ durch einen älteren Studenten, der Reserveoffizier war, Friedrich eine Forderung überbringen. Aber kaum hatte dieser vernommen, was der Kartellträger wollte, so sagte er: „Hören Sie, ich zähle bis drei, und wenn Sie bis dahin nicht von selbst hinaus sind, so lasse ich Sie hinausbefördern!" Und er fing an zu zählen, und tatsächlich machte der verblüffte Ankömmling kehrt, ehe jener zu zählen aufgehört hatte. Friedrich machte sich über den Vorfall in einem Brief an Conradi lustig, indem er ihm vorwarf, daß er „in harmlos kindlichster Weise Forderungen in die Welt hinausschreie und seine Sekundanten dann an die Luft setzen lasse".*)

Hierauf teilte Conradi seinem Verleger (am 5. November 1887) mit, daß er den schriftlichen Verkehr auf das Notwendigste beschränken werde, und erklärte bezüglich des „Adam Mensch": „Ich erkenne nur ein von m e i n e n Prinzipien ausgehendes, ethisch-ästhetisches Urteil an, ich halte nur m i ch oder m e i n e s g l e i ch e n für kompetent darin. Meine Arbeit „polizeilich" . . . und moralisch „anstößig" zu finden, überlasse ich Säuglingen und solchen, die es wieder werden wollen." Nach dem 1. Dezember 1887 erfolgte dann nach kurzem Briefwechsel die endgültige Ablehnung des Romans durch

---

*) S. Der Realismus vor Gericht. Sonderabdruck aus der Gesellschaft. 1890. S. 6.

Friedrich. Dieser erklärte, daß der Druck desselben ihn mit dem Strafgesetz in Konflikt bringen würde. Er enthalte Verstöße gegen das Strafgesetzbuch, auch könnten mehrfache Stellen als Majestätsbeleidigungen aufgefaßt werden. Dabei sehe er noch davon ab, daß das Manuskript — allerdings sehr entstellte — Schilderungen aufweise, welche sich auf Vorgänge in seinem Hause bezögen. Gegen Rückzahlung des bisher von ihm gezahlten Vorschusses werde die Auslieferung des Romans erfolgen. Da der Verfasser kein Geld hatte, so verblieb sein „Adam Mensch" als Faustpfand bei Friedrich.

Zur selben Zeit, wo Leipzig für Conradi als Wirkungsstätte versank, tauchte ein anderer Ort vor ihm auf, wo er auf mehr Erfolge hoffte: München. Diese Stadt war schon früher das Ziel seiner Sehnsucht gewesen, dort lebte Julius Grosse, M. G. Conrad, Wolfgang Kirchbach, auf deren Unterstützung er glaubte rechnen zu dürfen. Am 9. November 1887 reiste er von Leipzig nach München, Oskar Hänichen und ein Bekannter R—s, der Klaviervirtuose Robert Ernst begleiteten ihn. Arthur Adler hatte sich in den Ferien vergeblich bemüht, seinen Vetter Hänichen von dem Einfluß Conradis frei zu machen; derselbe blieb vielmehr dessen begeisterter Anhänger, und Hartleben äußerte in Weimar R— gegenüber, Hänichen sei ganz „conradesk" geworden. Mit diesem Busenfreunde bezog Conradi eine gemeinsame Wohnung und lebte zurückgezogener als in Leipzig. Doch ver-

kehrte er in mehreren literarischen und andern Zirkeln. Julius Grosse, sein alter väterlicher Freund, über den er so viel in verschiedenen Organen geschrieben und dem er doch niemals eine Zeile davon zugeschickt hatte, wollte ihn zuerst in seine Familie einführen, gab diesen Gedanken aber infolge des Widerstandes seiner Frau auf, welcher Conradi zuwider war. So verkehrte Grosse mit ihm nur in seinem Büro und in einer damals renommierten Weinstube, der „Dichtelei" in der Türkenstraße, wo auch Kirchbach, Lingg und verschiedene Maler und Künstler verkehrten. Aber dort nahm man Conradis unbedingte und oft jugendlich unreife Urteile nicht günstig, sondern ironisch auf, so daß er zuletzt wegblieb. Mit Kirchbach zusammen verkehrte er auch gelegentlich im Schriftsteller- und Journalistenverband, wo damals Ibsen, Maximilian Schmidt u. a. zu finden waren, ebenso gelegentlich im Klub „Zeitgenossen". Ferner traf er in München eine Anzahl jüngerer Schriftsteller wie Hans v. Basedow, Max Halbe, Julius Hillebrand (Pseudonym Julius Brand), Ernst Kreowski, Heinz Tovote, Franz Wichmann u. a., dagegen kam er mit Conrad nur wenige Male zusammen. Auch Adolf Bartels begegnete er zufällig wieder in einer Vorstellung von Hebbels „Maria Magdalena" und trat mit ihm in wenig enge Beziehungen. Ohne eigentlicher Sozialdemokrat zu sein, stand er dem engeren Ausschuß der damals durch das Sozialistengesetz verbotenen sozialdemokratischen Partei nahe, zusammen mit Carl Korn

und einem andern Freunde und überbrachte in des letzteren Namen bei einer Streitigkeit dem Arbeiterführer Ignaz Auer eine Forderung zum Duell.

Der Eindruck, den besonders seine älteren Freunde von ihm gewannen, war nicht sonderlich günstig. Auf Kirchbach machte er den Eindruck eines „psychisch-nervös verbrauchten Jünglings", und nach Conrads Urteil, der ihn früher in Berlin zuerst gesehen, befand er sich körperlich, in der Leibespflege, in der Kleidung, in den Manieren auf der absteigenden Linie. „Zunächst", so lautete sein Urteil, „physisch und moralisch „verkatert", übernächtig, zerfahren, haltlos. Im Gespräch heftig, verbissen wie ein verärgerter sozialdemokratischer Agitator aus jener bösen Zeit. Dazwischen plötzlich herrliche Momente geistiger Größe, majestätischen Aufschwungs. Dann ebenso rasches Versinken in die Gewöhnlichkeit des räsonierenden, schimpfenden, heftig gestikulierenden, im Unschönen exzedierenden verbummelten Genies. Sein Wesen machte einen durchaus ungesunden, mitleiderregenden Eindruck." Wehmütig berührte es Kirchbach, wenn er ihn durch derbe Humorworte aufrappelte, daß er dann recht trübe lächelte. Zudem bekam ihm das „elende" Klima Münchens nicht, das nach seiner Meinung auf „reizbare, kränkliche norddeutsche Gemüter und Konstitutionen zersetzend" wirkte, er kam aus den „Erkältungen und psychophysischen Indispositionen" nicht heraus, und drei Wochen lang litt er so fürchterlich an Neuralgie, daß er sich ganz aufgerieben fühlte. „Ostern war es

am tollsten", schrieb er. „Ich habe mich vor Schmerzen auf dem Boden meines Zimmers herumgekugelt. Nun hat mich ein Arzt in seine Klauen gepackt und experimentiert mit einer Chinin-Parforcekur an mir herum. So wird einem das Leben verbittert! O dieses Chinin! Aber ein klein wenig hat's doch schon geholfen" (an Friedrich. 7. Febr. 1888, an Fritsche. 7. April 1888). Nur selten lebte er wirklich auf, wie bei einem Spaziergang mit Kirchbach im Winter. Dieser führte ihn mitten durch den dicksten Schnee, so daß er rote Backen bekam; in Nymphenburg mußte er dann bayerischen Kalbskopf essen, der ganz auf den Tisch gebracht ward, und ein Maß bayrisches Bier dazu trinken, und er fand an diesem kräftigen Leben Gefallen. Aehnliche kurze Augenblicke der Freude erlebte er auch, als er am Silvester 1888 und am Neujahrstage darauf mit dem Ehepaar v. Basedow und mit Franz Wichmann die eis- und schneestarrende Landschaft am Starnberger See durchwanderte und die herrliche Natur mit den Blicken des echten Künstlers betrachtete.

Wovon er eigentlich lebte, wußte in München niemand. Die Schriftstellerhonorare flossen ganz spärlich, von Hause und von Friedrich hatte er nichts zu erwarten, und er lernte die Armut und Not kennen. Treulich teilte sein Freund Hänichen mit ihm, was er besaß, ja er opferte sogar Conradi einen Teil seines Erbes. Bei seinen Bekannten borgte Conradi, wo er konnte, und in der trübsten Zeit bot ihm auch die Schriftstellerin Alberta von Puttkammer

eine helfende Hand. In seiner Not übernahm Conradi auch Arbeiten, gegen die sich sonst sein Stolz gesträubt hätte. Als der Stuttgarter Brauereitag sich an Grosse wandte und ihn bat, ein Eröffnungsgedicht gegen Bezahlung zu liefern, überließ der Gebetene die Sache Conradi. Er gab ihm sogar die leitende Idee; er könne — meinte Grosse — eine kleine Szene schreiben, wie Gambrinus als König die Versammlung seiner Untertanen eröffne. „Sie können dabei", sagte Grosse, „irgendeine Thronrede travestieren. Verlangen dürfen Sie, soviel Sie wollen — 50 oder 60 Mark." Conradi nahm den Auftrag an, doch erfuhr Grosse später, daß er durch den damaligen Direktor des Schwabinger Sommertheaters die Idee in einem schwung- und wertvollen Prolog für ein Honorar von fünf Mark habe ausführen lassen, das Gedicht gleichwohl mit seinem Namen unterzeichnet und die dafür gezahlten 60 Mark für sich eingestrichen habe. Diese Handlungsweise kann durch die bittere Not Conradis wohl erklärt, aber niemals ganz entschuldigt werden.

Sein erneutes körperliches Leiden, seine materielle Not und das Mißgeschick mit dem „Adam Mensch" lasteten schwer auf ihm während der Münchner Zeit und brachten ihn zeitweise in die trostloseste, verzweiflungsvollste Stimmung, ähnlich der, welcher er in seinem ergreifenden Gedichte: „Der verlorene Sohn" künstlerisch Ausdruck gegeben hat. Auch seinem alten Freunde Paul Fritsche, der als hoffnungslos Erkrankter in seinem „Patmos" Görbersdorf

weilte, sandte er in zwei Briefen Geständnisse seiner umdüsterten Seele. Wie eine Ahnung baldigen Todes klingt der Zuruf an den todkranken Freund: „Schreibe mir ausführlicher, wenn Du noch Mitmensch sein darfst, Schriftsteller und Freund. Heute gibt's hier einen herrlichen, tiefblauen, italischen Frühlingstag. Aber mir ist sehr bitter und heiß, fiebrig. Sonst zöge ich mal wieder nach meiner geliebten Benediktenwand*) hinüber. Bald werde ich wohl südlicher wallfahrten. Zieh mit! Nach dem Kap der guten Hoffnung? Ach! Unser Golfstrom hat sich erkältet und der Kapwein ist mit Chloral gemischt. Das ist auch ‚modern'. Ich warte auf dich!" (12. Febr. 1888). Und noch trüber klingt der zweite Brief aus, in dem Conradi in erbarmungsloser Kraßheit ohne Rücksicht auf den Gesundheitszustand des Freundes seine Stimmung schildert und dabei sagt: „Ich bin vollständig Phänomenalist geworden, Kismetiker, ruhe in mir (quiescat in pace!) und spucke auf alles. Um Gotteswillen keine atavistischen Kollegialmonstrositäten! Keine Posen, keinen Ehrgeiz! Keine Phrasen, kein Pathos! Wenn Du irgend kannst, mach Dich recht bald dünne! Du hast's ja bequem genug, nicht jedem wird's so leicht gemacht. Uns allen ist's jenseits der vier Erdpfähle am wohlsten! Lebenstreibhäuselei ist mir ein Ekel! Ob Du nun noch 'n paarmal ins Universum 'reinurinierst, ist egal. Das Loch ist doch

*) Gebirgszug zwischen Tölz und Kochelsee.

bodenlos. — Siehst Du: das sind meine ‚aufrichtigsten‘ Gefühle für Dich und — mich! Tirez le rideau, la farce est jouée!!! Wirst Du mir mal wiederschreiben? Zu! Zu! Sterben wir auf dem Felde der Ehre! Im Bette oder in der Gosse! Sela!" (7. April 1888). *)

In geistiger Beziehung war die Münchner Zeit für Conradi sehr ertragsreich. Das Mißgeschick mit dem „Adam Mensch" und das enge Zusammenleben mit Hänichen, dessen Lieblingsstudium die Erkenntnistheorie bildete, zogen ihn von seinen künstlerischen Plänen sehr ab und führten ihn philosophischen Studien zu. Er ging jetzt dem schon in Leipzig gehegten Plan zu promovieren mit Ernst nach, er faßte eine Doktordissertation im Anschluß an Carrière ins Auge und schrieb außerdem im Winter 1887/88 an einem naturwissenschaftlich-philosophischen Werke (an Friedrich. 7. Febr. 1888). Er nahm außeror-

*) Fritsche fühlte sich naturgemäß durch diesen Brief tief verletzt, und er schrieb am 8. Mai seiner Schwester Elisabeth: „Mit Conradi habe ich alle Beziehungen aufgegeben; er ist ein brutaler Egoist und größenwahnsinniger Jungdeutscher." Sie schrieben sich nicht wieder. Am 25. September 1888 starb Fritsche in Frankfurt a. O. Wilhelm Arent schrieb in der „Gesellschaft" ein Gedicht auf seinen Tod. Dieser früh verstorbene Dichter (geboren am 15. Dezember 1863 zu Frankfurt a. O.), der nur zwei größere Gedichtsammlungen: „Mein Herzenstestament" und „Bilderbuch eines Schwermütigen" veröffentlicht hat, nimmt in der Literaturgeschichte der achtziger Jahre eine einsame Sonderstellung ein. Er wurde schon damals wenig erwähnt und findet auch in den Literaturgeschichten kaum Beachtung, selbst nicht bei A. v. Hanstein: „Das jüngste

dentlich viel Neues auf, er vertiefte sich zusammen mit Hänichen in die Lektüre von Hegels „Phänomenologie des Geistes“ und begann wohl damals schon, Nietzsche gegenüber selbständiger zu werden und im Anschluß an Mainländer das soziale Moment stärker zu betonen.

In dieser Zeit der Ruhe, wo Conradi nichts Größeres schuf, kam ihm doch wieder die Sehnsucht nach umfangreicherer schriftstellerischer Betätigung. Die wenigen Gedichte und Skizzen, welche er für die „Deutschen Blätter“ (Eger), für die „Gesellschaft“, die seit dem 1. Januar 1887 in W. Friedrichs Verlag erschien, für das von Karl Bleibtreu geleitete „Magazin“ und für die Anthologie „Das literarische Anhalt“ schrieb*), genügten ihm nicht. „Ich habe“, schrieb er an Friedrich (17. Juli 1888), „hier den letzten Winter über geistig das denkbar regste und fruchtbarste Leben geführt — ich stehe jetzt auf der Höhe meiner ersten großen Entwicklungsperiode — ich bin bis obenhin gefüllt mit neuen Anschauungen, neuen Motiven, neuartigem Können, aber ich habe nicht die physische Kraft, ich stecke in zu prekären

---

Deutschland. Zwei Jahrzehnte miterlebter Literaturgeschichte“ (Leipzig. 1901). Eine kleine Studie über ihn schrieb Dr. Ssymank in der Deutschen Hochschulzeitung vom 20. Dezember 1899 und G. W. Peters widmete ihm eine kritische Würdigung in seiner „Leipziger Anthologie“ (1909).

*) Herausgeber Bernard Muschi nnd Hermann Wäschke. Dessau 1888. Ueber den darin veröffentlichten „Psalm der Leidenschaft“ war der Anhaltische Staatsanzeiger sehr böse. S. Gesellschaft 1890, S. 769.

äußeren Umständen, um zwanglos und fortgesetzt künstlerisch und wissenschaftlich das niederschlagen zu können, was mich füllt und erfüllt. Eine ganze Reihe von Arbeiten liegt in den verschiedensten Embryonalformen da. Ein humoristischer Roman ‚Meergreise'" — so schrieb er weiter — „versprach etwas ganz Seltenes, Kühnes, Neues zu werden — man ist ja nie mehr humoristisch als dann, wenn man physisch und psychisch viel und sehr leidet." Und Anfang Juli 1888 entwarf er auch den Plan zu seiner „Aktualitäts- und Agitationsbroschüre: „Wilhelm II. und die junge Generation". Am meisten aber beschäftigte ihn innerlich ein Problem. „Es gibt nur ein Motiv, das heute wirklich verdient, behandelt zu werden: das ist das Problem des Uebergangsmenschen, wie ich es nenne. Und dieses Problem behandele ich, wenn's unser Herrgott mir in seiner fürchterlichen Huld und Gnade erlaubt — ich bilde mir ein, die einzige Kompetenz dafür zu sein. Ich habe erlebt, was man dazu braucht, ich habe die Kraft, es zu gestalten, ich habe die modernen Gedanken, d. h. die Gedanken der Zukunft! Nur Zeit, Geld, Gesundheit! Ich sprach neulich mit Ibsen und Lingg darüber, entwickelte gestern abend Julius Grosse meine Tendenzen: „C'est la chose par ellemême!" Vederemo! Ich habe weiter nichts mehr auf der Welt zu tun als das" (an Fritsche. 7. April 1888).

Als Conradi nach München übersiedelte, leitete ihn wohl zweifellos die Hoffnung, er werde dort mit Hilfe seiner älteren schriftstellerischen Freunde ein neues Arbeitsfeld finden. In dieser Erwartung sah er sich getäuscht. Auch gab es für ihn keine Möglichkeit, einen andern Verleger als Friedrich zu finden. Und so suchte er mit allen Mitteln, eine gütliche Einigung bezüglich des „Adam Mensch" zu erzielen, da er sich einem Schiedsgericht, wie sein Verleger vorschlug, nicht fügen wollte. „Ich bin" — meinte er (7. Febr. 1888) — „mir allein kompetent und viel zu sehr . . . vom „Größenwahn" angekränkelt, als daß ich mich den Eventualitäten eines Urteilsspruches anpassen könnte. Und — sollte er gegen mich ausfallen, falls ich mich diesem Vorschlage fügte — was geschähe dann mit meinem Manuskript?" Aber es vergingen Monate, ohne daß die beiden Parteien weiterkamen, und am 7. Juni 1888 schrieb Conradi heftig: „Als einen Akt *absoluter Willkür* betrachtet die Retention meines Manuskripts „Adam Mensch" nicht nur das gesunde Gefühl, sondern in gewissen Artikeln auch das *Reichshandelsgesetzbuch*! Dieses Manuskript ist nach *meinem* Urteil, das hierbei *allein in Frage kommt, vollkommen druckfertig*, befindet sich aber *seit acht Monaten* ca. in Ihrem *widerrechtlichen* Besitze . . . Ich sehe — mit *vollem* Recht nach *dem Gesetze*! — Ihre Retention meines Manuskripts als *Kontraktbruch* an, bin also

befugt, von andern Offerten sans phrase Gebrauch zu machen." Gleichwohl war er auch jetzt zu einer gütlichen Beilegung des Streites bereit und schrieb nicht ohne Hoffnung, als Friedrich ihm versöhnlich entgegenkam, von der Ausführung seiner neuen künstlerischen Pläne: „Mein Privat-Barometer hat gerade in der letzten Zeit einen so lächerlich geringen Stand — meine Stimmung und mein Gesamtbefinden sind so schwankend und unberechenbar, daß sich keine Limitierung angeben läßt, wenn nicht bald eine energische Nervenstärkung und ein frischer Blutzufuhr bildlich und sachlich zu nehmen — eintreten. So blicke ich denn mit einer gewissen Hoffnung zu Ihnen hin, der Sie mir die Hand zur Versöhnung gereicht . . . Wenn Sie von Ihrem Standpunkte aus etwas Geduld und Nachsicht mit mir Andersgeratenen haben und auf meine an sich sehr dornigen Wege öfter das breite, volle warme Licht des Verständnisses und äußerer Anerkennung fallen lassen, so wird das sicher und relativ bald auch seine äußere Belohnung finden. Denn ich besitze viel der Kraft und des Könnens — und muß ich mir diese Kraft und dieses Können unzerstückelt in den boshaften Nagezähnen des Alltagslebens erhalten können" (17. Juli 1888). Als dann Anfang September Friedrich zum Schriftstellertag nach München kam, traf er nach mehrmaliger Verfehlung mit Conradi im Café Luitpold zusammen und erörterte mit ihm während eines mehrstündigen Spaziergangs im Englischen Garten den sie beide be-

treffenden Streitfall. Conradi kam auf ein monatliches Fixum zu sprechen, und Friedrich machte ihm Hoffnung darauf, doch müsse vorerst die Angelegenheit mit „Adam Mensch" erledigt werden. Beide schieden völlig ausgesöhnt voneinander, und, mit neuem Vorschuß von Friedrich versehen, konnte Conradi abreisen.

Er fuhr über Nürnberg, von wo aus er Friedrich um neuen Vorschuß bat (10. Sept.) nach Eger, wo er Hans N. Krauß, den Herausgeber der „Deutschen Blätter", besuchte, an denen er seit 1887*) mitarbeitete. Von da begab er sich wahrscheinlich über Nordböhmen nach dem Dorfe Lockwitz bei Dresden. Mitte September traf er dort ein, am 25. meldete er Friedrich seine neue Adresse. Hänichens Mutter hatte ihn dorthin eingeladen,

*) Von Krauß herausgegeben und in seinem Selbstverlag (bei A. E. Witz in Eger gedruckt) erschienen seit 1887 die „Deutschen Blätter", „nicht das Erwerbsunternehmen eines Kapitalisten", sondern „wenn wir es so ausdrücken dürfen, ein genossenschaftliches Unternehmen einer gewissen Anzahl von Schriftstellern, die sich zu gemeinsamer Arbeit zusammengetan, weil sie es müde geworden, sich in ihrem Schaffen von allen möglichen Rücksichten, Moden, Torheiten und Kindereien hindern zu lassen". Realistischer Standpunkt, Kampf gegen die „Tyrannei der höheren Tochter", Aufnahme des ideellen Zeitgehalts in die Dichtung, deutsch-nationaler, volkstümlicher Standpunkt, Beachtung der Mundart (s. Deutsche Blätter 1887, Nr. 6). Ein volles Exemplar dieser seltenen und für die moderne deutsche Literaturgeschichte wichtigen Zeitschrift besitzt die K. K. Universitätsbibliothek zu Prag.

und Conradi folgte dem Rufe gern. „Meine materielle Lage", schrieb er an Friedrich (4. Sept. 1888), „zwingt mich, die Vorteile eines ruhigen Landlebens, unter die auch das konstantere, ungestörtere Arbeiten gehört, zu bedenken." Sein Freund Hänichen wünschte, daß er recht lange in Lockwitz weile und sich zunächst einmal das von der Seele schriebe, was ihn bis dahin in der Philosophie beschäftigte, und dann sich künstlerisch völlig konzentriere. Diese Hoffnung ward aber nur zu einem Teile erfüllt. Wohl arbeitete Conradi bis Mitte Oktober Tag für Tag an seinem neuen Werke: „Ein Kandidat der Zukunft" „mit innerer Genugtuung, Stimmung, mit erstem Erfolg". Ueber die Hälfte des Manuskripts aber kam er nicht hinaus, und auch mit der Umarbeitung des „Adam Mensch" ging es nicht vorwärts. Am 16. Oktober erhielt er endlich nach langem Bitten das Manuskript zurück, und wiewohl er über die roten Striche am Rande zornig war und die Ausstellungen Friedrichs als „schmähliche Aeußerlichkeiten" ansah, machte er sich doch sofort daran, das Inkriminierte zu ändern (an Friedrich, 12. und 23. Oktober). Er nahm die Angelegenheit sehr genau, und die Bearbeitung verursachte ihm nach Hänichens Zeugnis große Qual. Dafür war er aber auch entschlossen, den Druck seines Romans auf jeden Fall zu erzwingen. „Geht der ‚Adam Mensch' verloren, bleibt der Kandidat der Zukunft unvollendet — und alles das andere, was

höhere oder niedrigere Wuchsstufen erreicht hat. Das ist mein letztes Wort." *)

Wenngleich er in Lockwitz weder für Wohnung, noch für Kost zu sorgen hatte, so fühlte er sich doch nicht recht wohl, und schon am 25. September meinte er: „Zudem kann ich hier kaum noch länger als zwei Wochen bleiben: die Luft ist schwer und feucht, daß ich wieder stark asthmatisch geworden bin und so gut wie gar nicht mehr schlafen kann . . . Ach! für den Winter ein Weilchen Palermo oder Genf — das würde eine andere Ernte geben!" Trotz seiner Klagen aber blieb er doch bis in die Mitte des November in Lockwitz, da er an „entsetzlicher Beuteldürre" litt. Friedrich bat er von neuem um Vorschuß, „denn", meinte er, „wenn ich hier auch sonst nichts brauche: ich muß notgedrungen irgendeinem deutschen Schneider mal wieder etwas zuwenden . . . es wird höchste Zeit". Zudem bedrückten ihn seine alten Schulden, um deren Regelung er Friedrich ebenfalls bat; er brauchte mindestens „400 Mark zur Ordnung der dringendsten Forderungen". Ebenso bemühte er sich, mit Friedrichs Hilfe endlich seine nächste Zukunft so zu gestalten, daß er wenigstens eine Zeitlang leben könnte, ohne auf eigenen Erwerb angewiesen zu sein. Er kam auf seinen Münchener Vorschlag zurück, Friedrich möge ihm unter bestimmten Bedingungen ein monatliches Firum gewähren. „Ermöglichen

*) An Friedrich. 12. und 23. Oktober, 5. November 1888. Der Realismus vor Gericht. S. 31.

Sie es mir" — so schrieb er ihm — „ein Jahr einmal nur künstlerisch produktiv sein zu können, meine „Meergreise", meinen „Modernen Erlöser" abschließen und alles oder wenigstens das Wertvollste von dem, was sich seit Jahren aufgespeichert, projizieren zu können . . . Diese ewig sich hinzerrende Halbheit, die mich nun schon seit Jahren malträtiert, halte ich nicht mehr aus. Es reibt mich doch noch auf . . ." Aber Friedrich konnte sich zur Zahlung eines Fixums noch nicht entschließen, ebensowenig zu der eines Vorschusses zur Begleichung der Schulden Conradis, trotzdem letzterer wiederholt dringend bat und flehte: „Handeln Sie an mir, wie ein Vater an seinem Kinde — nun! Kinder sind manchmal auch ungezogen — war ich wirklich „ungezogen", verzeihen Sie mir! Jedenfalls können Sie sicher sein, daß ich nicht wieder bei Ihnen anklopfe, wenn Sie mir jetzt nicht aufmachen" (30. Okt. 1888). Am 3. November erklärte dann Friedrich, daß nach dem letzten Korrekturbogen nach Abzug des Vorschusses der Rest des Honorars ausgezahlt werde, mehr vermöge er zurzeit nicht zu leisten. Und er blieb trotz Conradis Vorstellungen bei diesem Vorschlage, wenn er auch für später weitere Unterstützung in Aussicht stellte.

Endlich — Mitte November 1888 — verließ Conradi das gastliche Lockwitz. „Verhältnisse eigenster, komplizierteşter Natur zwingen mich dazu . . . Meine durch die ewige Ungewißheit, die stete Span-

nung, die unerträglichen Aergereien hier nervös erschöpfte Natur muß sofort in andere Luft, wenn sie sich überhaupt wieder erholen und zum Arbeiten stimmen soll. Das Beste wäre für mich," meinte er, „wenn ich nach München zurückkönnte — erstens ist dort schon meine Promotion eingeleitet — und dann vertrage ich das feuchtkalte Winterklima des Nordens gar nicht mehr. Leipzig hat zu viel Erinnerungen für mich, die ich noch nicht verdaut habe. Berlin ist mir zu aufreibend" (an Friedrich. 3. und 5. Nov. 1888). Gleichwohl wandte er sich wieder nach Leipzig und unterdrückte seine heiße Sehnsucht nach München — nach dem Süden, wie er sagte, „da wir so groß gelebt, so stark gefühlt, so heiß gekämpft um unsres Willens Frieden", und immer wieder kamen ihm schwärmerische Erinnerungen an München, das er jetzt ganz zu verstehen meinte (an Franz Wichmann. 28. Nov. 1889). Er fühlte sich durchaus in der „Verbannung", und was er von München als der Zentrale deutschen Geisteslebens alles erhoffte, faßte er in seinem „Brief aus der Verbannung" zusammen, worin er auch seine Abneigung gegen Leipzig und Sachsen eingehend zu begründen suchte.*) Seine Absicht bei

*) S. Bd. II, S. 54 ff. Interessant ist Conradis Auffassung von dem bayrischen König Ludwig II. († am 13. Juni 1886). Er schreibt darüber an Paul Fritsche (am 21. Juni 1886): „. . . Und doch liegt diese Welt nach der bayrischen Tragödie, die mich bis auf das feinste Wurzelgefaser erschüttert, schon wie halbverschollen hinter mir . . . Wie habe ich die

der Uebersiedlung nach Leipzig war, seinem Verleger nahe zu sein. Er irrte sich aber, wenn er trotz Friedrichs Schreibens von diesem auf größere Hilfe rechnete, und er lernte jetzt die Not in ihrer schlimmsten Gestalt, auch quälenden Hunger kennen. Am 7. Dezember schrieb er auf einen Zettel an Friedrich in nicht ganz fehlerfreiem Französisch: „Il y a trois jours que je n'ai pas diné ni mangé aucune chose plus épaisse", und am 18. Dezember meinte er: „Ich lebe jetzt sowieso wie ein Eremit, der einem (!) Bedürfnisse nach dem anderen abschwören muß . . . Hunger und Arbeit haben mir heute das letzte Körnchen Gehirnphosphor weggefressen — Liliencrönung des modernen Menschen!" Und bitter bemerkte er am 23. Dezember: „Obwohl mir das Feuer auf den Nägeln brennt, friere ich doch famos in dieser friedenbringenden Weihnachtszeit."

Wohl mußte er damals, wie er selbst schrieb, bei

---

letzte Woche verlebt — wie! Wie hat mich dieses Wunderleben auf Schritt und Tritt begleitet! Wie habe ich meine Enge und materielle Beschränktheit da gefühlt — zermalmend empfunden! Ich sage Dir, lieber Paul — dieser tote König kann uns einen Strich durch die Rechnung machen! Das heißt: All mein soziales Künstlerinteresse ist aus den Fugen! Meine alte individuell-exzentrische Natur gebiert sich zurück! Das Schicksal dieses Menschen kann auf uns alle großen Einfluß haben, die wir ihm intim wesensverwandt! Und wir hätten vielleicht einmal die Führer der neuen sozial-künstlerischen Bewegung werden können! Damit wird es wohl vorbei sein . . ."

den s e h r schmalen äußeren Lebensbedingungen, unter denen er lebte, alle Kraft zusammennehmen, wenn er nicht stolpern und entkräftet liegen bleiben sollte; trotzdem aber gedachte er auch jetzt noch der Seinen in Magdeburg, besonders als das Weihnachtsfest „mit seinen Forderungen und hingehaltenen Händen ihm immer näher aufs Epiderm rückte" (21. Dez. 1888). Um Geschenke zu kaufen, suchte er von Friedrich Geld zu bekommen. Nach Magdeburg zu fahren, war er nicht in der Lage, und sein Freund Hänichen hielt ihn von da geflissentlich fern. Er ahnte, welche trostlosen Zustände in Conradis Vaterhause herrschten.

Das Jahr 1889 gestaltete die Lage Conradis noch trüber. Mit Hänichens Hilfe versuchte er in Dresden eine größere Summe aufzunehmen, und verzweifelt schrieb er (24. Januar 1889): „Die übliche persönliche Lebensnot, allseitige Beklemmung, Drängelei von den Gläubigern und Manichäern — Teufel! Wenn das Zeug in Dresden nicht geht, bin ich wirklich futsch. L ä n g e r h a l t e i c h m i c h n i c h t m e h r, länger ertrage ich diese Qual, dieses Arbeiten unter s o f u r c h t b a r e r s c h w e r t e n L e b e n s b e d i n g u n g e n nicht mehr!" Und zu dieser Lebensnot gesellte sich noch Krankheit, die ihn oft wochenlang aufs Schmerzenslager warf, und bei der ihn sein Freund Hänichen getreulich pflegte, wenn er ihn nach Merians Meinung auch zuweilen mit kleinlichen, oft lächerlichen Sorgfältigkeiten umgab. Besonders krank war er Mitte März 1889.

„Den einen Abend", schrieb er an Friedrich (15. März 1889), „wo das Asthma am tollsten, erwartete der Arzt ziemlich bestimmt einen Herzschlag — na! Der ganze Krempel wäre ex gewesen — ich wäre nicht am schlechtesten dabei gefahren!" Und er drängte Friedrich immer von neuem wegen eines Firums. „Ich gehe mit meinen Kräften nach heißestem Kampfe doch noch unter," klagte er, und am 17. März hatte er die Gewißheit, daß alle Versuche Hänichens, ihm eine größere Geldsumme zu verschaffen, in Dresden wie auch in Leipzig gescheitert seien. Seine einzige Hoffnung beruhte nun auf Friedrich. Ihn bat er jetzt um Vorschuß: „ich muß, wenigstens für ein paar Tage mal essen, mich kleiden können." Und er fuhr fort: „Ich fühle, daß ich immer mehr und immer schneller meiner künstlerischen Reife und Höhe entgegengehe — dieses Jahr kann vielleicht entscheidend für Sie wie für mich werden — also lassen Sie mich nicht zerschellen — wenn Sie irgend können! — und untergehen, ehe ich wenigstens meine Bücher „Ein Kandidat der Zukunft" und „Ein moderner Erlöser" vollendet — noch ein Jahr für das nächste und zwei Jahre für das, was noch in mir brennt und wühlt — und die Zukunft ist mein — ich weiß, es ginge wirklich zu viel mit mir zugrunde — lassen Sie mich erst dazu kommen, meine realistisch-humoristischen Romane „Meergreise", „Eine fixe Idee", „Mamas Menagerie" etc. zu schreiben und mit Hilfe Ihres Firums

ein Jahr mal frei, ungehemmt schaffen können — Sie werden sehen: wir kommen dann sofort in freies, fließendes Wasser. Ich werde, wie ich aus tausend Zeichen, die zu mir kommen, sehe, immer bekannter, man wartet auf größere, entscheidende Taten von mir, mein „Adam Mensch" wird stark auf meine Generation wirken — mein Gott! ich habe ihn vor beinahe zwei Jahren geschrieben — und er steht doch an erster Stelle da! — Jetzt ist der höchste und letzte Moment, wo Sie entscheidend in mein Leben eingreifen können — lieber schieße ich mir in der nächsten Nacht eine Kugel durch den Kopf, ehe ich verhungere — ich!!! Ich!!!"

Es ist bewunderungswürdig, daß Conradi sich damals aufrecht erhielt und die Hoffnung auf die Zukunft nicht sinken ließ. „Ich habe", schrieb er an Friedrich (12. Jan. 1889), „gearbeitet, was ich konnte, in diesen letzten Wochen, trotz der tollsten, unheimlichsten Entbehrungen, die ich ertragen mußte, trotzdem ich oft körperlich und geistig bis zum Tode erschöpft war! Nun sehen Sie wenigstens einige Resultate! Zunächst! Weitere erfolgen bald! Dabei habe ich noch meinen „Kandidaten der Zukunft" gefördert und an meinem kleineren (Zwischen-)Roman „Der Ehebrecher" und „Gerechtigkeit" geschaffen! Es soll um jeden Preis dieses Jahr mein Wurf- und Siegesjahr werden!" Und tatsächlich nahm Conradi einen kräftigen Anlauf. Am 12. Dezember

1888 war endlich das Manuskript des „Adam Mensch" in die Druckerei gewandert, nachdem es der Verfasser auf Friedrichs Wunsch noch um etwas gekürzt und versichert hatte, daß die vom Verleger beanstandeten Stellen geändert seien. Im Januar 1889 stellte er Friedrich die Skizze „Unterm Nußbaum" zur Verfügung, die sich auf ein Lockwitzer Erlebnis bezog. Von ihr meinte Conradi, sie sei „in puncto Stil und Charakteristik mit zum B e s t e n gehörig, was ich geschrieben — in sehr vieler Hinsicht ganz neu und eigenartig". Die gleiche Sendung enthielt auch den Essay: „Zum Begriff der induktiven Literaturpsychologik". Ferner stellte er mehrere andere Artikel in Aussicht: „Ein Brief aus der Verbannung", „Der Fall Nietzsche", sowie einen Essay über Dostojewski.*)

Und so schien es endlich doch hell in Conradis Leben zu werden. Zudem bewilligte ihm Friedrich vom 1. April 1889 ab einen monatlichen Vorschuß von 100 Mark auf Buchhonorarkonto bis auf weiteres, doch solle der Schuldner statt der Zinsen möglichst in jeder „Gesellschaft" einen Beitrag liefern (26. März 1889). Und schon jubelte Conradi: „Nun muß es freier, heller um mich werden — nun werde ich den Stier bei den Hörnern packen und niederschmeißen" (30. März 1889), und er meinte Friedrich gegenüber: „Sie wissen gar nicht, wie d a n k b a r ich Ihnen i m I n n e r s t e n bin für

*) Der „Fall Nietzsche" blieb wohl ungeschrieben.

die monatliche Sicherung — ich arbeite jetzt mit ganz anderer Selbstgewißheit und Zukunftshoffnung — Sie werden sehen: ich komme sehr bald durch, mein Reichtum an Geist und Kraft muß sich jetzt erst, wo ich materiell ein wenig besser stehe, seine Form schaffen!" (24. Mai 1889). Zudem erschien endlich am 1. April 1889 der lange angekündigte Roman „Adam Mensch", und am 18. Juni 1889 konnte Conradi auch seine Broschüre „Wilhelm II. und die junge Generation" abliefern. So wirkte jetzt alles zu seinen Gunsten, und er mußte glauben, er habe wieder einen Gipfelpunkt seines Lebens erreicht. Und mit stolzem, alles verachtendem Selbstbewußtsein blickte er in die Welt, wie besonders folgende Postkarte an Margarethe Halm, seine ehemalige Freundin, beweist:

„Ihre Karte hat mir viel Spaß gemacht! Aber Sie befinden sich in einem korpulenten Irrtum! Der Hauptzweck meiner Karte an Sie war durchaus nicht der, eine Kritik meines „Adam Mensch" von Ihnen zu erbitten — ich wußte ja auch nicht, daß Sie so weit — gekommen, sich für erwerbsmäßige Kritikschreiberei engagieren zu lassen. Meine Bitte galt nur ganz nebenher der ehemaligen Freundin ... Verzeihen Sie meinen Fauxpas! Sie scheinen aber doch so ziemlich außerhalb des literarischen Deutschlands zu leben. Sonst würden Sie zweifellos wissen, daß Herr W. Friedrich mein Verleger ist — und daß ich an der Conradschen Ge-

sellschaft ziemlich viel mitarbeite, also zu beiden Herren ziemlich intime Beziehungen besitzen muß ... Ich glaube aber: in puncto Ihrer Beziehungen zu ihnen geben Sie sich Illusionen hin, soweit ich die Verhältnisse kenne ... Wenn ich eine Kritik für die Gesellschaft wünsche, stehen mir andere Kräfte zur Verfügung, sogar meine eigenen, denn Sie werden deutlich eine Autokritik meines Buches finden ... Daß Herr von Basedow — nun! ich habe im vorigen Jahr in München viel mit ihm verkehrt — und da — sollte nicht auch hier eine persönliche Illusion vorliegen? — Vor Ihrer „hohen" literarischen Stellung habe ich sehr wenig Respekt, gnädige Frau — Sie sind ein Weib und nicht mehr so ganz jung, als daß die Zukunft eine künstlerisch sehr spärlich gewesene Vergangenheit rehabilitieren sollte. Verzeihen Sie meine Offenheit — aber ich verzeihe Ihnen auch — nun! ich will nur sagen: Ihre Kühnheit!"*)

Die Aufnahme, welche der „Adam Mensch" beim literarischen Publikum fand, war sehr verschieden.**)

---

*) S. Liebesbeichte von H. Conradi. Herausgegeben von M. G. Conrad. Eisenach 1909. S. 50 f.

**) Besprechungen des „Adam Mensch" erschienen in folgenden Blättern: Blätter für literarische Unterhaltung 1889, S. 580, von Jeannot Emil Freiherr v. Grotthuß; Didascalia 1889, Nr. 128, S. 511 (Herausgeber Adolf Bartels); Die Gesellschaft 1889, Nr. 7, von Margarethe Halm; Deutsche Blätter 1889, S. 223 f., von Hans N. Krauß; Deutsches Dichterheim 1890, S. 182 f., von Dr. Max Oberbreyer; Deutsche Romanzeitung 1890, S. 69—71 (Ein Roman aus

Manche stießen sich an geschmacklose Aeußerlichkeiten im Stil, hielten Conradi und Adam Mensch für identisch und meinten, der Dichter habe wirklich ein Idealbild eines modernen Helden geben wollen. Unbarmherzig zerpflückte Dr. Oberbreyer den Roman, und Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß erklärte: „Ein anderes als pathologisches Interesse kann die vorliegende Leistung nicht beanspruchen." Aber auch Schriftsteller, welche der Moderne näher standen, wie Wilhelm Bölsche, lehnten den Roman ab. Wilhelm Bölsche meinte von Conradi: „Ein Realist ist er ganz und gar nicht, weder Realist in dem Sinne, der den Realismus mehr in der Methode, in der Gestaltung treu nach den Gesetzen der Wirklichkeit sucht, noch in dem andern Sinne, der im Realismus mehr sachliche Neuerung, Anschluß an die moderne Welt und ihre treibenden Ideen, Herausarbeiten des typisch Modernen und unserer Zeit Eigentümlichen sieht. Wesentlich unter diesem Gesichtspunkte des Pseudorealismus möchte ich seinen neuen Roman hier betrachten . . . Und wenn ich mich nun so stelle und so messe, so muß ich sagen, Conradis Roman ist schlecht, verfehlt, wertlos und würdelos." Am besten von den Kritikern

---

der Küche der Jüngsten. Von Wilhelm Bölsche). Eine feinsinnige Analyse des Romans gibt auch die Schrift: „Literatur und Staatsanwalt" S. 71 f. Lobend äußert sich Detlev v. Liliencron in seiner Novelle: „Der Mäzen" II, S. 133 f. — Moderne Dichtung 1890, S. 570 ff. (Vom modernen Individualismus. Von E. M. Kafka).

erfaßte Hans N. Krauß die Absichten des Dichters. Letzterer habe sich, meint Krauß, „einen Typus herausgegabelt, dessen Vertreter heute zu Hunderten und Tausenden in deutschen Landen emporschießen: den mit allen Salben und Wässern der Bildung geschmierten und gewaschenen, gemütsrohen Lumpen, der sich als Mittelpunkt des Weltalls fühlt und glaubt, er könne alles unter seine Füße treten, was ihm nicht mehr nützt oder Vergnügen bereitet. Diesem Haderlumpen — ich finde kein anderes Wort — ist ein alter, kranker Gelehrter, für den das Leben nichts hatte als Kummer, Sorgen und Enttäuschungen, der aber mit männlicher Festigkeit an seinen Idealen hängt. Von Fleisch und Blut sind weiter auch die beiden Frauengestalten Lydia und Emmy. — Conradi ist ein ungemein scharfer Psychologe. Und er weiß das selbst und so opfert er seiner Hauptkunst zuliebe alle Gegenständlichkeit. In dieser Beziehung bildet er zu Zola den reinen Gegensatz. — Prächtig versteht es Conradi, die Begriffe zu fassen und einzelne Teilbegriffe durch Wortmalereien umzuwirken. Sein Stil, als Ganzes betrachtet, hat mir in diesem Werke weniger gefallen, er ist zu kurzatmig, verzettelt. Reale Lebenserfahrungen besitzt Conradi wenig, oder er will sie nicht zeigen. Aber Talent hat dieser Mann viel, sehr viel Talent und dabei einen Mut, der in unserer nickenden Pagodenzeit als Weltwunder angestaunt werden muß. Laßt ihn sich ausleben und er wird

Schöpfungen auf die Beine stellen, daß euch das Herz im Leibe lacht."

Anerkennend über den Roman äußerte sich auch Margarethe **Halm**. Sie rief sogar ihren Geschlechtsgenossinnen zu: „Ja, ja, **Frauen, leset nur den Roman Conradis** und veramazont euch mit verstärkender Kraft, denn wäre es schon Schmach für ein Weib, einen diesem Adam ähnlichen Mann zu lieben, so wär's geradezu Verbrechen, solch einen verkommenen Samen zur Brut werden zu lassen . . . Was die Darstellung Conradis anlangt, so ist seine Art wie Tapetenmalerei. Im Ganzen genommen sieht das vielfach in gebrochenen stumpfen Farben patronierte Muster fast eintönig aus, aber näher betrachtet erkennt man doch, daß jedes Schablonenfigürchen verschieden und doch eigentlich Handmalerei ist. Ein einziges Bild tritt aus diesem Gewirre von Schnörkeln und Arabesken, gleichsam aus diesem, aber kunstvoll geformt hervor, übermenschlich und hehr, und das ist die Gestalt des alten Dr. Irmer, als dieser so schwer am Leben tragende Greis zu dem „Herrn Doktor Mensch", der ihn fragte, warum er sein „Hundeleben" nicht auslösche, wie zu einem Menschen spricht. Ist's ein Produkt des Unbewußten, das hier den Märtyrer Irmer so erhaben über diese Dreckseele erscheinen läßt, ist's ein vorsätzliches Krafterperiment des Autors, der mit bewußtem Willen und Können seinen Helden zermalmend ironisieren wollte? Genug davon, ich konnte nicht weiter lesen, als ich zu der echt poetischen

Stelle kam, weil mir das Wasser die Augen überlief. Triumph des Genius!"

Einen tiefen Eindruck machte der „Adam Mensch" auch auf L i l i e n c r o n. Und er faßte seine Stimmung im „Mäzen" zusammen und meinte: „Es ist ein entsetzliches Buch, schonungslos, grenzenlos, Wunden schlagend, Wunden heilend. Ein paarmal war es mir, als m ü ß t e ich es fortlegen, aber dann immer sagte ich mir: Es ist von einem großen Künstler geschrieben, von einem Künstler, einem Dichter der Kraft — und las weiter." Am begeistertsten war unter allen Conradi-Jüngern der frühverstorbene E. M. K a f k a. Er erklärte nach Conradis Tode: „So werden es auch erst die kommenden Geschlechter begreifen, daß „Adam Mensch", speziell in seiner literarischen Bedeutung genommen, geradezu ein E r e i g n i s zu nennen ist: der e r s t e Keimtrieb der „neuen Psychologie", die gegenwärtig den entzückendsten Frühlingsduft ihrer Erstlinge über die neudeutsche Literatur auszugießen beginnt."

Aber der Erfolg Conradis, den er bei der deutschen Lesewelt mit seinem Roman erzielte, war sozusagen nur das Moment der letzten Spannung in seiner Lebenstragödie, dem jäh und furchtbar die baldige Katastrophe folgen sollte. Schon am 14. April hatte Friedrich eine anonyme Postkarte aus Borna erhalten, welche auf das ominöse Wort „verrecken" im „Adam Mensch" hinwies. Am 20. Juni bekam Friedrich den ersten Besuch des Staatsanwalts, bei welchem der „Adam Mensch" und Wilhelm Wal-

loths „Dämon des Neides" wegen Unsittlichkeit und ersterer noch wegen Gotteslästerung denunziert worden war. Am 29. Juni wurde dann Friedrichs gesamter Briefwechsel mit Conradi, und am 19. Juli die gesamten Vorräte beider Romane vom Staatsanwalt Nagel persönlich beschlagnahmt.*) Da das Gericht die Erklärung Friedrichs, er habe die Romane vor der Drucklegung nicht gelesen, für unwahr hielt, fand am 24. Juli sowohl bei Walloth wie bei Conradi eine Haussuchung nach belastendem Material statt.

Durch das Eingreifen des Staatsanwalts in sein Leben ward Conradi sehr überrascht und von seinen großen schriftstellerischen Plänen ferner gehalten, als ihm lieb sein konnte. Aber gebrochen fühlte er sich durch die Aussicht auf den bevorstehenden Prozeß nicht. „Die ganze Geschichte" — meinte er — „kommt wir nun verdammt läppisch und kindisch vor. Jedenfalls ist für mich vorläufig das Notwendigste, wieder gesund zu werden, um von neuem arbeiten zu können — den Kerlen werde ich nachher schon den Standpunkt klar machen, aber ordentlich" (17. Juli 1889), ja er rühmte den „Adam Mensch", „der soeben im Begriff ist, die allerhöchste Staatsanwaltschaft samt sich selber an die „Unsterblichkeit" auszuliefern — die Staatsanwaltschaft war ja oft schon die Hebamme des Ruhmes, der Berühmtheit — zum mindesten der Berüchtigtheit — indessen es scheint

*) S. Der Realismus vor Gericht. S. 3.

in der Tat ein „Gesetz" zu sein, daß der Weg in die europäische Immanenz über die historischen Strafstationen führt".

In der zweiten Hälfte des August 1889 verließ Conradi endlich das „gottverfluchte Sauleipzig", wo man sich „in jedem Punkte, höchstens die Weiber ausgenommen, verraten und verloren" fühle (an Wichmann. 26. März 1889), und er erklärte zusammen mit Edgar Steiger und Hans Merian öffentlich, daß sie alle drei schon jetzt Protest dagegen einlegten, daß ihnen jemals in Leipzig ein Denkmal errichtet würde.*) Conradi siedelte nach Würzburg über,**) für das sein Freund Hänichen außerordentlich schwärmte (an Jacobowski. 14. Jan. 1890). Dieser begleitete ihn auch, da er dort vom 1. Oktober ab als Einjähriger zu dienen hatte. Aber Conradi war von Würzburg sehr bald enttäuscht, und er strebte wieder fort, da es ihm „mit seiner katholischen Kleinstädtigkeit" nicht besonders behagte und auch Wetter und Klima ganz anders seien, als man ihm geschildert hatte (an Friedrich. 21. und 23. September 1889). Zudem fehlte ihm die Anre-

---

*) Für Leipzigs literarisches Vereinsleben hatte Conradi auch damals kein Interesse. Als am 2. April 1889 dort unter Dr. Rudolf Kleinpauls Vorsitz der „Deutsche Literaturverein" zur Förderung der realistischen Literatur gegründet wurde, war Conradi auf Friedrichs Einladung zwar zugegen, kam aber später höchstens noch zu zwei bis drei Sitzungen.

**) Er wohnte dort zuerst Kapuzinergasse 7 II, seit Anfang Februar 1890 Heidingsfelderstr. 8 III (in der Vorstadt. An Friedrich. 8. Februar 1890).

gung der Großstadt und er stellte deshalb Adolf Bartels, dem damaligen Redakteur der Frankfurter Didaskalia*) einen kurzen Besuch in Aussicht, denn man müsse „mal wieder eine Großstadt unter den Füßen, vor Augen, im Schädel, in der Lunge haben" (14. Dezember 1889). Während der Universitätsferien hatte Conradi fast noch keinen Verkehr, und er klagte: „Ein wirklich intimes Herzensbedürfnis, philosophische Probleme zu erörtern: das scheint man hier nirgends zu haben, das scheint man gar nicht zu kennen", und er bedauerte es lebhaft, daß sein Freund Hänichen, „ein rein, exakt philosophischer Kopf ersten Ranges", bald dienen müsse. „Ich härme mich noch darum, daß er, dessen (vorbereitete) philosophische, hauptsächlich erkenntnistheoretische Arbeiten einmal zweifellos von größter Bedeutung für die Philosophie werden — daß er jetzt ein ganzes Jahr hindurch dem ödesten Maschinalismus zu dienen hat" (an Volkelt. 26. Sept. 1889).

Aber bald fand sich doch ein kleiner Kreis um Conradi zusammen. Neben Hänichen, der seines Dienstes wegen nicht mehr regelmäßig mit ihm verkehren konnte, waren es besonders Carl Korn, der sich nach einem Streit in München mit ihm wieder

*) Für dieses Blatt soll Conradi eine mir unbekannt gebliebene Kritik über das Bartelssche Drama: „Johann Christian Günther" geschrieben haben, an dem ihm auffiel, daß es mit dem „Adam Mensch" das „Dreiweibermotiv" gemeinsam habe (an Bartels. 12. Mai 1889).

ausgesöhnt hatte, und Dr. med. Martin Weiß, den Conradi durch Korn kennen gelernt. Außerdem verkehrten in jenem Zirkel ein älterer Mediziner Groß (später Versicherungsagent), und ein jüngerer Mediziner, sowie kurze Zeit ein Jude Citron, den Hänichen trotz seines Antisemitismus zu einer Art Intimus machte. Mehrere von ihnen wohnten bei derselben Wirtin und kamen so häufig zusammen, sie legten abends öfters ein Fäßchen auf oder tranken Tee, wobei sie philosophierten. Alle verspürten, wenn Conradi zugegen, die Atmosphäre einer Persönlichkeit, sie fühlten, daß sie mit ihm anders verkehren müßten, auch wenn sie verschiedener Meinung waren, wie manchmal Martin Weiß, der vom „Adam Mensch" offen sagte, das sei das Widerwärtigste, was er überhaupt gelesen habe.

Gelegentlich verkehrte Conradi mit seinen Freunden in einer stimmungsvollen Weinkneipe, wo er dann bis tief in die Nacht sitzen konnte, manchmal auch in andern Bürgerlokalen; in einem endete einst die Zusammenkunft mit einer echt bayrischen Rauferei zwischen Conradis Bekannten und andern Gästen, und ein junger Postbeamter, der Conradi für einen Kollegen hielt, sagte zu ihm im Gedränge: „Ich kenne Sie; ich werde Sie bei der Oberpostbehörde anzeigen!" Einmal nach dem Mittagessen — sie hatten eben alle reinen Absinth getrunken — belustigten sie sich damit, eine Droschke an den Hinterrädern in die Höhe zu heben, der Kutscher freundete sich sofort an und verlangte, daß sie nun

auch ein Stück führen. Sie kamen dabei nach einem nahen Dorfe, und Conradi schrieb dort dem kleinen Wirtstöchterchen etwas ins Stammbuch, indem er ihr sagte, sie sollte es aufheben, es werde später vielleicht einmal Wert haben.

Conradi war nach Würzburg gekommen, um sich zu seinem großen künstlerischen Schaffen zu sammeln und endlich die Werke zu vollenden, die er im Kopfe schon längst entworfen hatte. Wenn er jetzt auch dank dem monatlichen Zuschuß von Friedrich keine materielle Not litt, so kam er doch nicht zu dem erhofften Arbeiten großen Stils. Immer kam etwas dazwischen, was ihn hinderte.

So raubte ihm die Preßfehde mit Dr. Max Oberbreyer sehr viel Zeit. Als ihm nämlich letzterer seine Luzianbearbeitung (Reclams Verlag) übersandt, hatte ihm Conradi geschrieben, er wolle keine „Anzeige“ schreiben, sondern es mit einer „Kritik“ bewenden lassen (an Oberbreyer. 13. April 1889). Diese Kritik fiel sehr scharf aus, aber Dr. Oberbreyer operierte in seiner Erwiderung derartig geschickt, daß der Herausgeber der „Gesellschaft“, Dr. M. G. Conrad zu der Meinung kam, Conradi sei im Unrecht und habe lediglich aus Rache gehandelt. Er nahm in der „Gesellschaft“ das Wort in der Angelegenheit, bevor er es Conradi gab, und verschlechterte dadurch dessen Stellung in der Sache. Conradi war infolgedessen auf Conrad sehr schlecht zu sprechen. Maßregeln und meucheln lasse er sich nicht, einer krankhaften Vor-

eingenommenheit Conrads unterwerfe er sich nicht. „Will Conrad den Kampf — so soll er ihn auf der ganzen Linie haben“. Ganz besonders wütend war er über die Verstümmelung seiner „sublimen und massiven Abführung“ Dr. Oberbreyers, welche allerdings trotzdem den Streit zu seinen Gunsten entschied, da er sehr sorgfältig Material zusammengesucht und verarbeitet hatte.*) So drohte sich an den Streit mit Dr. Oberbreyer ein neuer mit M. G. Conrad anzuschließen. Conradi war auch darüber erzürnt, daß letzterer Manuskripte von ihm schon seit Monaten zurückhielt, ohne sie zu drucken. „Ich dulde diese Bummelei und Vernachlässigung nicht länger“ (13. Jan. 1890). Mit der Leitung der „Gesellschaft“ war er gleichfalls unzufrieden, und als Dr. Brahm — „natürlich wieder ein Jude!“ meinte Conradi — seine neue Zeitschrift: „Freie Bühne“ das „repräsentative Organ der realistischen Richtung“ nannte, beschuldigte er Conrad, diese Anmaßung verschuldet zu haben. Sie sei nur möglich, „weil Conrad die „Gesellschaft“ in der Kritik so verlottert hat — und im übrigen so volle Kompromisse mit geeichten und ungeeichten Juden, mit allen möglichen Familienblättern gemacht hat! Da kommt natürlich nichts Ganzes heraus“ (13. Jan.

*) S. Gesellschaft 1889, S. 1033 (Kritik Conradis), Erwiderung Dr. Oberbreyers und Erwiderung Conradis, S. 1530 (Schlußwort Dr. Oberbreyers). Brief an Friedrich vom 23. August, 6. September 1889; an Conrad vom 19. Juli, 14. August 1889.

1890). Doch kam es z. T. durch Friedrichs gütliches Zureden zu keinem offenen Konflikt zwischen beiden Schriftstellern.

Größere Abhaltung verursachte Conradi auch der kommende Prozeß. Innerlich ward er davon tief berührt*), wenngleich er renommierend meinte: „Die ganze Anklage ist ja namenlos dumm!" (8. August) und er wünschte den „Dreck von Prozeß" bald los zu sein. In seinem literarischen Arbeiten wolle er sich jedenfalls durch den „Ulk" nicht stören lassen (11. Oktober 1889), und er höhnte, der Staatsanwalt habe mit der jungen Literatur Schmollis getrunken (3. Dez. 1889). Auch wolle er bei der Verhandlung sein und den Herren ein paar heftige Bemerkungen zu kosten geben: „Der deutsche Staatsanwalt und die Kunst — ein famoses Ehepaar!" (20. Nov. 1889). Bei seiner Vernehmung am 10. Oktober trat er nach seinem Brief an Friedrich „mit solcher unglaublichen Sicherheit, Ueberlegenheit, mit solcher salopper Souveränität" auf und schrieb am 16. Dezember ein kurzes stachliges, künstlerisch belangloses Gelegenheitsgedicht, in dem er mit Beziehung auf die ihm vorgeworfene Gotteslästerung meinte, der Staatsanwalt sei das gelungenste Geschöpf Gottes,

„Nur schade, daß der Schöpfer der Knecht
Seiner Geschöpfer inzwischen geworden! —"

---

*) Die von Alberti über Conradi ausgesprochene Meinung ist etwas übertrieben (s. Der Realismus vor Gericht. S. 4).

Auch war er im Februar 1890 keineswegs davon erbaut, als das Gerücht von der Aufgabe des Prozesses auftauchte. „Ich habe absolut keine Lust," meinte er, „nach der Willkürspfeife jener Herren zu tanzen" (an Friedrich. 8. Febr. 1890).

Seinen Verleger unterstützte er, indem er sich in einem längeren Manuskript: „Staatsanwaltschaftliches Frag- und Antwortspiel oder Hiebe mit Liebe" eingehend über alle inkriminierten Stellen des „Adam Mensch" äußerte (abgeschickt am 27. August). Auf Grund dieser Aufzeichnungen verfaßten daraufhin Hans Merian und Wilhelm Friedrich eine Rechtfertigungsschrift über Conradis und Walloths Werke, die unter dem Titel „Literatur und Staatsanwalt" bekannt ist. Conradi rühmte ihr nach, sie sei „außerordentlich geschickt, schlagend, überzeugend — und von solchem außerordentlichen dokumentären Wert, daß sie für später einmal eine quellenschriftlich-epochale Bedeutung gewinnen wird ... Ich hätte so objektiv und dabei doch so schneidig nicht sein können" (16. Sept. 1889). Allerdings war er mit der Tendenz der Schrift nicht ganz einverstanden. „Mein ‚Adam Mensch'", meinte er (3. Dez. 1889), „ist ein psychologisch-künstlerisch-kulturelles Dokument ersten Ranges, ob sich nun zehntausend alte oder junge einbalsamierte Heringe in diesem Jahrhundert ihre morschen Zähne daran ausbeißen." Und er schrieb Friedrich, es wäre ihm lieber, „daß unser Prozeß in einem ganz anderen, eben in dem

neuen, der alten Generation entgegengesetzten Geiste geführt würde . . . Mit der Verteidigungsschrift haben Sie sich im allgemeinen auf den alten, morschen Moralboden gestellt — — — aber die Souveränität der Kunst ist doch nicht als a priori selbstverständlich vorausgesetzt! Ich kann allein von diesem Standpunkt aus operieren — und da ist es mir dann ebenso egal, was so'n erster bester Staatsanwalt über mich denkt, wie es eine psychologische Notwendigkeit ist, daß so'n alter Knabe à la Frenzel mich nicht versteht!"*)

Seinem rein schriftstellerischen Schaffen war noch etwas Weiteres hinderlich; er wollte endlich seine Doktorpromotion erreichen. Schon in seiner ersten Leipziger Zeit hatte er sie in Aussicht genommen, in München leitete er sie ein, jetzt in Würzburg betrieb er sie energisch.**) Er trat mit dem dortigen Privatdozenten Dr. Neudecker in Verbindung, der sich für ihn bei der Universitätsbibliothek verbürgte und ihm seine Habilitationsschrift: „Studium zur Geschichte der Aesthetik" gab. Auch knüpfte er Verbindungen mit dem Würzburger Professor Dr. Johan-

*) Diese letzte Stelle bezieht sich auf die Urteile, welche Friedrich bei einer Reihe bekannter Persönlichkeiten über die beiden beanstandeten Romane eingeholt hatte (z. T. abgedruckt in der Broschüre: „Der Realismus vor Gericht", S. 95 f). Das Buch: „Literatur und Staatsanwalt" ist als Handschrift gedruckt (Leipzig. 1889).

**) Brief an Blume vom 23. Juli 1886; Brief an Friedrich vom 3. November 1888; s. besonders die vier Briefe an Prof. Volkelt.

nes Volkelt an, der in dem kränklich und müde aussehenden jungen Mann schon bei der ersten Begegnung einen nicht gewöhnlichen, ideenreichen Menschen mit bewegtem Innenleben erkannte. Ihm schrieb Conradi in einem offenherzigen Briefe: „Meiner Naturanlage nach bin ich von früh an darauf gestimmt gewesen, mir die philosophischen Probleme, besonders die eschatologischen Charakters, selber zu suchen, zu stellen, zu formulieren — ihren Lösungen nach eigener Kraft nachzustreben. Einzelne Niederschläge davon finden sich zerstreut und angedeutet in allen Schriften, die ich bisher veröffentlicht, in Gedichten u. a. — ich hoffe, wenn sich meine Gesundheit in der nächsten Zeit gestärkt und gefestet, auch dazu zu kommen, meine Ideen in ein systematisch geordnetes Werk, das mich in einzelnen Teilen schon seit Jahren beschäftigt („Psychophysik der Entwicklung"), zu fügen . . . doch darüber — darüber haben Zukunftsmächte zu entscheiden . ." (26. Sept. 1889). Zum Gegenstand seiner Doktordissertation wählte er das Thema: „Ueber das Verhältnis des Symbolbegriffes zur ästhetischen Illusion". Für die mündliche Prüfung schlug er als Hauptfach Aesthetik vor, als Nebenfächer Philosophie (Geschichte der Philosophie oder Ethik oder Psychologie) und Literaturgeschichte, eventuell germanische Philologie, später wünschte er zu erreichen, daß er nur in zwei Fächern hauptsächlich seiner sehr leidenden Gesundheit halber geprüft werde (26. Sept. 1889). Professor Volkelt war mit dem Thema der Dissertation

einverstanden. „Dieser Umstand hat mir sehr wohl getan,“ schrieb Conradi, „die Arbeit rückt mir auch jeden Tag näher — ich glaube, mancherlei Eigenes und Neues zu erbringen — nur muß ich mich vor meinem alten Erbfehler, dem Zuviel, sehr hüten — der Perspektivenreichtum erdrückt mich fast immer.“ Aber infolge eines neuen Krankheitsanfalls kam er doch nicht so schnell vorwärts, wie er gehofft hatte, und er teilte Volkelt am 14. November mit: „Ich sehe mich leider gezwungen, den Ablieferungstermin um einige Zeit hinauszuschieben — eine mir sehr unliebsame Notwendigkeit, da ich ursprünglich, wie Sie wissen, hoffte, noch im November mit dem Examen fertig zu werden, um dann in einem wärmeren Klima mir Heilung und Stärkung zu suchen. Nun kommt vielleicht Weihnachten heran — doch: mit oder auf dem Schilde — ich w i l l: für mich Grund genug, meine Absicht unter allen Umständen zu verwirklichen.“ An der baldigen Erwerbung des Doktortitels lag Conradi sehr viel, derselbe sei bei unserem Publikum und bei unsern Verhältnissen von Wert, er wolle den Grad erwerben, vielleicht sogar für den Prozeß, auch wünschte er die von Friedrich immer wieder verlangte Photographie, die in der „Gesellschaft“ gebracht werden sollte, mit Dr. zu zeichnen, das sei „ausdrucksvoller“. Dann werde er sich bemühen, an irgendeiner Universität anzukommen (an Friedrich, 16. Sept. 1889).

Infolge all dieser Abhaltungen durch andere Arbeiten und Krankheit, zu denen noch ein Liebesver-

hältnis hinzukam, das einzige mit voller Sicherheit nachgewiesene Geschlechtsverhältnis in seinem Leben, war die Würzburger Zeit arm an schriftstellerischen Erzeugnissen. Nur das Gedicht „Frieden" verdankt jener Epoche seine Entstehung. Seine neuen Pläne waren verschiedener Natur. Er wollte die noch nicht in Buchform veröffentlichten Gedichte in einer Sammlung: „Wolkenschatten" herausgeben, er arbeitete an einem Buche „Ein Titanenrendezvous", von dem sich im Nachlaß Bruchstücke vorfanden, auch die Biographie Rudolf v. Gottschalls mag ihn beschäftigt haben. Er klagte gerade darüber seinen Freunden, wie große Mühe sie ihm mache; er arbeitete den Stoff wiederholt um, so daß sein ursprüngliches Urteil kaum mehr bestehen blieb, und das Werk, das sich im Nachlaß ebenfalls in Bruchstücken vorfand, zeigte eher, was Gottschall vielleicht hätte werden können.*) Ferner

---

*) Seinen Standpunkt gegenüber Gottschall hatte Conradi bei der Besprechung von dessen Roman: „Verschollene Größen" gekennzeichnet (Leipz. Ztg. Wissenschaftl. Beilage Nr. 62 vom 4. Aug. 1886). Er sagt dort: „Rudolf v. Gottschall ist zweifellos der vielseitigste aller deutschen Schriftsteller der Gegenwart. Es ist hier nicht der Ort, seiner Wirksamkeit auf den einzelnen Gebieten — in der Lyrik, Epik, Dramatik, Kritik, Literaturgeschichte, im Roman und in der Novelle — ausführlicher Erwähnung zu tun. Hat Gottschall auch nicht immer ein Erstes, ja vielleicht auf keinem Gebiete — wohl eben infolge seiner umfassenden Vielseitigkeit — etwas unerreichbar Einziges geleistet: es ist ein unbestreitbares Faktum ..., daß in diesem Schriftsteller die nachklassische Literatur, die

trug er sich mit dem Gedanken einer „Christus"-Dichtung, zu der ihm nach der Vermutung von Adolf Bartels die Anregung wahrscheinlich in München durch das „Christus"-Fragment von Richard Wagner gekommen war, und über die er in seiner zweiten Leipziger Zeit wiederholt mit Hans Merian gesprochen hatte, welcher auch einen „Christus" plante.*) In Würzburg trug Conradi seinem Freunde Hänichen wiederholt in rhapsodischer Weise ganze Teile davon aus dem Stegreif vor. Auch an seinem Roman „Gerechtigkeit", der in Magdeburger Handelskreisen spielt, schrieb er damals (an Friedrich, 6. Sept. 1889). Am meisten aber nahm ihn der Plan zu seinem Roman: „Ein moderner Erlöser" in Anspruch. Nach der Erinnerung Carl Korns hätte er sich in diesem Werke von dem Philosophen Mainländers beeinflußt gezeigt und es würde einen sozialen Grundzug besessen haben im Gegensatze zum „Adam Mensch". Auch wäre darin ein Lieblingsgedanke Hänichens, daß der Instinkt Intellekt werden müsse, zur Geltung gekommen.

Das literarische Hauptereignis war damals für Conradi zweifellos das Erscheinen seiner Broschüre:

Periode von 1830—1880, in gewissem Sinne gipfelt ... Noch einmal betone ich, daß sich Gottschalls erste und beste Kräfte auf dramatischem Gebiete ausgeben. Sollten wir doch noch eine Renaissance unserer Bühnenverhältnisse erleben, dann wird Gottschalls Genius wieder zur Betätigung seiner innersten Naturbestimmung gelangen."

*) S. auch Der Realismus vor Gericht. S. 38 (Aussage Merians).

„Wilhelm II. und die junge Generation". Sie, die Conradi für die „tiefste und geistreichste Broschüre der Zeit hielt" (an Friedrich, 16. Dez. 1889), lag augenscheinlich Ende August im Buchhandel vor. *)

Es ist kaum möglich, eine Analyse dieser rasch hingeworfenen „Signalschrift" zu geben, die das „Präludium" von neuen größeren Werken Conradis bilden sollte. Während der Verfasser sonst in seinen Kritiken einen klaren und sachgemäßen Stil schrieb, gefiel er sich in dieser „zeitpsychologischen Betrachtung" in einer schwülen, verworrenen, dunklen und durch und durch zerfahrenen Ausdrucksweise.**) Die saloppe, kraftgenialische, überschwengliche Darstellung ward hier zur unerträglichen Manier, und die sinnlose Fremdwörterwut***) machte die Schrift für das große Publikum überhaupt ungenießbar. Auch die maßlosen Uebertreibungen, die kritiklosen Verallge-

*) Am 6. September spricht er von den günstigen Zuschriften, die er darüber erhalten habe (an Friedrich).

**) Gegen Conradis Manier wetterte unter Anführung einer Stelle seiner Kritik von Engelbert Albrechts „Ger und Howa' der „Kladderadatsch" am 3. März 1889 und warf ihm vor: „Welch ein greulicher Schwefel und Schwulst!"

***) Conradi meinte im Vorwort: „Gewiß: diese Schrift enthält sehr, sehr viele Fremdwörter — ob sie aber zu vermeiden waren? Der besser Unterrichtete, der tiefer und schärfer Sehende weiß Bescheid darum: das Fremdwort ist nun einmal doch — und wird es vermutlich auch bleiben — das natürliche Motivationsherz des Aphorismus. Das Fremdwort ist das Prinzip der Synthese, es hat Atmosphäre." Früher hatte er einmal an Ernst Ziel die Fremdwörtersucht getadelt (s. Bd. II, S. 312).

meinerungen und die stellenweise recht pöbelhaften Anrempeleien bekannter Personen oder ganzer Berufsstände muß von vornherein gegen Conradi einnehmen. Unter dem Wust der schlechtgebauten Sätze befindet sich aber zweifellos manches Geistreiche und Richtige, einzelne Stellen wie die Abschnitte über „Fürstentragik" (Bd. III im Wortlaut) bleiben sicherlich lesenswert, und auch die zeitpsychologische Schilderung des in Gärung befindlichen jungen Geschlechtes jener Zeit, zumal der studentischen Jugend, enthält manches Gute, wenn man sie mit ganz gehöriger Kritik liest und auf das richtige Maß zurückführt. Wenngleich jene Zeit etwas Krankhaftes an sich hatte, einen derartigen Sumpf bot das damalige deutsche Leben doch nicht dar, wie Conradi glauben machen will. Um ein wirklich getreues Bild der Zeit zu entwerfen, dazu besaß er nicht den ruhigen Beobachterblick, trotzdem er oft recht scharf sah. Er bezog alle Dinge sofort auf sich und seine Weltanschauung und gab sie dann trotz ihrer starken *subjektiven* Prägung als *objektive* Weltbilder aus. Mit der Person Kaiser Wilhelms II. beschäftigt sich Conradi nur ganz flüchtig, und eine engere, geschweige denn organische Beziehung zwischen ihr und dem Inhalte der Broschüre besteht nicht. Erst im letzten Abschnitt zeigt der Verfasser, worauf er hinauswollte, als er den Titel seiner Schrift wählte. Er erklärt: „*Außerhalb* seiner Generation steht unser junger Kaiser — muß er stehen —: außerhalb dieser Generation, die zu einem

Teile von Plebejern und Emporkömmlingen dargestellt wird, zum anderen Teile von Unglücklichen, „Unzufriedenen". Das Vaterland? — Nun, die „Vaterlandsliebe", der „Patriotismus": er ist ja heute noch das Privilegium der Besitzenden, der besitzenden Plebejer. Frieden ist Stagnation, Verkrampfung, Inzucht — bei den heutigen Bedingungen kaum mehr erträglich. Doch die Zukunft, vielleicht schon die nächste Zukunft: sie wird uns mit Kriegen und Revolutionen überschütten. Und dann? Wir wissen nur: die Intelligenz wird um die Kultur — und die Armut, das Elend: sie werden um den Besitz ringen. Und dann? Wir wissen es nicht. Vielleicht brechen dann die Tage herein, wo das alte, eingeborene germanische Kulturideal, allem Semitismus, seinem gefährlichsten, seinem immanenten Feinde zum Trotz, sich zu erfüllen beginnt. Vorher jedoch wird diese Generation der Uebergangsmenschen; der Statistiker und Objektsklaven; der Nüchternlinge und Intelligenzplebejer; der Suchenden und Ratlosen; der Verirrten und Verkommenen; der Unzufriedenen und Unglücklichen — vorher wird sie mit ihrem roten Blute die Schlachtfelder der Zukunft gedüngt haben — und unser junger Kaiser hat sie in den Tod geführt. Eines ist gewiß: sie werden uns zu Häupten ziehen in die geheimnisvollen Zonen dieser Zukunft hinein: die Hohenzollern. Ob dann eine neue Zeit ihrer noch bedürfen wird —? Das wissen wir abermals nicht. —"

Es ist wohl kaum zweifelhaft, daß die Broschüre, soweit sie Tatsachen verzeichnet und kritisiert, nur einen bedingten Gegenwartswert besaß und auch als Zeitdokument nicht unbestritten bleiben kann. Zeitpsychologisch bedeutungsvoll und zukunftweisend erscheint aber die darin kundgegebene Weltanschauung Conradis. Er, der in den „Phrasen" immer noch zwischen Aristokratie und Sozialismus geschwankt hatte, stellte — wenngleich verschwommen — sein Zukunftsideal auf, das des modernen Individualismus. Graf Gobineau und Friedrich Nietzsche, dem er jetzt übrigens selbständiger denn früher gegenüberstand (s. Bd. III), waren seine Meister, und was 1890 L a n g b e h n s sensationelles Buch: „Rembrandt als Erzieher" in klarerer Weise dem deutschen Volke sagte, das hatte der „große, unglückliche, vaterländische Träumer" Conradi*) in seiner Schrift wenigstens auszusprechen versucht. Er besaß die feine Witterung für den Wandel, der sich im deutschen Geistesleben vorbereitete. Er fühlte, daß der die Gemüter damals bannende Sozialismus nicht die unbestrittene Zukunftsherrschaft besäße, er meinte: „Der Sozialismus ist die kurzangebundene, brutale Fassung des Lohnproblems, des Problems vom Verhältnisse zwischen Arbeit und Ertrag, d. h. das dargestellte Problem eines g e r e c h t e n, v e r n u n f t g e m ä ß e n Verhältnisses zwischen beiden Koeffi-

---

*) So nennt ihn die „Gesellschaft" 1890, Bd. 3, S. 1071.

zienten des Lebens. Der Sozialismus studiert allerdings vorläufig Philosophie, Geschichte, Naturwissenschaften durchaus nicht aus „objektivem" Interesse, sondern aus den ganz verdammt „subjektiven" Gründen und Zweckabsichten: auf diesen Gebieten des menschlichen Wissens und Arbeitens belegendes, begründendes, ausführendes Material für seine praktischen Prinzipien, wie für seine idealen Theoreme zu erheben. Er interessiert sich für Kunst und Literatur — und von diesem Interesse kann überhaupt auch nur in den einzelnen Fachvereinen und Fortbildungsgruppen die Rede sein — beileibe nicht, um ästhetische Bedürfnisse zu befriedigen. Wenn die Millionen, die den Sozialismus darstellen, nicht am Hungertyphus krepieren, so müssen sie eben auch gerade so viel arbeiten, als sie bei der ungerechten Ablohnung nötig haben, um sich in puncto Nahrung und Kleidung nur über Wasser zu halten."

So betrachtete Conradi den Sozialismus lediglich vom wirtschaftlichen Gesichtspunkt aus, als Weltanschauung vermochte er ihn nicht zu erfassen, ja er behauptete, die richtige Auffassung zu vertreten und „noch genug nationalökonomisches und philosophisches Pulver auf seinen Pfannen zu haben, um seinen Standpunkt entschieden und entscheidend behaupten zu können".*)

Conradis Gedanken vom modernen Individualismus waren zu neu und eigenartig, um sofort — zu-

*) S. C. M. Kafka: Vom modernen Individualismus. Moderne Dichtung. 1890. S. 572 f.

mal bei ihrer wirren Darlegung — vom Publikum verstanden zu werden. Man hielt sich an die Aeußerlichkeiten, nahm sich nicht die Mühe, seinen allerdings oft merkwürdigen Gedankengängen nachzuspüren. Man fühlte nicht, daß die maßlose Verurteilung der Gegenwart und der Wunsch nach Vernichtung des lebenden Uebergangsgeschlechtes nur von dem heißen Sehnen nach dem Kommen einer Zeit diktiert wurde, wo man die Rechte des Individuums wieder mehr achtete als in jener vom Sozialismus beeinflußten Zeit. Man glaubte, Conradi wolle weiter nichts als Vernichtung alles Bestehenden, eine schrankenlose Herrschaft des Individuums und ein rohes Ausleben aller menschlichen Triebe und Leidenschaften à la Adam Mensch. Von diesem Standpunkt ging ein Teil der Kritik aus,*), und die Magdeburger Zeitung meinte verurteilend: „Conradi will ernst genommen sein; am besten aber wird er doch bei den Lesern fahren, denen es gelingt, dieses ganze wüste Titanengebaren, diese Freude am betäubenden Schellengeklingel der Phrase, diese kindische Freude an glitzernden, schillernden Orakelsprüchen in den „Beziehungswinkel unfreiwilliger Komik" zu rücken." Lobender äußerten sich die Jüngeren über die

*) Bekannt sind mir folgende Kritiken: Magdeburger Ztg. vom 20. September 1889 (Verfasser W. Jensch); Deutsche Blätter 1889, S. 319 f. (Besprecher: Franz Wichmann); Moderne Dichtung 1890, S. 53 f. (Besprecher: E. M. Kafka); Die Gesellschaft 1890, S. 309 (Besprecher: Otto Julius Bierbaum). Das Volk (das Organ Stöckers) s. Gesellschaft 1890, S. 1071.

Schrift. Franz Wichmann meinte: „Die herben Worte Conradis werden vielen, vielen in Deutschland wehe tun, aber es gibt Krankheiten, die nur durch rauhes Eisen geheilt werden können. Wer einstigen Sieges gewiß sein will, darf die Wunden nicht scheuen. Es ist eine liebende Hand, die sie dem Vaterlande schlägt. Wer nicht mitläuft in der dumpf brütenden Herde, sondern sich eigenes Denken und Fühlen bewahrt hat, der wird mit freudiger Zustimmung die kernige, eisenscharfe Broschüre Hermann Conradis wieder und wieder lesen." Als unbedingter Lober des Büchleins zeigte sich E. M. Kafka, nur bemerkte er, daß er Gegner der individualistischen Weltanschauung sei. Bei aller Anerkennung manches Guten erklärte dagegen Otto Julius Bierbaum, er müsse die „mit allerdings genialen psychologischen Exkursen" untermischte „Sammlung von Wortdelirien" beklagen; es wäre ihm unmöglich gewesen, „auch nur die Hälfte dieses wüsten Buches zu verstehen". Als eine Ironie des Schicksals muß es gelten, daß das Stöckersche „Volk" Conradi, den leidenschaftlichen Antisemiten, zum Juden stempelte und ihm „echt jüdische Frechheit" vorwarf.

Conradi war mit dem Erfolge seiner Schrift wohl zufrieden und schrieb jubelnd an Friedrich (16. September 1889): „Meine Broschüre muß mächtig wirken und Rumor machen — ich bekomme über Leipzig fast jeden Tag Zuschriften*) — in Berlin liegt sie

*) Auch manches wenig Schmeichelhafte ward dem Verfasser in solchen Zuschriften gesagt. So empfahl eine ano-

überall aus, wie mir Alberti schreibt." Seine Zukunftshoffnungen wurden immer größer. Zumal in der literarischen Jugend begann er Anhänger zu zählen, und unter ihr näherte sich besonders einer, der sich in seinen ersten Dichtungen von ihm stark beeinflußt zeigte, der junge Ludwig Jacobowski. Dieser hatte sich am 21. Mai 1889 zuerst schriftlich an ihn gewandt und gemeint: „Es gibt gewißlich noch „literaturbeflissene Judenjungen", die für Ihr Wollen und Können die höchste Achtung haben, die „tief und originell ausgestattete Persönlichkeiten" wohl würdigen können, weil vielleicht in ihnen auch ein Lichthauch einer solchen steckt." Conradi ward sich seines Anhangs bewußt, und stolz schrieb er Friedrich (3. Dez. 1889): „Hinter mir steht eben ein ganzes und ein neues Geschlecht — hier sind Ideen, Probleme, Bewegungen, Tendenzen im Gange, von denen die meisten Ihrer „modernen" Autoren noch keine Ahnung haben! . . . Ich glaube, ich befinde mich auf dem Wege totaler körperlicher Gesundung. Dann wird man schon allmählich kapieren, was meine Mitarbeiterschaft an der modernen Kultur zu bedeuten hat!" Und mit Selbstgefühl überblickte er die Schriftsteller der jüngstdeutschen Richtung und meinte (an Friedrich, 14. Januar 1890): „Und dann vergessen Sie ganz, daß ich der einzige Ihrer Autoren bin, so angefeindet ich auch sonst sein mag, der eine breite

nyme Postkarte an Friedrich (20. September 1889) als Honorar für die Broschüre „eine Eisblase auf den unglücklichen Schädel".

und *ganze* Zukunft hat, der die neue Generation hinter sich hat — der *wirklich* weiß, was *modern* ist! Bleibtreu und Walloth haben sich doch mehr oder weniger ausgeschrieben — Heiberg und Conrad sind peu à peu zu Kreuze gekrochen — wer bleibt? Alberti ist doch viel zu sehr Berliner Schriftsteller, Mensch aus zweiter Hand, wie Sie selbst gesagt, Autodidakt — nun? Liliencron ist doch zu einseitig."*)

Das Jahr 1889 war verflossen, ohne daß Conradi seine Promotion erreicht und die in Aussicht gestellten Manuskripte geliefert hatte. Friedrich zahlte ihm das Fixum weiter, das unabhängig von früherer oder späterer Manuskriptlieferung sein und ihm ein unabhängigeres Schaffen *ausgereifter* Werke ermöglichen sollte. Dagegen lehnte der Verleger es nach der Beschlagnahme des „Adam Mensch" ab, *größere* Summen *außerhalb* des Fixums zu zahlen, und auf die ewig neuen Bitten um Geld antwortete er mißmutig, er wolle nicht à fonds perdu zahlen. Conradi wies darauf hin, wie schwer ihn die Zurückhaltung des „Adam Mensch" geschädigt habe, und erklärte, er sei ein Ehrenmann und werde seine Versprechungen halten. Seine Lage

*) In den Deutschen Blättern 1889, S. 63 f. wird Alberti von Conradi als „schriftstellerische Peripherienatur" bezeichnet, und in der Täglichen Rundschau vom 3. März 1887 meint Conradi, Alberti sei ein „hochbegabter Schriftsteller", aber das „eigentliche *dichterische* Fluidum, das dichterisch Tiefsinnige" besitze er nicht.

drohte sich wieder zu verschlimmern. Daheim bei seinen Eltern erschienen die Verhältnisse trostlos. Sein jüngerer Bruder Willy war auf die schiefe Ebene geraten; sein Vater saß mit gelähmten Füßen zu Hause mittellos und erwerbslos, da er alle Vertretungen infolge seines Gichtleidens verloren hatte. Hänichen, der im März 1890 die Zustände in Magdeburg persönlich sah, bezeichnete sie als grauenhaft und meinte von Conradi: „Es wäre sicherlich die Katastrophe eher eingebrochen, wenn er mit Augen *diese* Zustände gesehen. Er hätte dies *sicher nicht* ertragen; denn er hing mit außerordentlicher Liebe an seiner Mutter." Und Hänichen gedachte eines Vorfalls, wohl aus der Würzburger Zeit: „Ich erinnere mich des Aufschreis Conradis, als er eines Tages den unfrankierten Brief des Vaters unter Aufstöhnen durchgelesen und am Schlusse von der Mutter nur einige Abschiedsworte findet und dazu die — — — Worte: Oh, wie mich hungert" (Hänichen an Friedrich. 19. März 1890). Seine einzige Hoffnung beruhte auf Friedrich. „Lassen Sie mich jetzt im Stich, sitze ich einfach da — mir bleibt *bloß* der eine Weg *dann* noch, den ich auch unerschrocken gehen werde: der *Tod*! Aber vorher erlasse ich ein Manifest an die Menschheit, das sich gewaschen hat!" Friedrich erfüllte Conradis Bitte und gewährte ihm die 100 Mark weiter, mußte aber auf jeden intimeren Briefwechsel vorläufig verzichten, solange sich die Gerichtsbehörde mit ihren Haussuchungen in die sämtlichen Angelegenheiten

mischte. In seinem letzten größeren Briefe dankte ihm Conradi: „Im übrigen imponiert mir die ganze Gesellschaft mit ihrer fixen Konfiszierungs- und Spionierungs-Idee nicht im mindesten — ich bin jetzt so erstarkt im moralischen Mut und so ohne jede Menschen- und Weltfurcht, daß ich es auf alles ankommen lasse. Nur daß Sie ewig Hindernisse und Anrempeleien haben, tut mir sehr leid — Sie können fest davon überzeugt sein, lieber Herr Friedrich, daß ich Ihnen einmal nicht bloß durch Worte und auf dem Papiere, sondern durch die Tat vergelten werde, was Sie durch Ihr liebevolles Entgegenkommen an mir getan —" (21. Febr. 1890).*)

Während so Conradi in einer Welt von Entwürfen lebte und zukunftssicher dem Kommenden entgegensah, überraschte ihn ganz plötzlich der Tod.**) Den ganzen Winter über hatte er schon an Katarrhen gelitten, im November kam eine Lun-

*) Schon früher (am 16. September 1889) schrieb Conradi an Friedrich: „Sie wissen, wie dankbar ich Ihnen bin. Sie haben mir über die schwersten Krisen meines Lebens — im vorigen Winter — hinweggeholfen und mir nachher durch die Gewährung der Monatsraten einigermaßen Schaffensfreiheit und Lebenshoffnung zurückgegeben!" — „Wenn Sie s. Z. nicht gewesen wären, wäre mein großes Talent, das nun einmal Luft und Freiheit braucht und dem Sie allein das genährt haben, wenigstens soweit Sie vermochten — dann also wäre es verloren gewesen — wenn ich noch etwas als Künstler und Schriftsteller leiste, verdanke ich es Ihnen!"

**) Außer mündlichen Berichten benutze ich Hänichens Brief an Friedrich vom 12. März 1890 und Korns Brief an John Henry Mackay vom 20. März 1890.

genentzündung dazu, und als er am Weihnachtsheiligabend nach stimmungsvoll verbrachten Stunden mit Dr. Weiß heimging, zeigte sich bei ihm eine heftige Influenza, die ihn noch in derselben Nacht zwang, sich zu Bett zu legen. Aber er überstand das Leiden und konnte am 12. Januar 1890 endlich wieder aufstehen (an Friedrich, 13. Jan. 1890). Ende Februar trat dann ein heftiger Nachwinter ein mit Frost von 10 bis 12 Grad unter Null. Conradi erkältete sich, und erschreckend schnell traten bei ihm wieder die Symptome einer Lungenentzündung auf. Samstag, den 1. März war er noch frisch und gesund, am Sonntag morgen schon heiß und fiebrig. Der hinzugezogene Arzt und sein Freund Dr. Weiß, der telegraphisch von auswärts herbeigerufen ward, fanden den Zustand bedenklich. Auch Conradi selbst hegte am ersten Tage seiner Krankheit die schlimmsten Befürchtungen, ja den Glauben an seinen diesmal erfolgenden Tod, und in der Frühstunde des Sonntags (2. März) verbrannte er eine große Anzahl Manuskripte getreu seinem Wort zu Hänichen, wenn er einmal merken sollte, daß es mit ihm zu Ende ginge, würde er nichts Fragmentarisches an die Nachwelt kommen lassen. Am Dienstag trat die erste Krisis ein, darauf erfolgte Besinnungslosigkeit und bis zum Mittwoch abend geringe Besserung. Aber seine Kräfte nahmen beständig ab, seine Atmungsorgane waren zu sehr geschwächt, und außerdem stand er nach Meinung von Dr. Weiß im Anfangsstadium der Schwindsucht. Nur durch Cham-

pagner und schwere südliche Weine konnte man ihn aufrecht erhalten. Er litt furchtbare Schmerzen und rang tagelang mit dem Tode. Carl Korn, Dr. Weiß, seine Wirtin und eine Kellnerin Betty Göttler, von der er sehr hoch dachte, pflegten ihn abwechselnd. Besonders aufopfernd war letztere, sie hielt ihm bei den schweren Hustenanfällen oftmals lange den Kopf, bis er endlich etwas auswerfen konnte. Er machte die fürchterlichsten Anstrengungen zu reden, aber er war kaum zu verstehen. Einmal nur hörte Korn: „Na, ist das Jenseits präpariert, kann man sich's mal ansehen?" und dann am letzten Tage: „Ach, es ist zu langweilig!" Am Freitag erfolgte der zweite heftige Anfall, und Bluttemperatur und Puls stiegen zuletzt so hoch, daß kalte Umschläge und Eisbeutel nichts mehr halfen. Samstag, den 8. März, gegen 5 Uhr erfolgte der dritte heftige Anfall, dem ein Schlaganfall (Herzlähmung) die schlimmste Wendung gab. Und in der Abenddämmerung um 5 Uhr erlöste endlich der Tod den Kranken von seinem qualvollen Leiden. Der behandelnde Arzt stellte als Todesursache Pneumonie (Lungenentzündung) fest, die in Lungenödem (Lungenwassersucht) ausgeartet sei.

Seine drei Freunde Hänichen, Korn und Dr. Weiß standen wie niedergeschmettert am Totenbette Conradis. Sie ließen ihn, da ein anderes Bild von ihm nicht vorhanden war, auf seinem letzten Lager photographieren und nahmen ihm die Totenmaske ab.

Montag, den 10. März ward er zur letzten Ruhe bestattet. Irgendwelche Begleitung eines Geistlichen hatten seine Freunde abgelehnt, da sie nicht im Sinne des Toten sei. Der Viertelsdiener meinte, so etwas sei in Würzburg noch nicht vorgekommen, er müsse erst mit dem Bischof sprechen, und teilte endlich finster mit, daß dieser es erlaube. Es war ein schöner Frühlingsabend, als der Leichenwagen geräuschlos durch die Straßen fuhr, die drei Freunde und die Wirtin Conradis folgten in einfacher Droschke nach, und scheu wie auf das Begräbnis eines Geächteten blickte man aus den Fenstern auf diesen ungewohnten Leichenzug. Unter einer mächtigen Esche ward Conradi begraben, und einer seiner Freunde rief dem Geschiedenen Worte des Andenkens zu. Dann rollten die Schollen dumpf auf den Sarg.

Weder die Eltern noch Friedrich hatten etwas von Conradis Krankheit erfahren, jetzt traf sie wie ein Blitz aus heiterm Himmel die Nachricht von seinem schnellen Ableben. Auch die übrigen Bekannten wurden von der Botschaft überrascht, und bald bildete sich, wie es in solchen Fällen öfters vorkommt, das völlig haltlose Gerücht, Conradi habe durch Selbstmord geendet. Nach den einen hat er sich vergiftet, nach den andern erschossen, nach den dritten *) ist er

*) S. Adolf Bartels: Handbuch zur Geschichte der deutschen Literatur S. 2, 1909, S. 773, ebenso A. Biese: Deutsche Literaturgeschichte 1911, III, S. 506 und Eduard Engel: Geschichte der Deutschen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts

an den Folgen eines mißglückten Selbstmordversuchs gestorben. Genährt wurde das Gerücht offenbar dadurch, daß ein in Magdeburg wohnender Namensvetter kurz vor ihm auf tragische Weise umgekommen und eine diesbezügliche Notiz durch die Tagespresse gegangen war (an Friedrich, 6. September 1889). Auch hatte Conradi selbst ja seit Jahren mit dem Gedanken des Selbstmords gespielt, was seine Freunde allgemein wußten.

Für die literarischen Zeitgenossen bedeutete der Tod Conradis nur in bedingtem Maß ein Ereignis. Den älteren Schriftstellern stand er innerlich zu fern, als daß sie bei dem damals noch hochgehenden Kampfe zwischen den Vertretern des Alten und der Moderne ihn unparteiisch hätten würdigen können, und die von ihm gezeigte Feindseligkeit gegen ihre Bestrebungen trug jetzt dazu bei, daß sie auch bei seinem Tode schwiegen. Und da ihnen der Hauptteil der deutschen Presse nahestand, so erscheint es ganz natürlich, daß die meisten Blätter von dem Ableben Conradis höchstens kurz Notiz nahmen.*) Die Nationalzeitung bezeich-

---

und der Gegenwart, 1908, S. 323. Die Nachricht von einem angeblichen Selbstmord Conradis wurde schon im Aprilheft der „Modernen Dichtung" (1890, S. 276) dementiert.

*) Bekannt sind mir folgende Blätter: Magdeburger Generalanzeiger vom 12. März 1890 (Nachruf von Dr. Blume), Leipziger Gerichtszeitung vom 12. März 1890, Nationalzeitung vom 13. März 1890, Tägliche Rundschau vom 13. März 1890, Deutsche Presse vom 16. März 1890.

nete ihn als ein „unausgegorenes heißblütiges Talent", und die Tägliche Rundschau schrieb: „Der Sturm und Drang der jung-naturalistischen Schule hat sich in Conradi mit am schärfsten ausgeprägt. Ob es ihm noch beschieden gewesen wäre, sich zu einer künstlerischen Klärung durchzuringen, darf man bezweifeln; seine vorhandenen Werke („Brutalitäten", „Phrasen", „Adam Mensch") zeigen in Form und Inhalt einen geradezu trotzigen Widerstand gegen alles Maßhalten. Wir ehren sein Andenken um seines idealistischen Strebens willen, das nicht in Gefahr kam, sich an eine handwerksmäßige Schriftstellerei zu verkaufen."

Tiefer wirkte Conradis Tod auf die Jüngeren, und wenn sich in ihre Klagen oft auch der Phrasenschwulst einschlich, so war ihr Schmerz über seinen Heimgang doch ehrlich und echt. Eine unparteiische Würdigung seines Wertes und Wesens durfte man von ihnen damals noch nicht verlangen, und das, was die jüngstdeutschen Organe wie die Deutschen Blätter, die Gesellschaft und die Moderne Dichtung an Nachrufen boten, zeigte fast lediglich, was seine Freunde in schwärmerischer Begeisterung in ihm sahen und von ihm erhofften.*) In den Deutschen

*) Deutsche Blätter 1890, Nr. 3, 4, S. 152 f.: Hermann Conradi. Von Hans N. Krauß. – Die Gesellschaft, Mai 1890: Dem Andenken Hermann Conradis. Von Hans Merian. S. 710 ff.; Das Bild Hermann Conradis. Von Mena*** (Rosalie Nilsen). S. 719 ff.; Eingesandt. Von Liliencron (Gesellschaft 1890, S. 1096). — Moderne Dichtung

Blättern rühmte Hans N. Krauß: „Hermann Conradi war ein Dichter; freilich keiner jener Schwächlinge, kein Haus- und Hofnarr, auch kein Vergnügungskommissär jener wenigen Besitzessatten, dafür aber ein Seher und Prophet seines Volkes, wie sie nur die Zeit einer Weltwende gebiert, Künstler und Held . . . Fressende Not und zehrende Sorge war sein Erbteil, aber nicht eine Stunde konnten sie ihm das Streben hindern nach dem Höchsten, was Menschenkraft und Menschengeist erringen kann. All das Elend konnte ihm nicht eine Zeile erpressen, die gegen seine Ueberzeugung war. Könnt ihr das alle von euch sagen, ihr, die ihr während seines Lebens hinter ihm her waret mit Spießen und Stangen wie hinter einem wilden Tiere? Nun, er ist tot, und ihr könnt Halali blasen. Er hat es selbst gewußt, daß seines Lebens Kreis ein kleiner sein würde.

„Ja! Schrankenlos ist meiner Seele Streben —
Unstet und ruhelos mein armes Leben . . .“

Und Hans Merian, der Conradi schon früher

(Brünn) 1890: Hermann Conradi tot! Von Hans v. Basedow. S. 275 f.; Hermann Conradi. Gedicht von Karl Henckell; Zu Hermann Conradis Tod. Von Martin Weiß. S. 290 f; Ein Brief über Hermann Conradi. Von Karl Korn. S. 340. — Münchner Kunst 1890, Nr. 11 (März): Hermann Conradi †. Von Julius Brand. S. 83 ff. — Freie Bühne, April 1890: Hermann Conradi als Lyriker. Von Otto Erich Hartleben. S. 347 ff. — Zur Guten Stunde, Heft 10, Jg. 1890: Hermann Conradi †. Von Conrad Alberti.

in einer Broschüre*) lobend erwähnt hatte, klagte in der „Gesellschaft": „Hermann Conradi war einer der Besten, der Edelsten, der Mutigsten unseres Häufleins. Er fiel als ein Held, die Wehr in der Hand. Er ist vorangegangen, uns die Stätte zu bereiten in Walhall. — Hermann Conradi war eine Natur, welche die Widersprüche und Gebrechen unserer „Uebergangszeit" stärker und tiefer empfand als irgendeine andere. Der „große Riß des Jahrhunderts" ging mitten durch sein Herz. Conradi glich einem Baume, dessen Wurzeln die geheimnisvollen Gründe der Vergangenheit umklammerten, und dessen Krone sich frei und stolz in den lichten Höhen der Zukunft wiegte. Der Stamm aber, der diese herrliche Krone trug, war leider schwach — so mußten ihn die Stürme des Lebens knicken." Und Conradis mütterliche Freundin Rosalie Nilsen (Mena ***) sagte in ihrem Erinnerungsblatt: „Auf dem Forum der Welt gähnt heute ein Abgrund wie einst auf dem Forum Romanum. Die Erde bebt, Flammen und Rauch wirbeln drohend empor. Einen Curtius hat die gähnende Kluft schon verschlungen, wie viele Helden aber werden diesem einen noch nachfolgen müssen, ehe der schauerliche Abgrund sich schließt!"

In der Modernen Dichtung rief Karl Henckell dem geschiedenen Freunde nach:

---

*) Die sogenannten „Jungdeutschen" in unserer zeitgenössischen Literatur. Leipzig, 1888. Gegen ihn und Edgar Steiger (Der Kampf um die neue Dichtung. Leipzig, 1889) polemisiert Conradi in seinem zweiten „Brief aus der Verbannung".

„Leb wohl, Conradi! Hohn und Spott verschwirrt.
Du hast vollbracht, was nie vergessen wird.
Dein leidschwer Leben, deiner Jugend Pein
Soll unserm Streben Sporn zur Sühne sein.
Und schmerztreu denkend frühgefallner Fechter
Erlösen wir die keimenden Geschlechter."

Und Martin Weiß erklärte an der Bahre des Dichters:

„Für uns bist Du nicht tot, trotz Deinem Sterben;
Wir ziehen kampffest in die Welt hinaus,
Als Deines Wollens, Deines Strebens Erben;
Als heilig Kleinod wollen wir sie ehren,
Sie gegen eine Welt in Waffen wehren!
So lebst Du fort! Ob Deinem Totenmale
Da leuchten uns, die wir uns ihnen weihn,
Stolz, unverlierbar und wie Firnschnee rein
Im Sonnenglanz die alten Ideale."

In der Modernen Dichtung nahmen auch zwei Freunde des Verstorbenen das Wort, Hans v. Basedow und Carl Korn, und ihre Ausführungen sind charakteristisch für die große Ueberschätzung, die Conradi bei seinen Freunden zuteil ward. Hans v. Basedow schrieb:

„Hermann Conradi war ein Dichter, der in die Tiefe der Menschenseele hinabtauchte, der die verborgensten Gefühle ans Licht förderte. Er sah da noch, wo andere nicht mehr sahen, fühlte die leisesten Schwingungen, die für die Nerven anderer völlig unempfindlich, — ja, er war sozusagen ein einziger schwingender Nerv. Seine Empfindungsschwelle lag

tiefer, als die anderer. Die Empfindungen der gewöhnlichen Menschen setzen erst mit dem Schwellenwerte der Empfindungsmotoren ein — das Wesen Conradis bestand darin, die unter der Schwelle schlummernden Empfindungen ans Licht zu ziehen, ja, ich möchte fast sagen — er vermochte die unter der Reizschwelle liegenden Reize offenkundig zu machen. Eine so sensitive Natur war er, halb mimosenhaft-zart, halb diamant-hart. Conradi hat in seinen Werken ein gut Teil seines Selbst gegeben — auch in ihm waren, wie in Adam Mensch, psychische Untiefen rege, deren Wesenheit zu durchschauen nur dem wahren Dichter gestattet. Conradi besaß ein Uebermaß von Gefühl, welches doch wild zerrissen, grell verachtend war. Zwei Seelen wohnten in seiner Brust. Er haßte, verabscheute die Menschheit, weil er sie liebte. Er verachtete das Leben und lebte doch gern. Er war Zyniker da, wo seine Natur am wärmsten teilnahm. Das sind jene dunklen Vorgänge, die sich unter der Schwelle abspielen. Dem reinen Psychologen ist ihre Entdeckung und Erkennung unmöglich — das ist nur dem psychophysischen Dichter gegeben, der das Seelenleben aus der Empfänglichkeit des Nervensystems, aus den Wärmegraden des Hirns erklärt. Ein solcher Dichter war Conradi, der sich selbst zum Beobachtungsobjekte machte. Sein Empfinden war lauter, und doch zerfetzt, zerfahren — weil er ein moderner Mensch war, nicht ihn trifft die Schuld, sondern das Leben, den Zeitgeist — er lebte in einer Zeit, in die er nicht hineinpaßte. Er

dachte zu tief über das Leben nach, ohne zu fühlen, daß unser Leben nur dann erträglich, wenn man nicht darüber nachdenkt. — Was gibt denn der Dichter wieder? — Das, was seine Nerven befähigt sind aufzunehmen und auf das Gehirn zu übertragen, das, worauf die Nerven reagieren. Hierin liegt Conradis Wesen. Er erstand in einer Epoche der sich klärenden Unklarheit, seine Werke spiegeln das Unsichere wider. Er ist ein getreuer Schilderer seiner Zeit — aber er blickte auch hinaus über seine Zeit, nicht phantastisch-mystisch, sondern spekulativ, ausgehend von der Vergangenheit, an der Hand gegebener Analogien, den Entwicklungsgang überschauend und ergänzend. — Hermann Conradi ist Naturalist in des Wortes reinster Bedeutung, d. h. er ist Phänomenalist, denn in anderem Sinne gibt es keinen künstlerisch berechtigten Naturalismus. Absolute Wahrheit ist im Kunstwerk nur in sehr beschränktem Sinne möglich, nur die Wahrheit der Phänomene ist zu fordern. Conradi ist solch ein Phänomenalist, ein Dichter, der seine Motive und Motoren in die Seele (spiritus agens) verlegt, der also rein psychophysisch verfährt. Die Seele beruht auf der Innervation äußerer Eindrücke, sie ist die Reaktion des Hirnes auf einen innervierten äußeren Anstoß. So schuf Conradi, so motivierte, so ziselierte er die geringste Kleinigkeit seiner Werke."

Noch überschwenglicher als v. Basedow äußerte sich Carl K o r n über seinen toten Freund: „Hätte der Tod unseren Freund mitten aus seiner Entwick-

lung herausgerissen, wie z. B. Georg Büchner, so könnten wir in der Tragik dieses Schicksals eine gewisse individuelle Erlösung finden. Aber der Fall liegt tiefer, außerhalb der Peripherie der ästhetischen Sentimentalität; hier wurde ein vollständig fertiges Leben, eine breit angelegte Ideenwelt einfach niederbrutalisiert, ein Baum in der glühenden Reife seiner Früchte niedergeschmettert. — Und dann: nicht irgendein Künstler, irgendein Literat ist da gestorben — hier starb vielmehr der Künstler-Prophet, der philosophische Pädagog der zukünftigen Generation. Hätte Conradi nur noch ein paar Jahre leben und jene Werke, deren Plan bereits vollständig konzipiert in seinem Gehirn bereitlag und zu welchen seine vorhandenen Schriften die bloße Ouvertüre bildeten, schaffen dürfen — er hätte sich als Repräsentant einer gewaltigen neuen Kultur manifestiert, einer Kultur, die sich in unsern Tagen abseits vom Wege aufgebaut hat und von der die guten Leute um uns herum keine Ahnung haben. Halten Sie dies nicht für das subjektiv gefärbte, übertreibende Urteil eines trauernden Freundes. Ich werde Gelegenheit haben, Wort für Wort diese Apotheose durch Dokumente zu belegen und zu beweisen. — Die künstlerische Gestaltung dieser Weltanschauung ist nun mit Conradi für immer verloren — sie in ihren Ideen festzuhalten, zu begründen in gewissem Sinne, und zu vertreten ist uns, seinen Freunden, aus einem Herzensbedürfnis zur ersten Pflicht geworden."

Auch Otto Erich Hartleben, der mit Con-

radi lange in bitterer Fehde gelebt, senkte an der Bahre des Toten seinen Degen und widmete ihm in der „Freien Bühne" einen anerkennenden Nachruf, worin er sagte:

„Wer diesen Dichter — denn ein solcher ist er gewesen — je gekannt hat und sich seiner eckigen, aber scharfumrissenen Individualität erinnert, den muß die Tragik dieses jähen Endes, die marternde Ironie dieses Ausgangs ergreifen. Ungemeßne, durch keinerlei Enttäuschungen je zu zerstörende Hoffnungen barg seine Brust: Die Zukunft war ihm das Reich der Erfüllung nicht nur aller idealistischen Forderungen, welche sein Sinnen und Trachten beherrschten, sondern auch seiner eigenen, heißen Lebenswünsche. Und dieser „Zukunftsmensch", der auch sein ganzes Empfinden und Handeln nur mit dem Maßstab der Zukunft gemessen haben wollte, er mußte einer tückischen, schnell hinraffenden Krankheit in einem Alter erliegen, da ihm kaum die ersten Blütenträume reiften. Mag man über den ästhetischen und moralischen Charakter seiner Erscheinung denken, wie man will, einer Teilnahme an seinem plötzlichen Tode wird sich niemand entziehen können. — Conradi war gewiß alles andere, nur kein „Realist". Diejenigen also, welche heutzutage ihr Urteil lediglich mittels dieses Schlagworts regulieren, müssen ihn schlechthin verwerfen. Für andere aber wird Conradi immer ein Dichter heißen. Die blutlosen Unflätigkeiten, welche er als „Brutalitäten" hat drucken lassen, der bis zum Blödsinn lebensunwahre psychologische Mystizismus

seiner beiden „Romane", das schnurrige Fremdwörtermosaik seiner Broschüre „Wilhelm II. und die junge Generation" — alles das brauchte für mich gar nicht zu existieren — es stört mich aber nicht in meiner Bewunderung für den Dichter der „Lieder eines Sünders", für den Lyriker Hermann Conradi. . . . Die „Lieder eines Sünders", soweit sie eben nicht direkt etwas „bedeuten" sollen, d. h. soweit sie naiv sind, erscheinen als rückhaltlose Selbstbekenntnisse eines unsagbar unglücklich veranlagten modernen Rebellen, gegeben mit einer großartigen Sprachvollendung. Diese letztere ist um so bemerkenswerter, um so auffallender, je häufiger wir Conradi im Kampfe mit Geschmacklosigkeiten beim Prosaschreiben unterliegen sehen. Seine Sprache war eben der Vers, es ist ordentlich, als ob er erst in der gebundenen Rede zur Natur, zur Einfachheit, zur Besonnenheit in der Diktion durchdringt . . ."

Am sachlichsten urteilte von allen Jüngeren wohl der Münchner Freund Conradis Hillebrand (Julius Brand) in der „Münchner Kunst". Er schrieb:

„Hermann Conradi. Er zählte erst 27 Jahre — welche Summe von Entwürfen und Hoffnungen ist mit ihm zu Grabe getragen, denn sein dichterisches Talent war echt und stark, und sein Geist wühlte sich immer tiefer und energischer ein in die Probleme der Gegenwart, „der Uebergangszeit". Seine Lyrik ist gedankenvoll und formschön. In mächtigen Rhythmen flutet sie dahin, bald in maje-

stätischem Zorn die Dämme der Konvention zerreißend, bald im weltverlorenen Liebestraum in sich versinkend. Aber wie ein selbstherrlicher König thront über seinen Liedern der freie Gedanke. Er war in einem Grade wie vielleicht keiner der jüngern Realisten ein Kind unserer Zeit. Sohn armer Eltern, mit fast krankhaft feinem Nervensystem begabt, stand er zeitlebens zwischen Proletariat und Bourgeoisie, beide übersehend, aber weder im einen noch in der andern festen Halt findend. Ein Anhänger Nietzsches verlor er sich mit jedem Jahr tiefer in den Irrgarten der Spekulation. Er betrachtete es als die Aufgabe seines Lebens, den Uebergangsmenschen darzustellen — seine beiden erschienenen Romane „Phrasen" und „Adam Mensch" sollten nur die Ouvertüre dieser großen, das moderne Leben in seinen intimsten Fasern erfassenden Romankomposition sein. Kühner wie in den Phrasen ist die geistige Disziplinlosigkeit, der wie ein Samum Herz und Geist ausdorrende Skeptizismus der jungen Generation nicht offenbart worden. Kühner, rücksichtsloser wie in „Adam Mensch" ist der kleinlich klügelnde Egoismus, ist die sexuelle Raubgier, kompliziert durch eine höchst modern-nervöse Mimosennatur, niemals dargestellt worden. Sein „Wilhelm II. und die junge Generation" faßt in großen Zügen, einseitig aber blendend und sehr oft erhellend, wie eine Momentphotographie die hippokratischen Züge unseres Jahrhunderts auf. Alle Bücher Conradis überraschen durch ihren psychologischen

Scharfsinn, packen durch ihre oft dämonisch tiefe Kenntnis des modernen Menschen, zeigen eine glänzende Kunst der Plastik; aber alle sind mit Ausnahme der Lieder zersetzt von Analyse, Skeptizismus und Selbstironie. Seine Gedichte zeugen auf jeder Seite vom mächtigen Talent des Verfassers — Conradi hatte Individualität durch und durch, was man von wenigen der modernen Lyriker sagen kann, er beherrschte die Sprache mit virtuoser Leichtigkeit, keiner der jung-realistischen Dichterschule erreicht ihn, was lyrische, unmittelbar aus der Gedankenesse hervorlodernde Pracht und Glut der Form betrifft. Und der Lyriker Conradi wird es sein, der fortlebt als Zeuge unserer krankhaft vibrierenden, widerspruchsvollen Zeit."

Für Conradi selbst hatte der Tod das Gute, daß er ihm ersparte, den Ausgang seines Prozesses zu erleben. Am 23., 26. und 27. Juni 1890 fand die Hauptverhandlung über die drei inkriminierten Romane: „Der Dämon des Neides" von Wilhelm Walloth, „Adam Mensch" von Hermann Conradi und „Die Alten und die Jungen" von Conrad Alberti statt. Es ist hier nicht der Ort, ein Urteil über alle genannten Werke abzugeben, welche zu diesem für die Literaturgeschichte wichtigen Realistenprozeß Veranlassung gaben.*) Wenn

*) S. C. Alberti: Der Realismus vor Gericht. Sonderabdruck aus der Gesellschaft. 1890. — Wolfgang Heine: Das Leipziger Autodafé. Moderne Dichtung. 1890, S. 565 ff.

auch der Staatsanwalt, wie man erzählte, das Ziel dabei verfolgt haben soll, „das jungdeutsche Wespennest auszuräuchern", zweifellos mußte er nach erfolgter Denunziation pflichtgemäß gegen die Romane einschreiten, wenn er die Anzeige für gerechtfertigt ansah. Gewiß hatte Conradi in seinem „Adam Mensch" manche heikle Situationen geschildert, was im Hinblick auf den damals noch in der Hauptsache herrschenden literarischen Geschmack etwas Ungeheuerliches und Kühnes war, aber er hatte dabei nicht mehr oder weniger getan als was vor ihm die Dichter (auch die deutschen Klassiker und Shakespeare) als ihr gutes Recht angesehen. Nur in einem war er über sie hinausgegangen: indem er bei der Erwähnung von Christi Kreuzestod einen zweifellos unpassenden Ausdruck gebrauchte, machte er sich nach landläufiger Anschauung einer Gotteslästerung schuldig. Allerdings dürfen wir ihm durchaus glauben, daß er das beanstandete Wort, das vom Anfang an im Manuskript stand und trotz Vorstellung eines Freundes von ihm nicht geändert wurde, keineswegs in böswilliger Absicht gebracht hat. Er wollte vielmehr nur versuchen, unter Zurückgehen auf die alte, viel plastischere Bedeutung des Ausdrucks eine höchst lebendige Vorstellung von dem Leiden des sterben-

---

— Ernst Kreowski: Strafgesetz und Schriftsteller. Münchner Kunst. 1890, S. 216 f. (9. Juli). Die drei Romane waren bei W. Friedrich erschienen.

den Heilands hervorzurufen,*) zu dem er auch jetzt noch, wie die schönen Ausführungen in seiner Broschüre bewiesen (s. Bd. III.), mit großer Verehrung emporblickte. Seine Mißachtung des herrschenden Sprachgebrauchs mußte er schwer büßen, und diesem Verstoß hatte er es mit zu danken, daß sein Roman durch Richterspruch am 27. Juni 1890 zur Einziehung und Vernichtung verurteilt ward.

---

*) Die Anklageschrift sagt darüber: „Wird es ihr öfter nicht doch zu Sinn, als müßte sie aufspringen, einmal laut — laut aufschreien — aufschreien, wie Jesus, ehe er am Kreuze . . . . —! Der Ausdruck . . . . wird nur vom Tier, und auch da, — im Gegensatze zu „verenden" nur im wegwerfendsten Sinne gebraucht. Angewandt auf die Person Christi und dessen Opfertod, bringt das Wort in der Gleichstellung jener Verehrung und Heilighaltung erfordernden Persönlichkeit mit den niedrigsten Kreaturen der Schöpfung, Verachtung des Heiligen zum Ausdruck; enthält demnach obige Satzverbindung eine in beschimpfenden Aeußerungen erfolgte Lästerung Gottes. Daß die Lästerung öffentlich erfolgt ist, und dadurch Aergernis gegeben wird, bedarf keiner weiteren Darlegung." (Der Realismus vor Gericht. S. 5.) Hierzu sagt Conradi in den handschriftlichen Bemerkungen: „Staatsanwaltschaftliches Frage- und Antwortspiel": „Von einer bewußten B r ü s k i e r u n g, die sehr geschmacklos und fad gewesen wäre und tausendmal schärfer hätte gegeben werden können, wenn sie b e a b s i c h t i g t gewesen wäre, kann keine Rede sein. Der Z u s a m m e n h a n g ergibt, daß der A u s d r u c k nur aus e i n e m t i e f e n u n w i l l k ü r l i c h e n M i t l e i d s a f f e k t heraus gebraucht ist! Er h a t a n s i c h d u r c h a u s n i c h t s U n e h r e r b i e t i g e s, drückt vielmehr nur das furchtbare Schicksal eines Menschen aus, der v o n a l l e n v e r l a s s e n a l l e i n u n d

Von seinen literarischen Zeitgenossen ward Conradi schnell vergessen. Wohl schmückten seine Freunde und Mitkämpfer auf dem Würzburger Friedhof sein Grab mit einem schlichten Gedenkmal,*) dann aber nahm sie der literarische Tageskampf voll in Anspruch. Nur der eine oder andere gedachte seiner länger, und Hermann Bahr prophezeite gar, in hundert Jahren werde man den Abschnitt der neuesten Literaturgeschichte, der das zwanzigste Jahrhundert beginne, von Conradis Namen aus datieren.**) Wolfgang Kirchbach lieh in seinem Roman „Der Weltfahrer" seinem Conrad Hermann manche Züge des verstorbenen Conradi, Adolf Bartels, der ihm 1893 in der Frankfurter Didaskalia ein Erinnerungsblatt widmete, verschmolz ihn und Hartleben in seinem „Dummen Teufel" zu einer Figur, Karl Henckell behandelte ihn

---

hilflos eben — ....!! Und gerade das qualvolle, ungerechte Sterben und Zu-Tode-gemartert-werden Christi am Kreuze möchte bei Berücksichtigung aller Verhältnisse, die tatsächlich vorliegen, einen derartigen Ausdruck verdienen, wenn es in seiner ganzen Entsetzlichkeit vergegenwärtigt werden soll. Uebrigens erklärt der Zusammenhang, in dem das Wort gebraucht ist, jedem, der absichtlich nicht anders sehen will, den Sinn, der hier allein Geltung haben kann, vollständig!" Außerdem vergleiche man die schöne, von echter Freundschaft zeugende Aussage Hans Merians und das Gutachten von Dr. Rudolf Kleinpaul beim Realistenprozeß (s. Der Realismus vor Gericht. S. 37—41).

*) S. den Aufruf in der „Gesellschaft" (1890, S. 1564).

**) S. Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte 1893, IV. 1a, 9 (Verfasser Adolf Stern).

in einer kleinen, liebevollen Studie in seinen „Modernen Dichterabenden“*), und Edgar Steiger schrieb über ihn verständnisvolle Worte im ersten Bande seines Werkes: „Das Werden des modernen Dramas“ (1898). In den wissenschaftlichen Literaturgeschichten spielte Conradi nur eine wenig bedeutende Rolle, und erst in neuerer Zeit wandte man sich ihm wieder mehr zu. So versuchte 1899 Arthur Moeller-Bruck eine eingehende Würdigung in seinem Bändchen „Neutöner“ (Berlin), M. G. Conrad gab die „Liebesbeichte“ (zwölf Briefe und zwei Postkarten an Margarethe Halm) heraus (zuerst in der „Gesellschaft“ 1900, dann Eisenach. 1909) und Carl Fr. Schulz-Euler veröffentlichte ein Conradisches Manuskript in Buchform: „Friedrich Hebbel in seinen Tagebüchern“.**) Aber tiefere Spuren hat Conradi sonst nicht hinterlassen, und so schien sich seine Ahnung voll zu bewahrheiten, daß man ihn bald allgemein vergessen werde (Bd. I, Seite 77).

Frühzeitig war Conradi durch den Tod aus seiner Bahn gerissen worden. Was ging mit ihm zugrunde? Diese Frage erhebt sich an seinem frühen Grabe. Zweifellos starb in ihm eine eigenartige Persönlich-

---

*) Zürich 1895. Auch in der Sammlung „Sonnenblumen“ widmete Henckell dem Toten eine besondere Nummer.

**) Frankfurt a. M. 1908. Kürzlich habe ich festgestellt, was dem Herausgeber unbekannt war, daß die Conradische Studie in völlig gleicher Gestalt bereits im „Magazin“ (1887 S. 318 ff.) abgedruckt ist.

keit, ein echtes Ergebnis einer an Keimen so reichen Uebergangszeit. „Ich bin nun einmal eine Natur" — sagte er von sich selbst (Bd. I, S. 43) — „die auf das geharnischte Zusammenspiel der Kontraste hin gestimmt ist . . . Die Gegensätze der Zeit in ihrer ganzen tragischen Wucht und Fülle, in ihren herbsten Aeußerungsmitteln zu empfinden: dafür bin ich nun einmal besonders disponiert." Er fühlte in sich die ganze Macht der Vergangenheit, aber er spürte auch schon das Wehen einer neuen Zeit. In einer Epoche des gewaltig wirkenden Sozialismus vertrat er kühn einen ausgeprägten Individualismus, ja er war in der deutschen schönen Literatur dessen erster Herold, ehe die Philosophie Nietzsches ihren Siegeszug antrat. Er fühlte sich durchaus als „Pädagogen der Zukunft", als den Führer einer sozialkünstlerischen Bewegung, von der er erhoffte, daß sie die deutsche Kultur um- und neuschaffen würde.

Auch als Künstler nahm er durchaus eine Sonderstellung ein. Mitten in einer Zeit, wo der Naturalismus zur Blüte kam, die Objekte herrschten und die Individualität des gestaltenden Dichters von ihnen zurückgedrängt wurde, bezog er als Individualist alle Objekte auf sich und schuf mehr in dionysischem Rausche aus den tiefsten seelischen Abgründen seines Innern heraus das von ihm Geschaute zur dichterischen Wirklichkeit um. So war er alles andere als ein Naturalist trotz vieler Kraßheiten. Das zeigte seine Lyrik, das bewies auch der „Pseudorealismus" seiner beiden Romane. Er selbst faßte seine Richtung

als „psychologisch-romantisch-imperatorischen Notwehr-Realismus“ auf — ein Begriff, den er in seiner Broschüre „Wilhelm II. und die junge Generation“ eingehend erläuterte (s. Bd. III.). Zu einem vollen Ausreifen kam er nicht. Möglich ist es — und sein „Adam Mensch“ und seine letzte Novelle „Unterm Nußbaum“ deuten darauf hin —, daß seine künstlerischen Gaben noch entwicklungsfähig waren. Unvergängliches hat er nur in einzelnen seiner Gedichte geschaffen; was er sonst hinterließ, blieb ein Bruchstück, das der Nachwelt wohl Rätsel aufgab, aber nichts zu ihrer Lösung beitrug.





Gedichte aus der Frühzeit



Frühlingslied.

Frühling! Frühling! Welchen Zauber
Birgt nicht dieser eine Laut! —
Schneegebraus und Winterwetter
Weicht dem Vogellustgeschmetter,
Und der Himmel wonnig blaut.

Wachgeküßt vom Frühlingswinde,
Von der Sonne warmem Strahl,
Prangt im Auferstehungskleide
Die Natur — ihr Goldgeschmeide
Sind die Blumen überall.

Sei gegrüßt mir, holder Frühling!
Auch in mein Herz zogst du ein,
Brachtest Sonnenschein da drinnen,
Wecktest wieder holdes Minnen
In des Herzens tiefem Schrein.

Drum will ich im Jubelsange
Weithin über Berg und Tal
Preisen, daß der Lenz gekommen,
Daß das Leid ein End' genommen
Mit der Sonne Frühlingsstrahl.

Deutscher Dichter-Freund (Neuer Musenhain). 24. Juni 1880.

Das zerfallene Schloß.

Ich baute mir im Geist ein hehres Schloß,
Mit Marmorsäulen, goldenen Portalen, —
Da kam der Sturm und hat's hinweggeweht
Und ließ in öde Trümmer es zerfallen.

Nun heult der Nachtwind durch den Grabesschutt
Und Waldesvögel hausen in den Gängen —
Ein düstrer Geist lebt unheilbringend dort
Und hält den Bann, der nimmermehr zu sprengen.

Das Schloß war meiner Liebe wonn'ger Traum,
Den ich gesponnen einst in Frühlingstagen —
Nun ist es Herbst, — die Blumen sind verwelkt
Und ich sitz' einsam, traurig, um zu klagen.

Deutscher Dichter-Freund. 10. Juli 1880.

Sonett.

Weh dem, der in des Zweifels tollem Wahne
Sich ganz und gar der Lüge hingegeben
Und Gott, den einzig wahren Halt im Leben,
Hinwarf: er gleicht dem Kahn im Ozeane!

Sie nagt an ihm gleich gift'gem Schlangenzahne,
Sie macht ihn trunken, wie der Saft der Reben,
Sie hemmt den Flug, das gottentstammte Streben,
Sie glüht in ihm, wie Feuer im Vulkane.

Wohl dem, der weiß, daß über Sternen droben
Ein Vater wohnt, der Schöpfer aller Welten,
Der ihm auch nah in allen Lebensstunden.

Wie hitzig auch die Lügner ringsum toben,
Ihm wird der Name Gottes heilig gelten,
Des Herrn, in dem er Frieden hat gefunden.

Deutscher Dichter-Freund. 7. Aug. 1880.

Im Dämmerschein.

Im Wald, im Wald, im Dämmerschein!
Wie das mein Herz beweget,
Wenn's ringsum still und nur der Wind
Die Blätter leise reget!

Wie ist in dieser Einsamkeit,
In diesem Waldesfrieden
Mein Herz von Dank für den erfüllt,
Der mir dies Glück beschieden!

Mein Lied klingt in die Morgenluft
Laut durch die Waldeshallen,
Zu Gott des Herren Lob und Preis,
Wann Morgennebel fallen.

Deutscher Dichter-Freund. 8. September 1880.

Der Bettler.

Sie kamen und nahmen, was ihnen gefiel —
Ich ließ sie gehen und kommen.
Ich hatte nur Lachen fürs tolle Spiel —
Ich lachte, bis alles genommen.

Nun steh' ich im winddurchheulten Raum —
Muß immer noch lachen — nur lachen — — —
Das Glück ist nur Tand — Das Glück ist nur
Schaum —
Mag man auch beten und wachen.

Der Weltenerwürger entriß mir mein Weib —
Die Buben, die haben verlassen
Den Bettler mit lumpenbedecktem Leib —
Die schwärmen auf Straßen und Gassen.

Was soll ein Wesen auf dieser Welt,
Ein Bettler, verworfen — zerschlagen?
Ein Blatt — das welk vom Baume fällt. — —
Die Nacht kommt, und nimmer will's tagen.

Die kalte, die grausige Todesnacht — —
Und doch — und doch willkommen!! —
Wenn morgen die Menschheit vom Schlafe erwacht,
Hat der Teufel den Bettler genommen. . . . . . .

Ungedruckt. In einem Brief an Arthur Schuster
vom 19. Oktober 1880.

Neues Leben.

Osterpsalm.

Nun hebet das tränenumflorte Gesicht,
Nun laßt das bange Verzagen!
Nun schaut zum flammenden Osterlicht,

Das siegend durch Dunkel und Wolken bricht —
Durch die Lande gehet ein Tagen!

Durch die Lande ziehet ein rauschender Klang,
Ein himmelhoch jauchzendes Beten!
Die letzte Fessel zerstob und zersprang —
Die Brust ward frei, die Hölle versank —
Die Furien der Nacht sind zertreten!

Wir atmen im Licht! Nun jubelt, nun preist!
Nun gebt die Seufzer den Winden!
Nun schüttelt vom freien, erlöseten Geist
Des Alltags Staub, der gierig und dreist
Euch lockt von Sünden zu Sünden!

Wir atmen im Licht! Wir hassen die Nacht!
Uns küssen heut Osterflammen!
Dort aber durch Nebel, dämonenumlacht,
Da raset der Nächt'gen geharnischte Jagd —
Ihr Reich fiel in Trümmer zusammen!

Wir aber stehen im Tempel des Lichts,
Als Priester das Opfer zu schüren
Der heiligen Liebe! — das gähnende Nichts —
Das Posaunengeschmetter des Weltgerichts —
Der Verzweiflung wilde Walküren —

Und was zu eklem Staube uns zieht,
Was Hirn und Herz uns umkettet:
Wir fürchten es nicht! Denn sonnenumglüht,
Umjauchzt vom sphärendurchdonnernden Lied
Erschien, was die Menschheit errettet!

Hernieder auf flammenumloderter Bahn
Zog der Liebe selige Kunde!
Vor ihrem herzenberauschenden Nahn
Zerrann der sonnengoldhassende Wahn
Und ging zugrunde — zugrunde!

Durch Dunkel und Wolken erquoll ihr Glanz —
Die Herzen durchrauschte ein Leben!
Nun reißt vom Haupte den Dornenkranz, —
Der Furien wilder Mänadentanz
Erstarb im: — neuen Leben!

Magdeburger Tageblatt (General-Anzeiger).
9. April 1882.

Um Mitternacht.

Mitternacht!
Dein heiliges Schweigen
Durchbebt meine Seele.
Noch hat nicht der Schlaf
Die müden Sinne geküßt,
Nicht reichte der erlösende
Der lechzenden Seele
Die mohntrankgefüllte Schale
Und führte mich heim
In sein sonniges Land.
Noch wachen die Geister,
Die taggebornen,
Noch wühlen die Gluten
Im fiebernden Hirn.

Noch späht das Auge,
Das gramumflorte,
Hinaus in die Nacht,
Die sturmdurchheulte —
Noch späht es hinauf
Zum wolkenverhangnen
Nachthimmel . . . .
Selten ein Stern! . . . .
Nur dort tief unten
Mit bläulichem Lichte
Ein leuchtender Punkt — —
Nun wieder umzogen
Von Wolkenschleiern,
Dem Auge verborgen –
Nur dichter und dichter
Umzieht sich der Himmel . . . .
— — — — — — — —
— — — — — — — —
Gleichwie auf Flügeln
Des Sturmes getragen
Durcheilen die Fernen
Meine Gedanken . . . .
Ich schaue zurück,
Und durch die Nacht
Glänzt wieder der Stern,
Der einstmals vor Zeiten
Dem Jüngling geleuchtet,
Der ihn berückt,
Mit Zauberbanden
Die Seele umschlungen!

Maria!
Zitternd durchbebt
Dein hehrer Name die Nachtluft.
Ringsum späht das Auge
Und sucht und findet
Nimmer die Stelle
Des strahlenden Sterns . . . .
Verweht — verklungen —
Auf ewig versunken —
Doch nimmer vergessen:
Maria! . . . .

Deutsches Dichterheim. 1882.

Verzweiflung.

So öde die Straßen — so stumm die Nacht —
Die letzten Lichter erloschen . . .
Ich hab' es mal wieder recht toll gemacht —
Verspielt den letzten Groschen . . .

Nun schleppe dich weiter, du müder Leib —
Verklungen die Flöten und Geigen —
Und pfeife dir eins zum Zeitvertreib
Im mitternächtlichen Schweigen . . .

Ein lustiges Lied, wie's im Ohr dir noch summt —
Noch summt aus blühenden Tagen —
Das Leben hat zwar recht artig gebrummt
Mit seinen Rätselfragen . . .

Und ich — ein Tor! In glühendem Drang,
Den glitzernden Schleier zu heben —
Ich zerrte und riß — und nun der Dank?
Ein ödes Bettlerleben!

So leer die Straße, so lang der Pfad —
Die Seele lechzt nach Erlösung —
Wer wie ich, so lange gerungen hat,
Der hungert nach Tod und Verwesung! . .

Wer wie ich, so lange mit eherner Stirn
Dem Schicksal Trotz geboten,
Darf wohl mit einem lust'gen Lied
Hinabgehn zu den Toten . . . .

Satura, Brünn. Juli 1883.

Betrachtung.

Hast du es tief erkannt,
Daß, was das Leben bietet, nichts als
Tand:
Dann bist du allein — und keiner ver-
steht,
Was wie eine Offenbarung
Durch deine Seele geht!!

Ungedruckt. Aus dem Buche des „Bundes der Lebendigen"
1. Dezember 1883.

An Margarethe Halm.

Ja! Hier ist's gut sein! Ja! Hier will ich
rasten —
Will ich vergessen meine wilde Qual —
Hier wälz' ich von mir, die ich trug, die Lasten
Und schreite selig zu dem Friedensmahl,
Das du mir beutst! Ja! Hier verklinge der Streit,
Hier flüstern nur leise die Stimmen der Einsam-
keit . . .

Denn ich bin müde! . . . Blüht auch noch mein
Mark,
Und blitzt mein Auge noch begeistrungstrunken,
Hält auch die Faust ihr Schwert noch heldenstark
Und loh'n in mir des Hasses wilde Funken —
Des Hasses, der mit unbarmherz'gem Stahl
Ausbrennen soll der Lüge Sklavenmal! — —

Ich bin doch müde! Drum wie schön wird's sein,
Darf ich mit dir im blütenreichen Garten,
Hält ihn verzaubert weißer Vollmondschein,
In süßem Eifer unsrer Liebe warten —
Ich lieg' an deiner Brust . . . Es schweigt der
Groll . . .
Uns aber segnet die Liebe, die ew'gen Glückes
voll . . .

In einem Brief des Dichters an M. Halm vom 30. März 1884. Gedruckt in: Liebesbeichte von Hermann Conradi. Herausgegeben von M. G. Conrad. Eisenach. 1909.

An Margarethe Halm.

Es brechen neue Flammengluten
Aus meiner Seele wild empor —
Es strömen neue Liebesfluten
Und einen sich zum Riesenchor,
Der deiner Schöne göttlich Wesen
In Psalmenweisen jauchzend preist —
O Weib: d u r ch d i ch bin ich genesen —
Und neue Bahnen wallt mein Geist!

In einem Brief an M. Halm vom 28. März 1884 ebenda.



Moderne Dichtercharaktere

Herausgegeben

von

Wilhelm Arent.

Mit Einleitungen

von

Hermann Conradi und Karl Henckell.

Berlin 1885.

Selbstverlag des Herausgebers.



Pygmäen.

Die Zeit ist tot, da große Helden schufen,
Die mit der Fackel der Begeisterung,
Mit kühn erhabenem Gedankenschwung
Des Lebens florumhüllte Stufen
Und weiter — weiter bis zum Gipfel klommen,
Wo ihnen vor den sehgewalt'gen Blicken
Jach barst der Vorhang mitten in zwei Stücken —
Wo über sie der Friede dann gekommen!

Die Zeit ist tot — die Zeit der großen Seelen —
Wir sind ein ärmlich Volk nur von Pygmäen, . . .
Die sich mit ihrer Afterweisheit frevelnd blähen
Und dreist sich mit der Lüge Schmutz vermählen —
Mit jener Lüge, die da Prunk und Kronen
Um leere Schädel flicht — um schmale Stirnen
Das Diadem der Gottentstammtheit schlingt —
Die Weihrauchduft ohnmächt'gen Götzen bringt!

Was wir vollbringen, tun wir nach Schablonen,
Und unsre Herzen schrei'n nach Gold und Dirnen —
Und keinen gibt's, der tief im Herzen trüge
Den Haß, der aufflammt gegen diese Lüge —
Wir knien alle vor den Götzen nieder
Und singen unsrer Freiheit Sterbelieder!

Hast du des Daseins . . .

Hast du des Daseins tiefste Qual empfunden?
Kam über dich einmal der milde Schmerz,
Der zu dir schreit aus deiner Seele Wunden?

Es krampft sich in Titanenweh das Herz,
Vom Daseinsekel angepackt, zusammen,
Und von der Lippe stiehlt sich Hohn und Scherz,

Verweht von deines Schmerzes Riesenflammen.
Du sinnst und sinnst . . . In tollen Takten fliegt
Dein Puls — — — als müßtest du den Fluch
verdammen,

Der felsenschwer auf deiner Seele liegt —
Den Fluch verfluchen — ja als müßtest du
Die Welt verfluchen, die dich eingewiegt

In deiner Jugend süße Märchenruh' —
Um dich zu hartem Qualendienst zu wecken:
So ist es dir! — Das Auge schließt sich zu —

Der Schmerzen Wogen glätten sich und strecken
Gebändigt sich, wie fromme — Tigerkatzen,
Zu deinen Füßen hin — bis sie sich recken —

Empor sich recken und mit Riesentatzen
Dich niederschlagen, daß du wie ein Sklav'
Um Gnade betteln mußt bei — Götterfratzen!
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
Komm über mich, o traumlos ew'ger Schlaf! . . .

Was gestern noch geblühet . . .

Was gestern noch geblühet,
Ist heute schon verdorrt,

Und was du jüngst mir zugeraunt,
Verklungen ist das Wort!
Verrauscht ist sie, die Stunde,
Wo dich mein Arm umfing —
Wo lustberauscht mein Flammenblick
An deinem Antlitz hing!

Der Herbstwind fegt die Blätter,
Die letzten, von dem Ast —
Ich wand're durch das öde Land,
Bald hier, bald da zu Gast . . .
Die Stirne glüht in Fieber —
In Fieber bebt die Hand,
Und wirre Wahnsinnsphantasie'n
Sind mir im Hirn entbrannt . . .

Daß ich dich lassen mußte,
Das ficht mich gar nicht an —
Das ist nun einmal Menschenlos,
Das sei nun abgetan!
Eins aber zieht mich nieder,
Das lastet wie ein Fluch,
Das lähmt der Seele stolze Kraft,
Der Hochgedanken Flug;

Das gräbt sich in die Stirne
Mit tausend Furchen ein;

Das dunkelt mir der Sonne Gold,
Das dunkelt Sternenschein;
Das wühlt sich in die Brust mir
Wie eines Schächers Blick;
Das hemmt des Atems Freiheitsdrang
Wie eines Henkers Strick!

Das grinst mich an wie eine
Verrenkte Bettlerfaust;
Das loht in mir wie Höllenqual,
Die Herz und Hirn durchbraust —
Und fragt ihr: w a s entfesselt
Den wirren Qualenstrom?
Die Sehnsucht, die da lechzt nach Glück,
Nach Glück, das nur — Phantom!

Entlarvung.

Ihr habt geschwelgt in Sünden,
In Sünden sonder Zahl!
Aus euren Augen grinst der Tod
Und euer Wort ist schal!
Und euer Schwert zerfrißt der Rost —
Dieweil mit Dirnen ihr gekost,
Da rangen wir, vom Sturm umtost,
Im mächt'gen Todestal!

Ihr habt geschwelgt in Sünden,
In Sünden sonder Zahl!
Zerbrochen liegt des Lichts Panier,
Zerbrochen der heilige Gral!

Ihr habt verkauft der Seele Glut,
Verkauft des Herzens Heldenmut,
Wie ein gemein verächtlich Gut,
Ja! — um ein Sklavenmahl.

Ihr habt geschwelgt in Sünden,
In Sünden sonder Zahl!
Mit Rosen kränztet ihr die Stirn
Zu üpp'gem Freudenmahl!
Bacchantisch habt ihr Nacht und Tag
Gerast bei süßem Lautenschlag —
Da kam die Stunde, die zerbrach
Euch Thyrsus und Pokal!

Ihr habt geschwelgt in Sünden,
In Sünden sonder Zahl!
Da kam die Stunde, die euch riß
Vom Antlitz, todesfahl,
Die Masken — und wir sahen euch
In eurer Schande nackt und bleich,
Aussätz'gen Galgenschächern gleich,
Bei eurem Judasmahl!

Ihr habt geschwelgt in Sünden,
In Sünden sonder Zahl!
Aus euren Augen grinst der Tod
Und euer Wort ist schal!
Zerbrochen liegt nun all der Tand,
Auflodernte des Flitters Brand —
Nun schmeckt die Zunge dürren Sand,
Ihr — „Priester der Moral“!

Wie ist der Tag so weit . . .

Im Sklavendienst der Lüge
Hab' ich den Tag verbracht . . .
Nun hat den Zauberschleier leis
Herabgesenkt die Nacht.
Es schweigt verträumt die Runde,
Nur leis der Nachtwind rauscht —
Ich aber mit brennendem Munde
Habe Stunde um Stunde
Mit Geistern aus mächt'gem Grunde
Wilde Zwiesprach getauscht.

Ha! Wie er mich umflattert
Der Geister toller Schwarm!
Wie er mich preßt mit trunk'ner Lust
In seinen Riesenarm . . .
Wie Frage er auf Frage
In meine Seele schreit!
Und ob ich bang verzage,
Die Brust mir blutig schlage
Und bete, daß es tage —
Wie ist der Tag so weit!

Gedichte
aus den ersten Studentenjahren



Nachtfeier.

Die Flut ist nun verbrandet,
Der Sturm ist nun verdröhnt —
Ich aber bin gelandet,
Wo Liebe still versöhnt,
Wo Liebe leise atmet
Und mir den Kummer ebbt,
Den ich durch Staub und Schlachtendampf
Tagüber mitgeschleppt.

Es hat die Wunderaugen
Die Nacht erschlossen weit,
Und meine Blicke saugen
Sich in die Ewigkeit.
Mir ist's, als hört' ich schlagen
In mir das Herz der Welt —
Als wär' ich ird'scher Grenzen bar,
Den Ew'gen zugesellt.

Wie dünkt mich Menschentrachten
So zwerghaft nur und klein!
Ein großes Weltverachten
Zieht in die Brust mir ein!

Am Schild des Schrankenlosen
Zerbröckelt, was bedingt —
Was mich im Tagesschwall bewegt,
Zerfällt nun und versinkt.

Die Flut ist nun verbrandet,
Der Sturm ist nun verdröhnt —
Ich aber bin gelandet,
Wo Liebe still versöhnt!
In goldner Flut entquillt sie
Dem Universums-Kern,
Und ihren Schleier spannt sie aus
Durch mich von Stern zu Stern.

Deutsche Akademische Zeitschrift. 1885.

Unersättlich.

Wohl kann ich Wochen — Monde lang
Mich mit dem Engsten, Nächsten still begnügen —
Da aber faßt mich jäher, wilder Drang —
Und in gewaltigen Gedankenflügen
Steig' ich empor zum Sternenozean —
In Nichts zerfließt der trübe, ird'sche Wahn —
Und unersättlich saug' ich Ewigkeiten,
Die mit Sekundenspur durch meine Seele gleiten.

Wohl kann ich Wochen — Monde lang
All' Liebeswonne, Gruß und Kuß still missen,
Da aber packt mich jäher heißer Drang —

Und mich umstarrt's von tausend Finsternissen.
Ich ringe krampfhaft mich zum Licht empor —
Nach heißen Sünden dürsten meine Sinne —
Vor meinen Augen reißt der Nebelflor —
Und unersättlich fei're ich dich, Frau Minne!

Deutsche Akademische Zeitschrift. 1885.

Und sie bewegt sich doch!

Wohl ward uns das „Reich"!
Und wir freuen uns
Seiner Köstlichkeit!
Und doch! . . .
Seine tiefste Enthüllung
Und seine wahrste Erfüllung
Wird es erst finden
In Zukunftstagen —
Wenn gesühnt
Der Gegenwart Sünden —
Und die Nachtigallen —
Die Nachtigallen der Freiheit schlagen!

Faschingsbrevier. 1886.

An M. G. Conrad.

Ich sah nur einmal dich. Doch unauslöschbar
Steht mir zu Sinnen deine Trutzgestalt.
Wie Erz der ganze Kerl! — Und doch auch wieder
So flüssig und beweglich — und das Auge:
Es leuchtet Blitze und lacht herzhinreißend . . .

Es haften sich an dir die Gegensätze —
Doch schöpfergroß weißt du sie ganz zu einen —
Zu stolzem Können fügst du sie zusammen . . .
So stehst du auf der Wacht — ein treuer Eckart!
Führer zugleich und Kamerad den Deinen . . .
— — — — — — — — — — —
Will alles manchmal mir d o c h zwecklos scheinen:
Dann richt' ich mich an d e i n e m Trotze auf! . . .

Ungedruckt. Handschriftlich in dem Conrad gewidmeten Exemplar der „Brutalitäten". 1886.

Lauf der Welt.

Als du noch lebtest, ließ man dich in Ruh,
Und was du schufest, das kannte niemand . . .
Doch als du tatest die Augen zu,
Da nannte man frisch dich „Prinz aus Genieland".
Da schrieb man in Prosa und Reimgefügen
Dir Nekrologe lang und breit,
Und malte dein Bild aus Wahrheit und Lügen
Und pries deine seltne — Bescheidenheit.

Die Gesellschaft. 1886.

Herbst.

I.

Das ist des Jahres allerletzte Huld!
Das ist der Sonne letztes, volles Gold!
Mein Gott! Wo blieb die zähe Ungeduld,
Die mich wie eine schwere Sündenschuld
Durch Lenz und Sommer unstet hingetollt? . . .

Nun alles still ... Das Leben blühte aus ...
Ein sanftes Sterben flüstert durch die Flur ...
Verschäumt des Werdens stürmisch Kraftgebraus.
Ich gehe langsam — halbverträumt nach Haus,
Und lausche deinem Trauerpsalm, Natur! ...

II.

Wie fernhin — wie fernhin zogest du,
Meiner Jugend goldenes Boot! ...
Längst ließ mich der tolle Wirbel in Ruh,
Die Leidenschaft schloß die Augen zu,
In Grau verblaßte das Rot! ...

Ich lehne am Strande ... Wie müde der Blick!
Und wie verwandelt mein Sinn!
Ein Schifflein! Vorüber fährt mein Glück,
Vorüber — vorüber und nimmer zurück —
Meine Jugend sitzet darin ...

III.

Als ich dich schaute, mein grüner Rhein,
Da wuchs das Licht und es atmete leis
Der Lenz! — Nun schloß sich des Werdens Kreis,
Und der Sommer zog seine Flaggen ein! ...

Ich lebte lange auf karg-ebenem Land —
Ich lebte, studierte, liebelte, schuf — —
Doch manchmal — klang nicht ein leiser Ruf
Aus der Ferne, die leuchtend vor mir stand?

Ein Ruf — so lockend, verführerisch weich,
Und mir war's: ich flöge dahin — dahin —
O Sehnsucht, du kühne Seglerin,
Wie unermeßlich ist dein Reich! . . .

Und ich erwachte! . . . Frau Prosa rief —
Tiefäugiger, rätselverklärter Rhein,
Wie lange noch muß ich dir ferne sein —
Und ich liebe dich doch so tief — so tief! . . .

Bleifarbener Wolken Monotonie;
Verwaist steht der Farben Irisschrein —
Vor sechs schon bringt Minna die Lampe herein —
Und ich studiere Soziologie . . .

Die Gesellschaft. 1886.

Irdisches Paradoxon.

Es spiegelt sich das Abendrot
Goldgelben in den Regenpfützen . . .
Und schmiegt sich an die Scheiben dicht,
Daß sie wie rote Feuer blitzen . . .

Geregnet hat's den ganzen Tag —
Nun hellt sich's noch, bevor es nachtet.
— — — — — — — — — — —
Hast du dein ganzes Leben lang
Das Leben bodenlos verachtet?

Zur Stunde, wenn's zum Sterben geht,
Wird sich die Nacht noch einmal klären

Und wert, daß du sie krampfhaft hältst,
Wirst du sie finden, die Chimären! . . .

Deutsche akademische Ztg. 1886.

Im Lichte der Tage.

Ich bin noch jung! Es klingt wie Schimpf, wie Hohn,
Will ich schon wunschlos in das Nichts versinken.
Noch will ich nicht der Resignation
Verfaultes, fahles Gangeswasser trinken.

Ich bin noch jung! Noch leuchtet kerzenhell
Wie Weihnachtsbaumesschimmer mir das Leben!
Noch springt und sprudelt mir der Wunderquell!
Noch schwillt für mich das süße Blut der Reben!

Noch blüht für mich, rotflammend wie Rubin,
Des Mädchens weiche, zauberholde Lippe,
Noch schwirrt mein Hirn von tausend Melodien!
Noch darf ich sie verachten, sie: die Sippe

Der Nachtgedanken, die, ein bleich Geschmeiß,
Ums Haupt mir kreisen, aufgeschreckten Schwärmen
Schillernder Fliegen gleich! Wildschäumend, heiß
Rollt noch mein Blut! Noch will ich mich nicht härmen

Um Rätsel, die aus dunklen Tiefen steigen,
Brauenden Nebeln gleich — noch blüht mein Stamm!

Ob ich auch weiß: einst werde ich mich beugen —
Dem Fatum beugen — ein geduldig Lamm! . . .

Doch jetzt noch wachse ich im Licht der Tage —
Zur Freiheitstat strafft sich der Muskel noch!
Noch lebe ich das Leben! Und ich schlage
Den Blick groß auf — und sie bewegt sich doch:

Die Kraft, die mich mit lenzgewalt'gem Hebel
Um meines Lebens Mittag aufwärts hebt —
Kommt mit den Abendschatten dann der Nebel:
Ich habe doch gesiegt, weil ich gelebt!

Deutsche Akademische Zeitschrift. 26. September 1886.

Der Wunderquell.

Der Quell, der lang gelegen
Verschüttet und verdorrt,
Wie ein Geheimnis märchentief,
Viel Jahre traumverloren schlief,
Er will sich wieder regen,
Und wieder springt das Wort:

Und wieder darf ich baden
Mich heil in seiner Flut,
Genesung, die ich lang gemißt,
Nun wieder mir erblühet ist,
An seiner Wasser Gnaden
Ward still mein unstät Blut.

Von wannen mir gekommen
Die Wandlung, weiß ich kaum,
Ich weiß nur eines: daß mir sie,
Die hohe, reine Poesie,
Von neuem nun erglommen
Just wie ein Wundertraum.

Allg. Deutsche Universitätsztg. 5. Februar 1887.

Nimmer erkundet.

Es ist mein Fuß geschritten
Auf steilem Felsengrat;
Es ist mein Fuß gepilgert
Auf dürrem Heidepfad;
Es ist mein Fuß gewandert
Am öden Meeresstrand;
Es ist mein Fuß gezogen
Ueber blühender Ebene Land . . .

Es ist meine Seele geflogen
Wohl zu den Sternen empor;
Es hat meine Seele gelauschet
Der Liebe mit trunkenem Ohr,
Es hat meine Seele gekostet
Von seltner Erkenntnis Wein —
Doch hab' ich nimmer erkundet,
Wo meine Seele darf stille sein!

Allg. Deutsche Universitätsztg. 5. März 1887.

Durch die verschlafenen Gassen . . .

Durch die verschlafenen Gassen
Wandle ich mit meinen Träumen
Mutterseelenallein —
Schreite vergessen, verlassen,
Mit süßseligem Säumen
Stumm in die Nacht hinein . . .

Von den Dächern rinnen
Perlende Mondlichttränen
In die Schatten der Nacht,
In der Brust mir tief innen
Ist ein flutendes Sehnen
Traumhaft leise erwacht.

Möchte Welten, versunken
Und im Nebel zerstoben,
Heben ans goldene Licht!
Möchte glückestrunken,
Sonenschleierumwoben,
Singen mein schönstes Gedicht!

Von den Lippen mir fluten
Sollten, um dich zu preisen,
Perlende Melodien . . .
Aus meiner Seele Gluten
Sollte in Zauberweisen
Ein Lenz d i r erblühn! . . .

Durch die verschlafenen Gassen
Wandle ich mit meinen Träumen
Mutterseelenallein —
Schreite vergessen, verlassen,
Mit beklommenem Säumen
Stumm in die Nacht hinein . . .

Der Salon für Literatur, Kunst und Gesellschaft. 1887.

An Carl Korn.

Widmungsgedicht zu den „Phrasen".

Bei den Schatten des Marktes saß ich zu Gast —
Da hat mich schwarze Schwermut erfaßt.

Ich prüfte die Schatten und fand sie leer —
Nach einem M e n s ch e n trug ich Begehr!

Ich traf auf d i ch! — Und im Wandel der Stunden
Haben wir u n s f ü r i m m e r gefunden.

Phrasen. 1887.



Lieder eines Sünders

„Selbst der Jugend Irrgänge leiten
Zu Höhen empor,
Wenn nur rastlos hinanzuschreiten
Der Wandrer nicht den Mut verlor.

Hermann Lingg.

„— — — — nur der Schmerz erzeugt
Die großen, die versöhnenden Gedanken . . .“

Dranmor.

„Was Tiefstes das Gemüt
Göttlich durchweht,
Versprüht,
Bis es zur Lippe geht.“

Wilhelm Arent.

(Johannes Bohne und Georg Blume
gewidmet.)



Meine lieben Freunde und Herzgenossen!

„Er sucht in Freundesherzen seine Wohnung
Beharrlich, trotz der Seltenheit des Fundes."
Dranmor.

Hier habt Ihr mein Buch! Euch gehöre es, weil es zugleich ein gutes und markiges, saftgeschwollenes Stück Eures intimsten Seelenlebens darstellt. Kann ich irgendeinen finden, der diesen harten Herzensfehden näher stünde als Ihr? Der dieser vieltönigen, im buntesten Melodienkranze vorgetragenen Beichte ein seelenvolleres Verständnis, eine feinere, durchgeistigtere Aufnahmefähigkeit entgegenbringen könnte als Ihr? Mit so vielen dieser Lieder und Gesänge ist die große Jugendfreundschaft, die uns ein heiteres und wohlwollendes Schicksal reizvoll und keimkräftig, bildend und blicköffnend, zusammen aufführen und ausbauen ließ, so eng, so untrennbar verwoben und verwachsen! Manche dieser Weisen kennt Ihr wohl auch schon, und Ihr habt in ihr Ausdruck und Wiedergabe gefunden von Seelenspannungen, die uns bis in das Allerheiligste unserer — wir haben es nachgerade erfahren! — andersgearteten Brust aufgewühlt und ergriffen hat-

ten! ... Vieles ist Euch noch neu — ich denke, Ihr werdet Euch auch mit ihm abfinden können, wenigstens bis an die Schwelle heran, die nun einmal auch die treuesten, rückhaltlosesten Herzgenossenschaften zu nur bedingten macht ... Wie viele der köstlichsten Erkenntnisse durften wir gemeinsam aus dem überreich sprudelnden Jugendborne unserer Freundschaft schöpfen! Wie oft haben wir dem Tiefsten und dem Höchsten, so es unter der Sonne und dem Monde und den Sternen gibt, nachgesonnen, mit beherztem Geistesfinger mutig nachgespürt! ... Und mancher Schacht erschloß sich uns, der von edelsten Erzen funkelte, und mancher Hinaufstieg zu freien Sonnengipfeln war uns vergönnt ... daheim, in engem Großstadtgehäuse, und draußen in weiteren Bergbezirken! ... Und Führer und Leitsterne erkoren wir uns, leuchtend und befruchtend, und Arm in Arm mit noch wenigen Herzkameraden durften wir oh! so reiche und ausgebreitete Stätten menschlichen Geisteswirkens nach kostbarem Gewinn durchforschen ...

Ja! Es war eine große und bedeutende Zeit — und die Schatten fliehen zurück und in heiterheller Abendbeleuchtung liegt das verlassene Land unserer Jugend da, meine Freunde, — in satten Farben und scharfen Konturen, das Land, das uns durch eine Ueberfülle streitender und ringender Kräfte zu Männern gereift — liegt es da vor dem halbvertränten Blick des heimwärtsschauenden Jünglingmannes ...

So mancher, der mit uns ein Stück gegangen und sich eine kleine oder größere Weile an demselben Gewebe gemüht, hat einen anderen Weg eingeschlagen — immer enger ward unser Kreis und auch wir — auch wir, meine Freunde, die wir dereinst so nahe beieinander saßen und — Ihr wißt es! — emsig und inbrünstig an dem Gespinst unseres Lebens, das uns schließlich heute noch so schnurrig dünkt wie damals, spannen — auch wir sind wohl ein Stück auseinandergerückt und ein jeder hat sich ein eigen Ziel erlesen ... Und doch — Ihr wißt es wie ich! — noch fluten die Ströme der Sympathie in satter Fülle herüber und hinüber — und ich glaube, wir haben eine Bürgschaft dafür, daß wir uns einander nie ganz verlieren werden . . . Wohl wandelte sich auch unser Freundschaftswissen zum Freundschaftsglauben mit den Tagen, die das Leben münzte und münzte und mit gleicher Kaltblütigkeit und gleicher Teilnahmlosigkeit hinwarf, sowohl dem freudigen wie dem bekümmerten Sinn — aber sagt: müßten wir mit dem Vergessen und Aufgeben unserer Freundschaft nicht auch zugleich die großen, fruchtbaren Lebensrechte verneinen, welche die Jugend in ihrem stolzen Drange und ihrem kraftstrotzenden Keimtrieb je und je besessen und in Ewigkeit besitzen wird? . . .

Nein! Nein! Sind wir auch noch so verschieden voneinander — und wir sind es! — wir haben doch an denselben Brüsten getrunken, unsere Augen haben sich an denselben Zieraten geweidet, unsere Her-

zen haben sich an denselben Labsalen erquickt und gestärkt, wir trugen gleiche Wunden und Geschwüre — ich denke, es wird einmal mehr sein als die bloße leidige „Gewohnheit“, das uns zusammenhält und weiterführt ...

Erlaubt mir, liebe Freunde, hier sogleich noch verschiedenes andere anzufügen, in der Andeutung wenigstens, das mit dem, was ich gerade Euch kurz und knapp sagen wollte, wenn auch nicht ganz direkt, so doch indirekt zusammenhängt.

Zunächst: Warum „Lieder eines Sünders“?

Diese Bezeichnung nimmt sich beinahe aus, als ob sie die Teilnahme eines stetig nach Pikanterien lüsternen Publikum herausfordern sollte ... Nichts liegt mir ferner als die Sucht, einen literarischen Skandal zu provozieren ... Man hat meinen „Brutalitäten“ dieselbe Absicht untergeschoben ... Soll ich das Frechheit oder Dummheit, polizeiwidrigen Blödsinn nennen? Man muß schlechterdings in dieser Welt der Gemeinheit, der allgemeinen Verlogenheit und Charakterverwahrlosung, des brennenden Kampfes ums Dasein, um den Vorrang — man muß da eben auf alles gefaßt sein ... Ich habe meine „Brutalitäten“, über die ich, beiläufig bemerkt, Gott sei Dank! gänzlich hinaus bin, deren Schwächen und Fehler ich vielleicht deutlicher als irgendein anderer einsehe und bedauere, und die ich beinahe lieber nicht geschrieben haben möchte — natürlich nur aus einem Gefühle heraus, das sich bei einem echten, aufrichtigen, redlich strebenden Künstler von

selbst versteht! — also dieses verkannte und gemißhandelte Büchlein, dessen Kraft und Gefühlsdrang ich aber nach wie vor aufrechterhalte, habe ich eben mit dem getadelten Titel gezeichnet, weil sein Inhalt wirklich grell und brutal ist ... Oder hätte ich etwa „Honigbonbons" oder „Sirupspillen" darauf schreiben sollen? ... Es hat manchmal wahrhaftig den Anschein, als ob man in unserem lieben engeren Germanien die derbe Wahrheit in die Düngergrube versenken müßte ... Ich bin nun einmal eine Natur, die auf das geharnischte Zusammenspiel der Kontraste hin gestimmt ist. In meinen Gedichten tritt dieser Zug oft genug deutlich zutage. Die Gegensätze der Zeit in ihrer ganzen tragischen Wucht und Fülle, in ihren herbsten Aeußerungsmitteln zu empfinden: dafür bin ich nun einmal besonders disponiert ... „Wer kann wider seine Natur?"

Doch zum Kapitel des Namens dieses Buches: Er drängte sich mir meiner Entwicklung, meinem ganzen Fühlen und Denken, Dichten und Trachten nach in Kunst und Leben geradezu auf! „Sünde" ... geistige Unfreiheit: ist's nicht eines? An eine Willensfreiheit glauben wir nicht ... Wir besitzen nur eine gewisse Wahl-Freiheit ... Allzusehr stehen wir im natürlichen Banne der Vergangenheit, unter dem Zwange der uns vererbten Eigenschaften — der Eindrücke und Einflüsse, in denen sich die einzelnen Stadien unserer Entwicklung darstellen ... Nach den Wünschen und Erkenntnissen der abstra-

hierenden Vernunft können wir uns so selten willenhaft entscheiden! ... Und darum kann „Freiheit“ nur bedeuten: innerhalb der gegebenen Grenzen das Notwendige erkennen! ... Auf das Sichselbstkennen kommt man immer wieder zurück. Jedes einzelne Gedicht aber, sofern es wahr, nicht gemacht ist, illustriert eine gewisse Art des geistigen Seins, erschließt mehr oder minder klar bestimmte individuelle Wesensmomente ... Durch alle Höhen und Tiefen, Verirrungen und Fährnisse, Errungenschaften und Niederlagen führt der Weg ... bis einer schließlich, wenn auch nur bedingt, den Charakter innerhalb seiner Menschlichkeit erkannt hat ... Und hier hebt das kleine Stück vergeistigter Freiheit an, das unser kärgliches, mühsam errungenes Besitzteil! ... Und wie wird heute eine junge, biegsame Menschenseele durch eine blöde, vernunftslose Erziehung, durch einen leidigen, auf ein Dressiermaß zugeschnittenen Schuldespotismus beleidigt, verrenkt und schimpfiert! Wie wird sie gleichsam vor sich selbst in eine Einöde, eine Wildnis gestoßen, aus der sie sich zumeist nur mit den allergrößten Mühen und Kämpfen zurückringen und in eine gesündere Sphäre zurückgewinnen kann! Wie die Verhältnisse liegen, sind am letzten Ende alle diese Konflikte nicht überflüssig, sobald man sie eben — überwunden hat. Sie härten und stählen und machen mannreif ... Aber ein Grauen packt einen manchmal, wenn man bedenkt: wie einfach und klar und leicht doch eigentlich alles sein könnte! ... Es ist schwer, bitter schwer

heutzutage ein wenig mehr zu sein, als ein bloßer „Figurant", wie Gervinus sagt — eben nur ein — Mensch ... Ein jeder ernstere Geist kann sich dank dieser verlotterten und verzerrten, halb mittelalterlich, halb modern kostümierten Anschauungen sein bißchen Menschentum nur va banque erkaufen.

Entweder — oder! ... Der mehr will als Gold und Brot, ist jeden Augenblick in Gefahr, in Abgründe zu stürzen ... Und doch hat ein jeder Recht — ein jeder auf dieses Mehrwollen ... „Glück" und „Zufriedenheit" in engem, herkömmlichem Sinne gibt es für uns nicht ... Die Erkenntnis der Werde-Faktoren stählt zwar, aber sie schmerzt auch — oh so sehr! ... Und wer wollte dafür bürgen, daß er sich nicht von neuem blenden — erniedrigen ließe? Nach Katastrophen, die man überdauert, erreicht man Höhepunkte, Sonnengipfel, Araratsspitzen ... Aber das Leben ist eine einzige Versuchung ... Und nur zu leicht wird man seiner Natur untreu. Goethe hatte die gewaltige Erneuerungszeit in Italien, wo er seine Wiedergeburt erlebte, hinter sich, als er seinen „Bürger-General" usw. schrieb — kleine, kleinliche Machwerke, die aus neuen Irrtümern, neuen Kümmernissen und Verkümmerungen hervorgegangen ... Und wenn einer das Ideal, „harmonisch" zu leben, begriffen und annähernd erreicht hat, so war es Goethe ... Aber Bruchstücke — nur Bruchstücke umsäumen unseren Lebenspfad ... Wem das Leben ein Mosaikbild zu-

sammenfügt, das notdürftig Sinn gibt, darf sich glücklich schätzen ... Also:

„Lieder eines Sünders" bedeuten Lieder eines Kämpfers, der sich nicht ganz von der grenzenlosen Gemeinheit des Lebens knechten lassen wollte ...

Ich hätte im Anschluß an diese Worte noch mancherlei zu sagen. Es wurmt mich noch so vieles — aber erlaßt mir das heute ... Die Herren Kritiker werden wieder einmal über mich herfallen — sie werden mich zu Tode schweigen oder zu Tode zupfen und rupfen. Das kann mir gleichgültig sein. Wer diesen Kampf um die innere Freiheit, von dem mein Buch Zeugnis ablegt, nicht an sich erfahren; wer nie von der Begeisterung für die höchsten menschlich-ethischen Ideale erfüllt gewesen, der wird in meinen Strophen nur Pathos, Klingklang, manierierte Gedankenbildnerei und ähnliches finden. Ich weiß im voraus, daß ich innerlich das, mit dem ich heute auf den Plan trete, bald überwunden haben werde. Ich hoffe es sogar. Aber ich halte es gerade für ein im besten Sinne des Wortes modernes Künstler-Charakteristikum: daß man voll Inbrunst und Hingebung versucht, die verschiedenen Stufen und Grade des Sichabfindens mit dem ungeheueren Wirrwarr der Zeit schöpferisch zum Ausdruck zu bringen, einseitig trotz aller Vielseitigkeit — vielseitig trotz aller Einseitigkeit ... Wohl wird die Natur mit ihren unermeßlichen Zauber- und

Trost- und Gesundungskräften je und je ein Motiv für den Poeten bleiben. Wohl wird ihn die Liebe immer begeistern — — aber auf uns alle, die wir früh auf den Markt geworfen sind, hat der Alltag mit seiner ganzen grausamen Kleinlichkeit abonniert — und ist es nicht gerade das Kleine und Kleinliche, das Gemeine, Gemeinsame und darum Alltägliche, das uns überkrustet, einschichtet, verdorren und verstummen läßt? ... Gewiß ist das ein dem Wesen der Dinge immanentes Moment — aber immanent ist uns auch die Sehnsucht nach der Freiheit — natürlich ist dem Menschen auch sein ideologischer Drang: es kommt nur auf die Intensität der Kräfte an, mit der er sich äußern darf ... Wer sich darum gegen mich wendet, spricht aus einer anderen Sphäre zu mir — aus einer Welt, welche nicht die meine ist — und ich habe immerhin das Recht, ihn ignorieren zu dürfen. Denn ich kann mir nicht denken, daß ein Mensch — ich spreche dieses Eigenlob, das darum nicht „stinkt", weil es in dieser Verbindung zugleich einen Vorwurf gegen mich enthält, scheulos aus — leidenschaftlicher mit dem Höchsten und Tiefsten gerungen hat denn ich ... Und damit Gott befohlen! Bei Philippi sehen wir uns wieder! ...

Inferno

Vanitas! Vanitatum Vanitas!

Im übrigen ist alles Dreck
Und hat wahrhaftig keinen Zweck!
Magst du das Höchste ahnend streifen:
Du kannst nicht deinen Schatten begreifen.

H. C.

Entmutigt sein, wenn alles hofft,
Wenn alles lebt, gebunden —
Ich kenne sie! Ich hab' sie oft
Gefühlt — die bittern Stunden . .

Hermann Lingg.

Trauer.

Meine Seele ist traurig ...
Warum bist du traurig, meine Seele?

Und sie spricht zu mir:
Vorüber ging ich mit dir
An rauschenden Wassern —

Und die rauschenden Wasser
Umsäumte die Siedlung
Tatfroher Menschen.

Mit der Sonne Emporglühn
Traten hinaus sie
Aus ihrer Hütten
Schmuckloser Enge —
Und tiefeinatmend
Des Morgens Säuselwind
Und des Tages Lichtstrahl
Mit freudvollem Blicke
Emsig begrüßend,
Gingen sie heiter
Und guter Dinge,
Ruhvoll und kraftreich,
An ihr hartes Schaffen,
Das Schweiß und Schwielen
Gebiert, jedoch auch
Helle Gedanken
Und die Frucht des Frohsinns,
Die unvergleichlich.

Und wiederum ging ich
Mit dir hinauf,
Sprach meine Seele,
Zu Bergesgipfeln.

Und ich ward so heiter
Da mich der Höh'nwind

Weidlich durchlüftet!
Wie dehnt' ich mich doch
Und reckte mich weit
Und sog den Atem
Schrankenloser
Unendlichkeit!

Und allen, die mir
Entgegentraten,
Lachte das Herz
Aus den hellen Augen,
Daß ich ihnen
Sehnsuchtsbeschwingt
Entgegenhüpfte ...

Und sie boten
Mir Gruß — und einer
Lud mich zu rasten —
Lud mich zu bleiben:
„Gelt! Es wär' schön doch,
Blieben wir immer
Und ewig zusammen!"

Aber wieder
Riß ich mich los
Und der Vergangenheit
Schmerzensreichem
Mühenschoß,
Der mich gewirket,
Gab ich mich wieder.

O h! U n e r b i t t l i c h
I n s e i n e r Z u k u n f t
I s t d a s G e w e s e n e!

Es fraß sich in mich
Und gebiert sich fort
Und haftet immer!

Nimmer! O nimmer
Lehrt mich des Fischers
Oder des Schiffers
Beengtes Trachten
Grenze und Maß —
Stürmisch Verachten,
Emsig Vergessen
Alles dessen,
Was ich im Grunde doch — nie besaß!

Nimmer! O nimmer
Lehrt der helläugige
Sohn mich der Berge
Frohe Gemeinschaft,
Einträchtige Spur
Mit der Natur ...

Den Würzhauch des Wassers
Und den stählenden
Atem des Bergwinds
Muß ich missen ...

Ich fühlte zu tief —
Und ich dachte zu viel —

Und all mein Wissen,
Mein himmeldurchstürmendes
Feuriges Fühlen,
Das nie sich genug,
Erfüllt den Fluch,
Den es umschoßt,
Und gibt mir zum Ende —
Zum letzten Ende
Als heiteren Trost
Doch nur ein — bitterhartes Sterbekissen.

U n d v o r h e r h a t e s
M e i n L e b e n v e r g i f t e t!

So sprach meine Seele.
Und sie trauerte weiter ...
Und nimmermehr forscht' ich:
Warum bist du so traurig, meine Seele?

Gold.

Meine bebenden Finger halten das blutrote Gold umspannt —
Es liegt wie brennende Schande in meiner eiskalten Hand —
Die gierigen Augen stürzen auf seinen grellgleißenden Glanz — —
Und an mir rast vorüber der Menschheit wahnsinniger Faschingstanz . . .

Es wölbt sich zur Riesenlawine vor meinem Seherblick,
Zur blind hinrollenden, tauben, dies erbärmlich winzige Stück —
Ich fühle Millionen Herzen zucken nach seinem Besitz —
Ich höre Millionen Lippen freveln in blödem Aberwitz . . .

Ich schaue Millionen Fäuste in lohendem Groll gereckt —
Nach goldnen Lawinenkrumen inbrünstig ausgestreckt —
Ich höre Millionen Flüche, dieweil nur Zundergestäub
Statt purpurner Pracht und Geschmeides sich klebt um den schlotternden Bettlerleib.

Zeiten um Zeiten fliegen, Jahrtausende mir vorbei —
Durch alle Zeiten dröhnt es, das gellende Jagdgeschrei . . .
Da droben auf ihrem Throne schlief wohl die Gottheit ein —
Bricht denn durch ihre Lider nicht der Scheiterhaufen Flammenschein?

Der Scheiterhaufen, darauf sie, die Menschheit, wahnsinnverkrampft,
Ihr bißchen Gottheit geopfert, dämonenüberstampft!

Ja! Ihren Namen nannte die Lippe je und je —
Und troff zugleich von Sehnsucht, nach einem —
Riesenportemonnaie.

Kommt über die unstete Menschheit denn nie die Erlösungsruh?
Rast in Aeonen sie weiter, immer und immerzu? —
Meine Finger klammern ums Gold sich, das zur Lawine schwoll —
Wach auf, du schlafender Himmel! Das Maß ist über- und übervoll!

Erdeinsamkeit.

Oh, wir sind einsam —
Grenzenlos einsam!

Brüder! Meine Brüder!
Habt ihr bedacht schon:
Wie einsam wir sind?

Wir rollen dahin
In engen Bezirken,
Und ob wir auch tasten —
Mit pochendem Geistesfinger tasten
An die Pforten des Alls:
Unserer Weltennachbarn
Kein einziger spürt uns ...

Sie kreisen und kreisen —
Und ob wir auch träumen,

Daß durch die Himmel
Ein einiges Ahnen
Geflügelt sich schwingt —
Auf Strahlenbrücken
Von Stern zu Stern
Bewußtsein trägt
Und brünstig wirbt,
Tiefen erwühlend,
Um der Botschaft Erhörung:

Brüder! O meine Brüder!
Es ist nur ein Traum,
Und keine der Leuchten,
Der Myriaden Leuchten,
Die unser Auge gebiert,
Erhört unserer Träume
Rauschenden Flügelschlag ...

Sie sind alle so blind ...
Sie sind alle so taub ...
Und der sie bewegt,
Der urgeborene Geist,
Gab ihnen das Leben, —
Doch Leben heißt Grenze ...

Aber der Tod ist der Meister,
Der da säet Staub und erntet Staub,
Und über uns alle,
Die menschengezeugt,
Hat sich der Zypresse Trauerlaub
Herabgebeugt! ...

Und wir trauern ...
Wir trauern.
Denn die Himmel sind leer,
Ob sie auch leuchten ...

Wir wollen uns lieben, meine Brüder,
Denn wir sind einsam ...

Wohl leuchten die Himmel,
Und ihr Leuchten berückt
Uns die Seele so ganz.

Und sie heben hinaus uns
Ueber irdische Kleinheit,
Den Engpaß des Lebens ...

Doch wir sind sterblich.
Drum wollen wir heimkehren, meine Brüder,
Und wollen uns lieben
Mit geläuterten Sinnen ...

Denn wir sind einsam ...

Nur ein Mensch.

Ich stand auf sturmbestrichnem, granitnem Bergeshaupt,
Umbrüllt vom Eisorkane, von stechendem Schnee umstaubt —
Tief unter mir, umschlungen vom Nebelgewande der Nacht,
Lag Wahn und Menschenschicksal, lag Elend und Kronenpracht ...

Lag all das wirre Suchen: die Pilgerfahrt zum
Licht —
Lag all das ewige Irren: ein wüstes Höllengedicht!
Lag gleißender Glanz und Entsagung — Gethsemane und Rom:
Dort wurmt sich ein armer Schwärmer — hier
schwillt der Lüste Strom!

Lag all die blöde Verblendung, die vor den Götzen
kniet —
Lag all die feige Knechtschaft, die sich im Staube
müht,
Faulende Früchte zu sammeln, lohender Brünste
voll —
Lag all die jähe Verzweiflung — der heilige Rächergroll! ...

Die Sklavenkette klirrte — ihr schneidender Ton
verklang;
Die Schellenkappe tönte — ihr lockend Geläut versank —
Von bleichen Märtyrerlippen verwehte der letzte
Schwur —
Im Schweigen der Bergeswüste verstummt die Kreatur ...

Die einst mit flammenden Schwertern über den Erdball gebraust,
Die Babel-Dome gefestet mit blut'ger Despotenfaust —

Die ihre Cäsarenspuren mit ehernem Meißel gehauen,
Hier an den Felsenbrüsten zerfällt das irdische Grauen,

Das sie heraufbeschworen im bangenden Menschenhirn —
Ihre Kronenzepter zersplittern an der steinernen Bergesstirn —
Und ihrer Allmacht Male zerbröckeln wie mürbe Spreu:
Das Schweigen der Felsenöde verschlingt den Siegerschrei ...

Im Schweigen der Bergeswüste verstummt die Kreatur —
Hier lebt und atmet nur eines: die unbefleckte Natur ...
Und mich durchdrang die Wollust, an dieser Felsenbrust
Mein Sünderhaupt zu zerschmettern — all meine Erdenlust —

All meine Erdenduldung, von dieser Größe zerdrückt —
All meine Gramverschuldung, wiedergeburtsbeglückt —
Wiedergeboren und enden: zum erstenmal ein Held!
Ausatmen in diese Wildnis meine kleine, dürftige Welt!

Da kroch es heran, das Entsetzen, belastete mich wie
Erz —
Und hämmern spürt' ich mein armes, todbangendes
Menschenherz:
Gemach kehrt' ich zu Tal mich, nach Menschenspur
hinab —
Bei Alltagsmühen zu suchen nach meinem Alltags-
grab.

Mitternachts-Vision.

Aus eines Weibes Armen komm' ich her ...
Noch brennt mein Blut von seinen wilden Küs-
sen,
Noch zuckt mein Leib — noch flammen meine
Pulse ...
Noch ist es mir, als läg' ich, hingerissen
Von seiner Schönheit, bebend ihm zu Füßen —
Als küßt' ich noch der Glieder weiße Rundung —
Als küßt' ich noch in wilder Brunst Gesundung!

Gesundung — ja! Vergessen traumverstrickt
Der steten Unrast, die sich festgekrallt
Um meine Seele ... die sich festgesogen
Und mich nicht läßt, ob ich mich auch empöre —
Ob ich mich der despotischen Gewalt
Mit allen Kräften krampfhaft wehre!

Aus eines Weibes Armen komm' ich her —
Und stürmischer als je wogt auf das Meer,

Das Nacht und Tag in meiner Seele flutet ...
Phantastisch türmen sich die Wellenmassen —
Und plötzlich reißt der Flor — einsam — verlassen
Fühl' ich auf einen Bergsitz mich enttragen.

Die Nebelgeister hör' ich um mich weben —
Hellt sich vor meinem Blick das Menschenleben!
Und wie die Seele zuckt und zittert, schlagen
Lohende Flammen auf — und überquollen
Von dieser Flammen dunkelblut'gem Lichte
Seh' ich die große Posse sich entrollen —
Schau' ich in einem alle Weltgeschichte!
Die Nebel flirren und die Flammen lecken —
Ich aber schaue sich durch Dunst und Glut
Ein übermenschlich Bildnis recken ...

Und Grausen schlägt mich! ... So zerfoltert sah —
So qualzerspalten nimmer noch des Heilands
Gesicht ich — wie er da auf Golgatha
Bluttriefend hängt ... Und doch: ein andrer ist's,
Der sich mit des Gigantenleibes Wucht
Ans Riesenkreuz drückt — nimmer jener blasse
Braunzarte Schwärmer mit den nächt'gen Augen ..

Ein andrer ist's! .. Barmherz'ger Gott! .. Und auch
Von mir trägt er in seinem Angesichte
Der Züge manchen — und von allen, die
Mein Auge sah bis heute — deren Antlitz
Mir die Erinnrung wieder aufwärts trägt ...

Hat noch die Kreatur nicht abgebüßt?...

— — — — — — — — — — — — — — — —

Unheimlich ist das Spiel — unheimlich — wüst —
Und jetzt noch grauenhafter — und mein Blick
Erstarrt — verglast —
Es rast
In meinem Hirn bei dieser Fratzenjagd —
Bei diesem Marionettenspiel der Ewigkeit ...

Wie die Gesichter durcheinandertaumeln!
Wie alle Alter durcheinanderwirbeln!
Wie Schönheit sich mit Häßlichkeit verknüpft —
Und wie die Keuschheit vor der Wollust Grinsen
Wie ein gescheuchtes Reh entschlüpft!

Wer hat den Höllenwirrwarr losgelassen?
Und welcher Dämon hurt hier mit dem Elend
Der Menschheit? Will der Schoß des Himmels sich
Für eine Flammenlohe nicht erschließen?
Die sich mit ihrer Arme roten Reifen
Um dieses Spukes Riesenglieder schlänge?

Will sich kein Sturm aufrecken,
Um dies gemarterte Geschlecht
Mit aller Wüsten Sandstaub zuzudecken —
Ihm Bußgesänge
Vom allerletzten Todversöhnen
Ins Ohr zu dröhnen?...

Welch namenloses Weh! Ja! J e d e r l e i d e t!
Und jeder muß sein Auge brechen lassen —
In Schmerzensschauern seinen Leib verrenken —
In Wahnsinnsfiebern seine Seele schinden ...
Und keiner — keiner darf
Es sich ergrübeln und erdenken:
Wer ihn auf diese fürchterliche Folter warf!

Und hängt die Kreatur auch nur Sekunden —
Nur irdische Sekunden an dem Holze:
Die Qualen leidet sie von Ewigkeiten —
Von Ewigkeiten! ...

Doch wer hat je
In seinem grenzenlosen Weh
Ach! dieses e i n e n Wortes Sinn gefunden?
— — — — — — — — — — — — — — —

Aus eines Weibes Armen kam ich her —
Triumphe feierte die Sünde ...
Nun weiß ich nicht, wo ich Erbarmen finde —
Es überwältigt mich der Schmerzen Meer ...

Im Vorüberfluge.

Mit metallhartem Rotgelb
Hat sich des Himmels
Westliche Wölbung beflammt.

Mein Auge starrt staunend
In die leuchtende Blende,
Die wachsend fortglüht,

Als sei nimmer ihr Ende
Die lichtlose Nacht ...

Da streift die brennende
Lichtwand ein Fittich —
Der nachtschwarze Fittich
Eines Dämmerungsvogels ...

Eine kleine Spanne —
Und die Weite verschlang ihn.

Also trägt auch der Mensch
Mit schwankem Fittich
Sein zwielichtbefangenes Sein
Vorüber an der stetig leuchtenden
Kristallwand der Ewigkeit ...

Er huscht dahin —
Ein Traum — ein Wahn —
Auf schmaler Bahn —
So bald — so bald
Raubt seiner Gestalt
Schattengefüge
Des Nichtseins
Farblose Wahrheitslüge.

Aber im Fluge —
Im Vorüberfluge —
Ahnt er das Rätsel
Der stetig und still,
In sattem Glanze
Fortdauernden Ewigkeit ...

Verlassen!

Im Morgengrauen schritt ich fort —
Nebel lag in den Gassen ...
In Qualen war mir das Herz verdorrt —
Die Lippe sprach kein Abschiedswort —
Sie stöhnte nur leise: Verlassen!

Verlassen! Kennst du das Marterwort?
Das frißt wie verruchte Schande!
In Qualen war mir das Herz verdorrt —
Im Morgengrauen ging ich fort —
Hinaus in die dämmernden Lande!

Entgegen dem jungen Maientag:
Das war ein seltsam Passen!
Mählich wurde die Welt nun wach —
Was war mir der prangende Frühlingstag —
Ich stöhnte nur leise: Verlassen! ...

Klage des Jünglings.

Wo seid ihr hingegangen,
Meine frommen, unschuldigen Kinderaugen?
Wo seid ihr hingegangen,
Die ihr in prangenden Reizen
Die Welt mir verkündigt
In meines Lebens erster Morgenfrühe?

Wo seid ihr hingegangen,
Die ihr zärtlich bestauntet

Jedwede Kreatur,
Flut und Kristall,
Und voll Inbrunst
Wunder um Wunder schautet?

Wo seid ihr hingegangen,
Meine frommen, unschuldigen Kinderaugen?
Sehet! Ich sehne mich euch nach,
Ein Jüngling, ein Mann,
Dem die Welt sich nun malt
In nackten, nüchternen Farben!

Sehet! Ich sehne mich euch nach,
Ich weine euch nach —
Dem keuschen Blick
Meiner ersten Jugend —
Als zum ersten Male
Ich um mich blickte
Und der Bilder Fülle
Mich trunken machte —
Unsägliche Sehnsucht
In mir weckte —
Doch stilles Genügen
Zugleich mich besaß!

Sehet! Ich sehne mich euch nach,
Verlorene Augen der Unschuld,
Nun ich ein anderer ward
Und anders die Welt
Sich mir verkündigt.

Es fiel
In der hingleitenden Zeiten Spiel
Binde und Hülle —
Und über mich strömte sich aus
Die Fülle
Der Wirklichkeiten, der märchenlosen —
Es verdorrten
Meiner frommen Neugier —
Meiner keuschen Sehnsucht
Köstliche Jugendrosen!

Satt bin ich —
Und mein ungewirktes Auge
Träufelt in die zusammenschauernde Seele
Nur Tropfen des Ekels . . .
Weltgierig ward ich
Und allgierig
Und unersättlich —
Und spät und frühe
Durchtaumelte diese Brust
Unheimlicher Sehnsuchtsflammen
Schlangengezüngel.

Nimmer mir tat ich genug —
Und auf mir lastete
Segen zugleich und härtester Fluch . . .

Und ich wuchs und ich lebte,
Bis in der zweiten
Oder der dritten Morgenfrühe meines Lebens

Ich alt schon ward
Und müde schon vor der Zeit ...

Von mir hinweggegangen
Sind Drang und Sehnsucht
Und die Wollust des Wanderns
Und des schneidenden Wehs
Unergründlichkeit!

Nicht wunschlos ward ich
Und nicht hoffnungslos!

Doch alles, was ich begehre —
Doch alles, was ich erhoffe,
Ist so geringe,
So hohläugig, entmarkt —
Ueberschattet von den müden Brauen
Heimlich zehrender Melancholie ...

Wo seid ihr hingegangen,
Meine frommen, unschuldigen Kinderaugen?

Oh! wäret ihr bei mir geblieben!
Stark und trotzig
Wie vorzeiten
Wäre mein Lieben —
Und mein Hassen
Loderte auf in jähen Feuern!
Nun, da ihr mich verlassen,
Durchschreite ich welk und bekümmert
Meines wachsenden Lebens
Schmale, reizlose Dämmerungsgassen ...

Es trauert entvölkert
Meiner Leidenschaften Serail —
Und ich ließ meiner ringenden Kraftgefühle
Felsengebirge,
Das in gigantischen Gegensätzen
Sich enthüllte,
Und sich erfüllte,
Zu gewaltigen Werdeschätzen!

Wo seid ihr hingegangen,
Meine frommen, unschuldigen Kinderaugen?

Sehet! Ich sehne mich euch nach,
Schürend
In toten, veraschten Kohlen —
Suchend und wie im Halbtraum spürend
Nach ein paar letzten mageren
Zukunftssymbolen!

Schwarze Blätter.

I.

Sind mir die Schwingen denn gebrochen?
Ist mir die alte Kraft verraucht,
Daß ich nicht mehr des Herzens unstet Pochen,
Und was aus seinen dunklen Tiefen taucht
In buntem, vielgestalt'gem Reigen,
Bemeistern kann? Schloß schon das Schweigen
Die Dichterlippe — jenes große Schweigen,

Das Ekel, Ueberdruß, Melancholie
Und Lebensunrast großsäugt in der Brust?
Versprühte mir schon alle Jugendlust?
Verlor ihr Diadem die Poesie?
Sind meine Wurzeln welk? Mein Stamm verdorrt?
Mein Laub von tauber Asche überstaubt?
Ich treibe fort und fort
In einem uferlosen Ozean,
Gebeugt das Haupt,
Das Auge stier und brennend, tränenlos ...
Jedwedes Menschenlos
Dünkt mich nur ein Gewirr von Trug und Wahn,
Drin Afterweisheit, blöder Aberwitz
Gehalt und Sinn und tiefre Ordnung finden ...
Und zuckt einmal in diese zähe Nacht
Blutrot ein Blitz
Aus einer höhern Zone:
Dann schau ich Frevel nur und Sünden
Und Schmach und Ohnmacht allerwärts ...
Und dem zertretnen Schmerzenssohne
Entschlägt sich seines letzten Hoffnungsschimmers
Das zerborstne Herz ...

Was mich bewegt
In meiner Jugend großen Schwärmertagen:
Ich muß ihm tränenlos entsagen ...

Das U r w o r t , das allein Erlösung beut,
Und das gewaltiger denn Raum und Zeit,
Drin alles Sein sich hell und klar begreift:

Es wird doch ewig ungefunden bleiben!
Wir sind bestimmt, ziellos dahinzutreiben,
Und unser Schicksal will's, daß aller Blütenträume
Auch nicht ein einz'ger — nicht ein einz'ger reift!

II.

Aus des Lebens lebendigstem Wellenschlag
Bin ich zu dir, o Mutter Nacht, geflüchtet!
Nimm mich an deine Brust! Es floh der goldne Tag —
Ich hab' auf den Tag verzichtet!

Aus des Lebens blutleerem Schattenspiel
Bin ich zu dir, o Todesnacht, geflüchtet!
Was ich erhofft: in dürren, tauben Staub zerfiel —
Ich hab' auf den Staub verzichtet!

III.

So stürze, Moloch der Vernichtung,
In meine Brust und morde sie,
Die stolze Flamme meiner Dichtung,
Die Leuchte meiner Poesie!

So wirf mit deiner Keule nieder
Den Bau, den ich so hoch erricht't!
Ersticke die Empörungslieder!
Zertritt mein wildes Sturmgedicht!

Nur zu! Zerfetz mit deinen Krallen
Das Dokument des freien Geists!
Ich bin nun einmal dir verfallen!
Zermalmungsmächte, nun zerreißt's!

IV.

Im Sklavendienst der Lüge
Hab' ich den Tag verbracht . . .
Nun hat den Gnadenschleier leis
Herabgesenkt die Nacht.
Es schweigt verträumt die Runde,
Nur raunend der Nachtwind rauscht —
Ich aber mit brennendem Munde
Habe Stunde um Stunde
Mit Geistern aus nächt'gem Grunde
Wilde Zwiesprach getauscht!

Hei! Wie er mich umflattert,
Der Geister toller Schwarm!
Wie er mich preßt mit trunkner Lust
In seinen Riesenarm!
Wie Frage er auf Frage
In meine Seele schreit!
Und ob ich bang verzage,
Die Brust mir blutig schlage
Und bete, daß es tage:
Wie ist der Tag so weit!

V.

Oh! Welche namenlose Müdigkeit
Hat sich in meiner Seele festgenistet!
Stumpf jeder Lust, stumpf jedem Leid,
Gibt's n i c h t s, wonach mich noch gelüstet . . .

Gibt's n i c h t s — n i c h t s — n i c h t s ! . . . Das
Wort, wie klingt's so hohl!
Doch wie bedeutsam spiegelt's a l l e s wieder:
Des Lebens Inhalt, Mittelpunkt, Symbol —
Sein ganzes aberwitz'ges Auf und Nieder . . .

VI.

Es spiegelt sich das Abendrot
Goldgelben in den Regenpfützen . . .
Und schmiegt sich an die Scheiben dicht,
Daß sie wie rote Feuer blitzen . . .

Geregnet hat's den ganzen Tag,
Nun hellt sich's noch, bevor es nachtet . . .
— — — — — — — — —
Hast du dein ganzes Leben lang
Das Leben bodenlos verachtet:

Zur Stunde, wenn's zum Sterben geht,
Wird sich die Nacht noch einmal — klären,
Und wert, daß du sie krampfhaft hältst,
Wirst du sie finden, die — C h i m ä r e n !

VII.

Des Lebens buntes Formenspiel
Hat alle Farbe eingebüßt ...
Es flüchtigt sich wie Schatten hin,
Draus schwarze Schwermut zu mir fließt ...

Die schwarze Schwermut hat sich eng
Um meine Seele festgekrallt —
Sie wuchtet sich um mein Gelenk
Und macht mich müde, welk und alt.

VIII.

Es hat um mich die Einsamkeit
Gebreitet ihrer Schatten Fülle ...
Und doppelt fühlbar wird mein Leid
Inmitten dieser tiefen Stille ...

Von Welt und Menschen abgetrennt,
Spür' ich, wie sich mein Schmerz verdichtet —
Sich schließt zu e i n e m Element,
In dem sich a l l e s siebt und sichtet.

Und um mich schürzt sich's wie ein Netz
Und engt sich immer mehr zusammen:
D a s i s t d e r E i n s a m k e i t G e s e t z ...
U n d m i c h e r s t i c k e n i h r e F l a m m e n ...

IX.

In der Entsagung stumpfes Brüten
Hab' ich die Seele eingewiegt —
Verdorrt sind meiner Sehnsucht Blüten,
Und meiner Kraft Quell ist versiegt ...

Falb und gestaltlos wie der Heide
Verdämmerte Monotonie
Liegt mir mein Leben! Und ich scheide,
Als hätt' ich's nie gekostet — nie!

Als hätt' ich nie an seinen Feuern
Gesessen und gesogen Glut;
Als hätt' mit seinen Ungeheuern
Gerungen nie mein Heldenmut!

Als hätt' ich nie auf seinen Höhen
Gestanden: Blick und Seele weit!
Als hätt' ich nie in seinen Tälern
Erfahren, wie das Elend schreit!

Mein Herz ist still — mein Auge trocken —
Nicht mehr bewegt mich Menschenbrauch —
Wie Summen fernverträumter Glocken
Spür' ich des e w ' g e n H e r b s t e s Hauch.

X.

Nach goldumsäumten Tagen —
Nach Stunden wonnereich:
Dies trauernde Entsagen,

Dies bangende Verzagen
So alltagswelk und bleich?

Fahrt wohl, ihr Weggesellen —
Stunden Himmelgeläuts!
Versiegt sind nun die Quellen —
Es klappern die Narrenschellen —
Denn ich — ich kroch zu Kreuz!

XI.

Oh! Daß mir doch ein Etwas — Schicksal — Gott —
Nennt, wie Ihr's wollt! — die Kraft, die riesengroße,
Weltbändigende, gäbe, daß ich alles,
Was sich entringt in Farben und Gestalten
Dem ewig unerschöpften Schoße,
Erfassen und behalten könnte!
Daß mir ergreifbar immer bliebe
Der herbe Widerstreit der Elemente
Das große Schicksalsspiel von Haß und Liebe!

In eins — in eins möcht' alles ich verballen —
In eins — in eins möcht' alles ich verkitten —
Und was ich je voll Götterlust durchfühlt —
Was mich durchwühlt —
Mit rohen Schmerzensfäusten mich erstritten:
In einem Tönen sollt' es widerhallen,
Und, Meister dieser Melodienfülle,

Fänd' in der Brandung Sturm und Dröhnen
Ich dennoch tiefste Herzensstille
Und ein entsühnendes Versöhnen!

So aber halt' ich stets nur, was getrennt —
Und ob die Sehnsucht mir die Brust zerbrennt:
Auf irrer Spur
Läßt mich die Stunde nur
Am *Einzelnen* verbluten,
Und fruchtlos send' ich meine Speere aus ....

Ein neues Stürmen und ein neu Ermüden —
Ein neues Trotzen — und doch kein Erklimmen —
Umsonst verrollen meiner Seele Feuerfluten,
Und ihre Leuchten sind im Niederglimmen ...
Ja! Fruchtlos send' ich meine Speere aus — —
Oh! fänd' ich endlich — endlich mich nach Haus!

Denn unbezähmbar in des Zwiestreits Fülle
Wird mir der Drang zur Stille ...

Im *Tal* der Weg, wo Bild zu Bild sich reiht,
Wo eins das andere verdrängt, enterbt,
Wo jedes sich mit eignem Reize färbt,
Und keins sich rundet zur Gemeinsamkeit —
Wird mir trotz meinem jungen Jahr zu weit ...

Der *Einheit* Größe, die den *Gipfel* krönt,
Ließ mich das Schicksal nicht ersteigen — —
Nun denn! So scheid' ich unversöhnt —

Und eine andre, große Harmonie
Gibt mir das letzte, weltzeitlose
Schweigen . .

XII.

Liebeserklärung.

So hast du denn auch mich bezwungen,
Die ich verachtet grenzenlos!
Zu deinem Liebsten mich gedungen —
Gezerrt zu deinem feilen Schoß!
In deinen Armen lieg' ich stündlich,
Und deine Mätzchen lehrst du mich —
Frau Lüge! Wir betreiben's gründlich — —
Und ich — o Scheusal! — liebe dich!

XIII.

Ich weiß — ich weiß: Nur wie ein Meteor,
Der flammend kam, jach sich in Nacht verlor,
Werd' ich durch unsre Dichtung streifen!
Die Laute rauscht. Es jauchzt wie Sturmgesang, —
Wie Südwind kost — es gellt wie Trommelklang
Mein Lied und wird in alle Herzen greifen . . .

Dann bebt's jäh aus in schriller Dissonanz . . .
Die Blüten sind verdorrt, versprüht der Glanz —
Es streicht der Abendwind durch die Zypressen . . .
Nur wen'ge weinen . . . Sie verstummen bald.
Was ich geträumt: sie geben ihm Gestalt —
Ich aber werde bald vergessen . . .

Im Strudel

Ich wußte nicht ein, ich wußte nicht aus —
Da ging ich verzweiflungszermalmt nach Haus . . .
Ich wußte nicht aus, ich wußte nicht ein —
Da ließ ich die Sünde — Sünde sein.

E la Mania di cercar perle al lezzo.

Emilio Praga.

Das war ein luſt'ges Feiern.

Das war ein luſt'ges Feiern —
Ein Schwärmen bei Nacht und bei Tag!
Nun liegt's auf mir ſo felſenhart —
Jach ſind mir Freud und Luſt erſtarrt:
Nun liegt's auf mir ſo bleiern
Nach all dem luſt'gen Feiern —
Dem Schwärmen bei Nacht und bei Tag! . . .

Das war ein tolles Zechen —
Wir wurden's ſchier nicht ſatt! . . .

Jach starb mir da der blüh'nde Scherz —
Nun liegt's auf mir wie schweres Erz:
Als wollte das Hirn mir zerbrechen
Nach all dem lust'gen Zechen —
Dem Schwärmen bei Nacht und bei Tag! ...

Das war ein keck Erfassen
Des Lebens in jauchzender Lust! ...
Nun liegt's mir vor Augen so tot und so fahl —
Nun liegt mir die Welt so namenlos schal: —
Als sollte ich sie nun h a s s e n:
So ward mir nach all dem Erfassen
Des Lebens in jauchzender Lust! . . .

Heimkehr.

Du warst so brav, da ich dich einst verlassen, —
Da ich die Heimat mied.
Heut kehr' ich heim ... Der Sturm durchgellt die
Gassen,
Jauchzt sein Rebellenlied ...

Doch durch das Windgeheul dröhnt mir entgegen
Ein rüdes Zechgebrüll ...
Ich geh' ihm nach auf den verschneiten Wegen
Und lausche still ...

Da plötzlich stößt sich siedendheiß zum Herzen
Mein stürmisch Blut ...
Ich sehe dich ... im Blutlicht flackernder Kerzen
Inmitten Bubenbrut ...

Maria, du? ... Zurück nun, Heimatskehrer!
Was zögerst du?
Die Welt, die weite Welt ist nirgends leerer —
Schreit' zu — schreit' zu! ...

Einem Kinde der Sünde.

Ob's deine Augen auch verneinen
Mit ihrem hellen, klaren Licht;
Ob auch auf deinem zarten, feinen,
Madonnenschönen Angesicht
Es liegt, als wäre deine Seele
Ein seltner Kelch, der niemals trog,
Drin Keuschheit sich und Kraft vermähle:
Ein Kind der Sünde bist du doch! ...

Ob deine Augen drohend blitzen —
Ob du auch zitternd, zornbewehrt,
Dich vor dem Frechen suchst zu schützen,
Den deiner Schönheit Reiz betört, —
Der deines Nackens holde Fülle
Umspannen will mit engem Joch —
Ein Bild der lieblichsten Idylle! —
Ein Kind der Sünde bist du doch! ...

Ob du auch sittsam deine frommen
Blauaugen niederschlägst, wenn jach,
Wie's just passiert, ein Wort gekommen —
Ein Wort von bravem, derbem Schlag —
Es fährt heraus — die andern kichern:

„Ein Witz, der nicht zum feinsten roch!"
Ob du auch kalt sie's läßt versichern —
Ein Kind der Sünde bist du doch! ...

Denn ich, Madonna, muß es wissen —
Du hast es selbst mir ungesäumt
Gebeichtet, da auf weichen Kissen
Ich manche Nacht bei dir verträumt ...
Dein schöner Leib ist so gesellig
Und Kosen dünkt ihn wunderfein —
Drum bist du heimlich gern gefällig:
Du sollst ein „Kind der Sünde" sein? ..

Das verlorene Paradies.

Es hat die Dirne mich geküßt:
Da ward ich von süßem Taumel trunken, —
Und als ob es Frau Venus selber wär',
Bin ich ihr an die wildwogenden Brüste gesunken ..

Es hat die Dirne mich geküßt, —
Ihre reifroten Lippen auf den meinen erblühten —
Da vergaß ich die harte Not und den Tod
Und meiner Mutter liebfrommes Behüten ...

Es hat die Dirne mich geküßt —
Da war's mir, als quöllen Flammenbäche
Wie der Hölle Sengstrom durch meinen Leib, —
Als ob bacchantische Brunst mir den Schädel zer-
breche! ...

Es hat die Dirne mich geküßt —
Schluchzend lag ich vor ihr im Staube —
Da war's mir, als stürbe der Gott in mir,
Als stürb' an sündloser Lieb' mir der Glaube . . .

Es hat die Dirne mich geküßt —
Da wußt' ich, daß ich die Seele verloren —
Da wußt' ich, daß ich dem Schächer gleich
Meine Seele der Hölle zugeschworen! . . .

Es hat die Dirne mich geküßt —
Wohl trink' ich in ihren Armen Wonne — —
In meinem Herzen aber ist Finsternis,
Und verdorrt ist mir des Glückes Bronne! . . .

Verdorrt ist mir der lebendige Mut,
Für meine Brüder die Gasse zu bahnen, —
Zerbrochen hab' ich die blitzende Wehr,
Zerbrochen die wurfzerfetzten Fahnen . . .

Seitdem die Dirne mich geküßt,
Kann ich nur ihr gehören zu eigen . . .
In Brünsten umklammre ich den weißen Leib
Und küsse sie — und der Rest ist Schweigen . . .

Gericht der Nacht.

(Olga.)

Es flog der Staub, und die Enge zwang —
Und alles so grau, verschwommen und kalt! —
Du sprachest: Wo blieb dein stolzer Drang —

Deiner Seele glühender Ueberschwang —
Deiner Liebe todtrotzige Flammengewalt?

Und ich hieß dich gehen! — Die Enge zwang —
Und des Tages bleiches Larvenspiel ...
Ich war so müde ... der Vorhang fiel —
Und mich umdünstete Fäulnisgestank ...

Und ich hieß dich gehen! — Und nun kam die Nacht.
Weit wichen die Schranken — die Einsamkeit
Gebar mir ein großes, stolzstilles Leid,
Das trug triumphierender Freiheit Fracht! ...

Du gingst! Was bist du nicht bei mir geblieben?
Kanntest du nicht mein grenzenlos Lieben?

Zu Tag fliegt der Staub — nur die Enge zwingt,
Bis sie den Trotzigsten zerrieben —
Du gingst! Was bist du nicht bei mir geblieben?
Kanntest du nicht mein grenzenlos Lieben?
Das wandelte sich in der Einsamkeit
Zu heißem, brünstig mahnendem Leid,
Das flehend vor dir niedersinkt!

Du gingst! Was bist du nicht bei mir geblieben?
Kanntest du nicht mein grenzenlos Lieben?

Das brandet zur Nacht, da die Engnis zerbrach!
Es hieß dich gehen der staubgraue Tag
Und die blöde Sprache des Lichts!

Ich liege schlaflos. Und es ergreift mich tief,
Daß meiner Liebe Gewalt dich nicht heimwärts rief —
Meine Sehnsucht, die nimmer zu zügeln!

Da! Rauscht's nicht durch die Schatten der Nacht
Von leise schlagenden Flügeln?
Ich wähne: es ringen die Boten sich los
Aus der Finsternis schlündigem Kraterschoß,
Mir tagestraurigem Helden
Das Urteil zu vermelden —
Die Boten des stummen Gerichts!

Ich liege schlaflos. Es richtet die Nacht.
Nein! Kein Erbarmen!
Und mir ist's: durch alle Himmel tönt —
Durch alle Sphären schreit und dröhnt
Dem im Staube gefallenen Armen
Das große, verzehrende,
Seelenzerstörende,
Das große, befreiende,
Seelenerneuende,
Gewaltige Reuekarmen!

— — — — — — — — — — — — —

Oh! Warum bist du nicht bei mir geblieben?
Kanntest du nicht mein grenzenlos Lieben?

Ihr Flammen verglühet —
Ihr Rosen verblühet —
Die Finsternis brütet — —
Ich liege schlaflos und weine still,

Daß mir durch die nächtigen Lande
Im Nebelgewande,
Im wallenden, weißen,
Die ich gehen geheißen,
Weiter .. und .. weiter .. entwandern .. will ...

Was frag' ich nach Zeit und Stunde.

Was frag' ich nach Zeit und Stunde,
Wenn an deiner Brust ich lieg' —
Wenn ich küsse von deinem Munde
Der Liebe süßseligen Sieg!
Wenn ich küsse die weißen Brüste,
Den knospenden, schwellenden Leib —
Was frag' ich nach Zeit und Stunde,
Bei solch holdem Zeitvertreib! ...

Was frag' ich nach Zeit und Stunde,
Rast' ich auf Linnen, schneeweiß,
Bei dir und trink' dir vom Munde
Der Liebe süßseligen Preis!
Da füllt mich ein großes Genügen,
Mein wildes Begehren versinkt ...
Was frag' ich nach Zeit und Stunde,
Wenn die Welt wie verschollen mich dünkt! ...

Verkauft.

Nicht war mir zu Willen
Deine lebendige Seele!
Und nicht umtönte mich

Ihrer tiefsinnigen Sprache
Ergreifender Urlaut ...

Doch deinen Leib — doch deinen Leib
Hab' ich besessen
Und deine Glieder
Kühnlich betastet —
Und meine Hand —
Meine heiße irrende Hand —
Fand Huld und Heimat
Im Tal deiner Brüste ...

Und dein Leben spürt' ich —
Dein lebendiges Leben! ...
Den Rhythmus des Blutes —
Von den Lippen dir sog ich
Die Frucht seines Kreisens ...
Und das Leben umfing ich —
Das lebendige Leben ...

Aber deine Seele war stumm,
Und wortlos dein Auge,
Als ahnten sie kaum
Der Wonneschmerzen
Verschleierten Tiefgang —
Die Schmerzenswonnen,
Die sich gebären,
Flackernde Flammen,
Gibt sich dem Menschen
Der göttliche Mensch
Im Namen des Geistes,

Der das Ewige fügt
Zum Gebilde der Stunde —
All-einig Bewußtsein
Zeugt und entfaltet,
Ein pfadkundiger Tröster! ...

Aber deine Seele war stumm,
Als deckte sie Schlummer —
Als träumte entrückt sie
Zu anderen Sphären,
Die Nahsein den Göttern
Heiter gewähren ...

Mich aber verwarf sie
Und meiner Seele
Brünstiges Rufen ...

Da quoll es empor —
Und meine Sehnsucht,
Die dich nicht beseelt,
Wandelte trotzig
Zu irdischer Lust sich
Nach jener Sünde, —
Die wurzelnd im Staube
Vom Staube sich sättigt ...

Und mich zerfraß
Die Flamme der Wollust —
Und wühlte sich ein
Und füllte mich ganz
Und mordete meuchlings
All meine Gottheit! ...

Und ich betastete dich —
In deine Glieder verkrampft —
Als sei ich von Sinnen —
Als hätte ich niemals
Meiner Seele Freiheit
Auch nur geahnt —
Als hätt' ich mich niemals
Voll feuriger Kraft
Zu den Göttern entrafft!

Durch mein Hirn
Schossen die Ströme
Brennender Wollust —
Und es versenkte
Der verruchte Drang mich,
Dich zu zermalmen
Unter den Strudeln
Meiner entarteten Lust!

Aber da lagst du —
Bleich, wie ohne Seele,
Wie ohne tiefstes
Lebensbedürfnis ...
Und jeder Zug
In deinem blöden,
Verstumpften Antlitz
Stieß sich mir ins Hirn
Und redete deutlich:
Daß ich dich nur g e k a u f t ...

Weib! Da kam es über mich —
Da kroch es heran —

Es lastete sich auf mich
Und ich wähnte —
Ich wähnte, es wiche —
Es wiche jählings
Unter meinen zuckenden Fingern
Dein warmfeuchtes Leben ...
Und Grausen schlug mich ...

Und mich zerschnitt
Der eiskalte Anhauch,
Der aus den Poren
Deines Leibes emporquoll,
Sich um mich gürtete
Mit Klammern der Angst ...

Und ich warf dich von mir ...

Mein Auge aber —
Mein hellsichtiges Auge,
Schaute Bilder und Zeichen
Und durchdrang
Die Herzen der Menschen ...

Und ich sah
Tausendmal, tausendmal! —
Immer wieder
Das letzte eine:
In jede Seele
Mit Blutschrift gebrannt:
V e r k a u f t!

Ueber die weiten Märkte des Lebens
Rollt unaufhaltsam,
Nächte und Tage,
Ohne Labung und tröstende Sonne
Die Sklavenkolonne
Der verkauften Kreaturen, —
Zu Schächern und Huren
Niedergezwungen
Von den Fäusten der Not, —
Zum alltagsüberstaubten,
Hoffnungsberaubten
Listkampf ums Brot ...

Und ich sah zu dir nieder, Weib,
Und du sahest zu mir empor, — Weib —
Und wie Verwunderung, —
Wie eine Frage
Las ich in deinen toten Augen ...

Tröste dich, Weib!
Du seelenloses!
Ich habe noch eine Seele,
Die einmal, einmal —
Mit dem Kanaan-Wasser
Der Freiheit getauft!
Leider! — oh leider
Ist sie zu drei Viertel
Auch schon glücklich — verkauft!

Herbst.

Der frischgedüngte Acker stinkt herüber;
Braunrotes Land nickt über die Stackete,
Die letzten Astern kümmern auf dem Beete —
Und täglich wird der Himmel trüb und trüber.

Aus der Spelunke jagte mich das Fieber
Und warf auf meine Backen grelle Röte.
— — — — — — — — —
Wie sie heut wieder brünstig küßte, flehte:
Ich möchte wiederkommen! Viel, viel lieber

Sei ihr die Nacht! ... Denn, wär' der Tag zu
Rüste,
Dann sprängen heißer all die süßen Lüste
Und süßer sei das Indenarmenliegen! ...
— — — — — — — — —

Der frischgedüngte Acker stinkt empörend, —
Doch ist sein Stunk nicht grade unbelehrend:
Nur wer das Leben überstinkt, wird
siegen!

Sonnenaufgang.

Heim komm' ich taumelnd vom Geschwelg' —
Es ist ums Morgendämmern —
Bei des Weines blutrot blitzendem Kelch
Hab' ich geschlemmt mit Schlemmern ...

Hab' ich geschlemmt die lange Nacht,
Bis der Tag verträumt hob die Lider, —
Bis das Frührot purpurne Garben warf
Auf der Erde steinerne Glieder . . .

Mein Haupt ist wüst — meine Stirne brennt —
Da pocht's an das Tor meiner Seele:
Ein Fuder Dreck! Ich mache auf . . .
Nun Schätzchen? . . . „Ich heiße Adele . . ."

Du wohnst? . . . Da trifft mein verwachtes Gesicht
Der Morgensonne Erblitzen —
Und meine Seele fliegt ihr zu
Aus irdischen Sündenpfützen . . .

Liebe und Staubverwandtes

Marie Louise.

Ein Strahl der Dichtersonne fiel auf sie —
Ob er ihr auch „Unsterblichkeit" verlieh?
Doch leider waren Immortellen immer
Mir ganz verhaßte Frauenzimmer . . .
So wird sie sich zufrieden geben müssen
Mit dieser Welt von blassen Schattenrissen . .

Wenn du mich liebtest —
Nein! Ich verdiente es nicht!

Denn siehe, du Weib,
Das ich liebe mit dem Flammensturm meiner Jugend,
In dem allein
Seit Stunden und Tagen,
In Tagen und bang durchwachten Nächten
Meine Seele lebt, meine Seele atmet —
Denn siehe, du Weib:
Nicht sündlosen Herzens

Kam ich zu dir —
Nicht keuschen Herzens
Hab' ich gepocht
An die Pforte deiner lichthellen Seele —
Siehe! Meine Augen —
Sie brannten so oft schon
In die Dämmertiefen —
In die berückenden Hetärenaugen
Eines anderen Weibes hinab . .
Und meine Lippen
Haben so oft sich verloren
Auf die rotüppigen Lippen
Eines anderen Weibes . . .
Und eines anderen Weibes
Nacken und Hüfte
Haben meine Arme umklammert
So oft schon — so oft
In brünstiger Glut . . .

Und sündige Gedanken
Haben gehaust
Und haben verpestet
Meiner Jünglingsseele
Demantene Reinheit . .

Und mit den Anderen
Bin ich gegangen,
Die da nachschleichen
In schwülen, berauschenden Mitternächten
Der Sünde, — der Sünde, die schamlos
Entblößt und verschachert

Reize um Reize! . . .
Und mit den Anderen hab' ich gelogen
Und habe geleugnet
Frech und schamlos,
Wie die Dirne der Gasse,
Daß noch atme
Eine unangetastete
Frauenseele! . . .

Weib! Wenn du mich liebtest —
Nein! Ich verdiente es nicht! . . .

Und nun kam ich zu d i r —
Und nun fand ich d i ch ! . . .

Und du bist bei mir,
Wo ich auch bin —
Und du gehst mit mir,
Wohin ich auch gehe —
Nur d u — nur d u! . . .

All meine Gedanken,
All mein Sehnen und Suchen:
Bei dir findet's Heimat,
Bei dir schlägt es Wurzel,
Und um dich kreist es
Mit lautaufrauschendem Flügelschlage,
Du mein Ein und mein Alles,
Du Quell meines Lebens,
Daraus mir entgegen
Springen die Ströme
Der Seelenverjüngung . . .

Denn ja! bei dir,
Da fühl' ich mich gut,
Da fühl' ich mich rein! ...

Wenn eng angeschmiegt
Du neben mir schreitest,
Und ich deines hastigen Atems
Lebenshauch spüre,
Und deiner Augen zartes Goldbraun
Verheißungsvoll mir entgegenblitzt,
Und ich mich verloren
Und nur d i c h — nur d i c h fühle:
Dann ist's mir, als risse,
Als klaffte auseinander
Jäh und blendend
Der Vorhang,
Der mir verschleiert des Lebens T i e f e n
Immer noch bis heute
Und des Lebens W e r t
Und sein w a h r e s W e s e n. —

Und eine neue
Berückende Wunderwelt
Hebt sich empor
Und durchschauert mein Herz
Mit seligen Träumen,
Mit heiligem Ahnen! ...

Weib! Wenn du mich liebtest —
Nein! Ich verdiene es n i c h t! ...

Und doch will ich um dich werben —
Und m u ß um dich werben,
Denn ich bin ja nicht mehr mein Eigen,
Nicht mehr mein Ich,
Ich lebe ja nur in d i r und durch d i ch! ...

Aber nicht werben kann ich
Mit sanftem Rauschen,
Mit zärtlichem Kosen,
Wie der milde Frühwind
Und der leissingende Abendwind
Wirbt um den Duft
Der Kräuter und Gräser,
Die da wachsen und blühen
Bescheiden und winzig ...

Um dich, um deine Liebe
Muß ich werben,
Wie der Nordsturm wirbt
Um den dröhnenden Nachtgesang
Breitwipfliger Eichenwälder ...
Ueberströmen soll dich
Meiner rebellischen Seele
Jach auflohende Flammenfülle!

Durchfluten sollen dich
Meiner wehrsprengenden Leidenschaft
Wildgehende Wasser! ...

Begraben will ich dich
In die qualsüße Sklaverei der Gewalten,
Die du in mir geweckt

Mit dem Ton deiner Stimme,
Dem Geleucht deiner Augen,
Dem Lächeln deiner Wangen,
Dem Rhythmus deines Leibes —
Mit dem geheimnisvollen
Weben und Walten
Deines einzigen Ichs . . .

Denn nicht mehr länger
Kann ich bändigen,
Kann ich dämmen,
Was größer denn ich
Und ungleich stärker,
Als mein machtloser Wille . . .

Ist's nicht, Geliebte,
Herrlich und groß denn,
Walten zu lassen
In himmlischer Fülle,
In götterstarkem Drange,
Die schrankenlose,
Majestätische Kraft
Der Elemente?
Darum nicht länger —
Nicht länger säum' ich . . .

Und ob du's auch weißt:
Es packt mich, noch einmal
Mit erstickter Stimme
Dir zuzuraunen,
Daß ich dich liebe!

S o l i e b e m i c h w i e d e r! ...

Ich mag nicht betteln
Um deine Liebe,
Mich nicht bescheiden
Mit karger Spende . . .

Wie der Nordsturm eingreift
In der Eichenriesen
Knorren und Kronen,
So will ich mich einwühlen
In das Geäst deiner Seele!

Wie ich bei dir bin
Nacht und Tag,
Sollst du bei mir sein
Mit jeder Falte deines reinen Herzens,
Nacht und Tag,
Sollst du mein sein
Mit jeder Fiber deiner keuschen Seele ...

An mich sollst du dich klammern,
Sollst du dich lehnen,
Denn ich bin stark
Und halte dich sicher . . .
Denn ich bin stark,
Und von jener Kraft,
Die göttlichen Samens,
Lebt auch in mir
Ein gewaltig Teil —
Und sie ist e w i g —

Und sie ist W a h r h e i t
Und Traum und Ahnung . . .

Weib! Wenn du mich liebtest,
I ch v e r d i e n t e e s d o ch,
Weil ich dich liebe,
Wie ich noch nie geliebt! . . .
Noch nie geliebt
Ein irdisches Weib! . . .

Trüb schleicht die Zeit und nüchtern . . .

Trüb schleicht die Zeit und nüchtern . . .
Und glanzlos liegt die Welt,
Von keinem goldnen Sonnenblick
Durchleuchtet und erhellt.
Wie Felsen lastet's mir die Brust,
Und halb bewußt, halb unbewußt
Kommt da ein Träumen schüchtern —
Trüb schleicht die Zeit und nüchtern,
Und glanzlos liegt die Welt.

Da aber regt sich's leise,
Gemach der Bann zerrinnt,
Und leuchtend drängt sich Bild an Bild,
Und lockt und webt und spinnt
Und fesselt mich mit Zauberkraft,
Und längstverkohlte Leidenschaft
Zieht mich in ihre Kreise —
Da regt sich's leise, leise,
Gemach der Bann zerrinnt.

In hoher Schönheit prangend
Schau' ich da plötzlich dich,
Die mondenlang, viel Monden lang,
So ganz vergessen ich —
Der ich gedacht kein einzig Mal,
Als ich in bitter harter Qual
Gerungen, lichtverlangend —
In hoher Schönheit prangend
Schau' ich da plötzlich dich ...

Doch ob's auch wie verschleiert
Glanzlächeln dich umschwebt,
Ob auch dein Haar, dein golden Haar,
Ein Diadem dir webt —
Ein Diadem, so flammenlicht,
So zauberhold wie ein Gedicht,
Das deine Schönheit feiert —
Ob's auch wie halb verschleiert
Glanzlächeln dich umschwebt:

In deinen schwermutsvollen
Glutaugen ruht's wie Leid —
Wie heißes, namenloses Weh, —
Wie eine Seele schreit,
Wenn gnadenarm und sonnenlos
Sie der Verzweiflung liegt im Schoß —
Glücklos die Stunden rollen ...
In deinen schwermutsvollen
Glutaugen ruht's wie Leid ...

Mich aber packt ein Trauern
Um dich, mein armes Lieb,

Daß ich erlösungsdürstig wild
Aufschreien möcht'! Doch trüb
Und trüber wird mir Herz und Hirn,
Das Fieber irrt um Wang' und Stirn
Und mich durchschießt ein Schauern ...
Mich packt ein jähes Trauern
Um dich, um dich, mein Lieb! — — —

Trüb schleicht die Zeit und nüchtern,
Und glanzlos liegt die Welt,
Von keinem goldnen Sonnenblick
Durchleuchtet und erhellt.
Mir auf der Brust starrt's schwer und hart:
Verspielt, verloren und genarrt
Von blöden Traumgesichtern —
Trüb schleicht die Zeit und nüchtern,
Und glanzlos liegt die Welt ...

Die müde schon verglühte ...

Die müde schon verglühte,
Die leise schon verklang,
Jach ist sie wieder aufgeflammt
In jauchzendem Gesang!
Wie Zymbelton, wie Lautenschlag
Ward meine Liebe wieder wach,
Die müde schon verglühte,
Die leise schon verklang ...

Und heller tönt ihr Rauschen,
Wie junger Frühlingswind,

Wenn er in heißem Schöpferdrang
Die Welt dem Licht gewinnt
Und das Prophetenwort erläßt,
Daß nun der Menschheit Osterfest —
Ja! heller tönt ihr Rauschen,
Wie junger Frühlingswind!

Und wie durch Nebelschleier
Die Sonne siegreich bricht,
Der jungen Flur ein goldnes Band
Ums Lockenantlitz flicht:
So überglänzt mit Purpurschein
Die Liebe nun mein ganzes Sein,
Gießt goldne Feuer nieder
Und wirbt um neue Lieder ...

Und nah und ferne quellen
Blitzende Welten empor
An meinem Lebenshorizont
Aus Dunst und Wolkenflor!
Gedanken, die mir nie genaht,
Und Pfade, die ich nie betrat,
Entsteigen verborgenen Gründen,
Heilige Kraft zu entzünden!

Die leise schon verklungen,
Die müde schon verglüht:
Wild ist sie wieder aufgeflammt,
Im Lenzsturm stark erblüht!
Und lag ich wieder staubbedeckt,
So hab' ich mich nun aufgereckt,

Und die Gedanken schweifen
In großem Weltbegreifen!

Fragment.

Wir gehen so stumm neb'einander
Und haben das Herz doch so voll ...
Süß duftet der Oleander
Aus deiner Locken Geroll ...

Mit ihren schwellenden Armen
Klammert die Leidenschaft
Sich mir um die Brust ... sie packt mich
Mit wilder dämonischer Kraft ...

Ich möchte dich an mich reißen,
Dich überströmen mit Glut —
Schwelgen in deinen weißen
Armen und rauschende Flut

Süßbetäubender Minne
Schlürfen aus blitzendem Krug ...
Und mit seligem Sinne
Feiern den süßen Trug ......

Elisabeth.

Du bist nicht schön ... Ich könnte auch nicht sagen,
Daß ich dich liebte ... Denn oft Stunden, Tage,
Oft ganze Monde denk' ich deiner kaum,

Wenn meine Seele heißere Reize sucht,
Nach Glut und Leidenschaft, nach Schönheit dürstet —
Im Taumel schrankenloser Hingebung
Sich ganz verzehren möchte ...

Du bist nicht kalt, Elisabeth — nein! nein!
Doch meine Seele liebt das Bacchanal,
Da die Gefühle durcheinanderschäumen,
Gen Himmel schießen, in verzückter Brunst
Sich lodernd um die Frucht des Staubes klammern ...

Ich weiß: in diesem Sinne geh' ich unter —
Das ist Bestimmung, tiefste Herzenssatzung ...
Und, wenn mich einer retten könnte: du —
Nur du wohl wärest dann mein guter Engel ...

Doch siehe: Sehnsucht nur —
Geheimnisvolle Sehnsucht, die mir manchmal
Nach deiner edlen Herbheit in die Seele,
Die überreizte, tritt: sie kann allein doch
Uns nicht für immer aneinanderschmieden ...
Mitunter wohl wär' ich es ganz zufrieden —
Ich geb' es zu! — wenn die Penaten grade,
Des Herdes würd'ge Götter, mir voll Gnade ...

Doch dann kommt's über mich — reißt mich der faustsche Drang
Unwiderstehlich in die Gärten, da
Das Leben seine goldnen Stunden feiert —

Es rauscht Musik — in der Mazurka Weisen
Jauchzt Chopins glutgeborstnes Herz sich aus —
Die Brunnen tönen — durch das Dunkel bebt
Geflüster, und die Sternenfeuer leuchten —
Des Frühlings warmer Atem tastet brünstig
Um der brunsttrunkenen Erde üpp'ge Glieder:
Dann müßt' ich von dir gehen, meinem Sterne
Nachziehen unstet, und mein Herz gehörte,
Elisabeth, nicht dir und deinem Herde!
Die Enge würde mich zerlasten, würde
Sich auf mich wälzen wie voll erzner Bürde ...

— — — — — — — — — — — — — — —

Laß mich in deinen Kreis nur manchmal treten,
Wenn ich ermüdet heimatwärts mich sehne —
Dann trocknest du vielleicht mir eine Träne —
Und tröstest mich mit einigen Pasteten ...

Und unter Weinen, Lachen, Witzereißen
Lern' ich's, mein Elend gründlich zu verbeißen —
Lern' ich's, mich wieder auf mich zu besinnen
Und meine Freiheit — lieber zu gewinnen ...

— — — — — — — — — — — — — — —

Anna.

Es ist wohl meine ganz „verfluchte Pflicht
Und Schuldigkeit", geliebtes Mädchen, dir
In diesem meinem ersten Liederbuche
Auch schließlich ein paar Zeilen zu verehren . . .

Ich halte mir zwar jetzt aus Prinzip
Zehn Schritt vom Leibe alles, was nach „Liebe“
Nur im Geringsten schmecken, riechen mag ...
Denn siehe! Ich begriff: Die „Liebe“ ist
Zuweilen zwar ein wunderköstlich Ding
Und mit dem Herrgott ziemlich nah verwandt ...
Doch ist sie auch hinwiederum recht launisch,
Und Kummer und Bedrängnis, Störung, Aerger,
Gießt sie in breiten Strömen schnippisch aus ...

Dafür muß ich doch danken ... Denn ich bin
Mit allen Fibern meiner Dichterseele
Seit kurzem ein getreuer „Sohn der Zeit“ ...
Und diese Zeit — man nennt sie auch „modern“ —
Sie hat wahrhaftig keine Zeit mehr übrig
Für solch Allotria, wie eben Liebe.

Da aber andrerseits dies arme Büchlein
Sich lobesam bestrebt, von meinem Leben
Ein ziemlich treues Konterfei zu geben,
Darf ich auch dich, dereinst geliebtes Mädchen,
Wahrhaftig nicht vergessen — holder Liebling
Du meiner schwärmerischen Knabenseele!

Wie lang ist's her doch, daß mein junges Herz
So ganz für dich schlug und für deine Schönheit! ..
Dein blondes Haar — dein Auge blau — nicht wahr? —
Der zarte Teint — dein leiskokettes Wesen:
Sie brachten mich nur zu bald an die Angel ...

Mein Gott! Das ist zwar ganz natürlich, ja! —
Und doch kommt's heute mir urkomisch vor,
Obwohl ich mir ganz ernstlich eingedrillt,
Kühl bis ans Herz hinan ein jedes Ding
In echt exakt historischer Betrachtung,
Ganz sine ira, sine studio,
Einfach aus seinen Gründen zu begreifen ...

Das legt dem Aerger — dieser Modus nämlich —
(Man kann für „Modus" auch „Methode" sagen)
Ganz hagebüchen Zaum und Zügel an
Und spielt sich auf als äußerst netter Dämpfer,
Der jedem heißen Blute zu empfehlen ...

Ich schweifte ab und bitte um Verzeihung!
Nun denn — was wollt' ich sagen? Ja, jetzt weiß ich! —
Es will mich nämlich heute noch sehr schnurrig
Bedünken, daß ich dereinst geliebt,
Glanzstern du meiner Sekundanertage — —
Und auch in Prima war's noch nicht ganz richtig ...

Ja! Das ist lange her — und unterweilen
Ging ich beim Leben selber in die Schule ...
Willst du ausführlicher darüber hören —
Ich sag' es halb und halb in Parenthese —
Dann bitte blättre mit den schlanken Fingern,
Den weißen Fingern mit den Rosennägeln,
Dies Heft nach vorn und rückwärts durch — du wirst
Schon manch gepfeffertes Kapitel finden,

So manch Geständnis tragikom'scher Sünden,
Die dir vielleicht ein bißchen von Interesse —
Sind sie auch manchmal nicht Delikatesse ...

Denn, Anna, oft tickt's mich unwiderstehlich,
Mit offenem Wort, urwüchsigen Gebärden
Herauszusagen, was ein andrer erst
Zehnmal verklausuliert und elfmal einpackt
In dichtgesponnene Lügen-Emballagen.

Doch halt! Ich bin von neuem abgekommen,
Und die Geschichte wird nun ganz verschwommen ...

Fatal! Wie wird der Rezensentenschwarm
Sich auf mich stürzen — mein Gelenk umklammernd,
Schreit er mir zu: du mußt viel klarer sein,
Denn daraus findet sich ja kaum ein Schw ...
Geschweige denn ein Mensch — je nun — er hat
So unrecht nicht! ... Daß er mir huldvoll bliebe,
Bericht' ich nun von diesem Augenblick
Ganz „sachgemäß" von meiner Jugendliebe,
Von meinem übersonnten Jugendglück! ...

Ich war ein Kind von zirka siebzehn Jahren —
Doch eigentlich recht alt schon, find' ich heute —
Als ich mich in dein Lärvchen flugs vergafft ...
Mit reichlich respektabler Leidenschaft.

Ich wußte meinem Leibe keinen Rat,
Und Tag und Nacht sann ich auf eine Tat,
Wie ich von meiner heißen Herzensneigung
Zu Sinn dir brächte ernste Ueberzeugung ...

Da fügte es der Zufall, daß wir beide
Uns eines Tages in den Bergen trafen ...

Ach ja! Im Harz war's — in den Hundstagsferien.

Zwei heiterernste Schulbankkameraden,
Die meinem Herzen auch sonst näher standen,
Und ich — wir drei: wir kriegten plötzlich Sehnsucht,
Unbänd'ge, heiße, namenlose Sehnsucht,
Nach jenen Höckern, welche da und dort
Das alte Mütterchen, die Erde, trägt:

Die Sache wurde schleunigst überlegt —
Und eines Morgens war's, im Julimond,
Als wir die Domstadt, die ehrwürdig alte —
Im Herzen ist sie schon ein wenig brüchig,
Verdumpft und stockig — „kurzer Hand" verließen ..

Das Reiseziel — bei Gott! — es war nicht Gießen,
Wie es der Reim fast zu verlangen scheint —
Vielmehr der Harz, wie ich schon oben sagte,
Thale zunächst und nachher Treseburg ...

In Treseburg — wo die Erinnrung wieder
Mich überkommt an seiner Tannenwälder
Hirnklärende Parfüms, die unbezahlbar
Für Adam Homos stadtluftgrames Herz;
An seine saatbestandnen Bergeslehnen,
An seine heimlichen Poetenpfade,
An seiner Wohner kraftgesundes Trachten! — —

Doch halt! Ich muß der Parenthese achten,
Die meine Sehnsucht ungebührlich dehnt —
In Treseburg also — der Wirt hieß Müller —
Ja! Müllers gibt es in der ganzen Welt! —
Quartierten wir uns ein auf vierzehn Tage . . .

Am Abend sah ich dich! Du hattest zwar
Dein feines, stolzes, leiskokettes Wesen
Auch in die Berge mitgebracht — und doch:
Ich liebte dich einmal und hoffte stark:
Es läßt sich schon Gelegenheit erzwingen,
Ganz stilvoll mein Geständnis anzubringen.

Ich bracht' es denn auch wirklich an — das heißt:
B e i n a h e nur! Denn leider mein Benehmen —
Ich muß mich eigentlich noch heute schämen! —
War vor dem Treffpunkt — wie es kam: ich weiß nicht!
Doch haben's meine Freunde mich versichert,
U n d g u t e F r e u n d e h a b e n i m m e r r e c h t,
Besonders wenn sie nicht — pro domo reden! —
Kurz also: mein Benehmen gegen Sie,
Mein hochverehrtes Fräulein, war zur Unzeit
Ganz fürchterlich empörend, „kraftgenial",
„Von oben runter", souverän, blasiert,
Sehr selbstbewußt, „bis in die Puppen frech",
Ironisch, gallig, unanständig, grob —
Mit einem Wort: beleid'gend bis zum Tz . . .

Ich halte diesen Umstand wohl für möglich
So, wie ich meine Wenigkeit tariere . . .

Denn eine alte Angewohnheit ist's —
Ich muß sie leider eingestehen — daß
Ich öfter plötzlich Sehnsucht kriege, einem,
Besonders gerne einem, den ich liebe,
Einmal die vorgebundene Faschingsmaske
Herabzureißen und ihm nun die Wahrheit
Saugrob wie Bohnenstroh drauflos zu geigen . . .
Soll man zeitweilig nicht die Zähne zeigen?
Wozu hat man sie denn? . . . Nun also: damals
War's denn vorbei — ich machte schlechte Witze —
Bei Gott! Ich kann den Kitzel nicht verknebeln! —
Da trafen mich der Götter Racheblitze
Und wollten mich aus der Gesellschaft säbeln — —
Das war nun so — ich mußte flugs verzichten
Und konnte dich in Zukunft nur bedichten . . .

Wir sahen uns zwar später manchmal noch —
Und doch! Ein Etwas stellte sich dazwischen
Und suchte auch das Letzte zu verwischen,
Was uns vielleicht noch zueinander zog . . .
Ja! Ja! Die guten Freunde und Kolle-
gen,
Die wollen nur das Beste allerwegen!

Und weiter — auseinander immer weiter
Trieb uns seitdem ein ernster Schicksalswind . . .
Ich reifte aus zum mühbeladnen Streiter —
Du wurdest eine Dame, weltumworben —
Die Kinderträume sind dir längst gestorben —
Du weißt nicht, was Erinnerungen sind . . .
— — — — — — — — — — —

Will's Gott, sehn mich im nächsten Lenz die Berge,
Die Harzerberge, endlich einmal wieder . . .

Dann setz' ich mich auf meine Lieblingsbank —
Ich hoffe sie zu finden! — träume mählich,
So'n bißchen echtgermanisch heimwehkrank,
In ferne Sommertage mich zurück —
In Sommertage, die von Glück fast troffen,
Bis in gewissen Nebeln sie ersoffen . . .

Und doch! Selbst heute noch in Dämmerstunden,
Wenn alles schweigt und nur die Schatten schweben,
Und ich halb unbewußt den Weg gefunden
Zurück zu meiner Jugend Schwärmerleben —
Selbst heute noch ist's mir, als suchte dich
Mein armes Herz mit seinem tiefsten Sehnen — —
Und doch — ich weiß genau: Ich irre mich —
Denn liebt' ich nicht seitdem noch drei Helenen,
Mathilde, Dora, Emmy, zwei Louisen? — —
Mein Herz sucht sicher eine nur von diesen . . .

Zwischen-Motiv.

(Fasching am Rhein.)

In ein Wirtshaus bin ich eingekehrt,
Da hat mir keiner den Wein verwehrt.

Haben mich alle aufgenommen,
Als wär' ich zu hohem Roß gekommen.

Sind alle zu mir herangerückt —
Haben uns in die Augen geblickt . . .

Haben eng beieinander gesessen,
Wein geschlürft und Schwarzbrot gegessen.

Es war im März und da fiel mir ein:
Es müßte doch balde Frühling sein!

Habe mich auf den Frühling gespitzt
Und alles Grübeln hinweggeblitzt!

War ein Zecher, und nahm es nicht krumm,
Ging der Schalksnarr im Saale herum ...

Doch schließlich kriegt' ich den Unsinn dick,
Und wieder heller ward mein Blick ...

Da hab' ich die Menschlein mir angeguckt
Und hinterher weidlich ausgespuckt ...

Frühlingssehnsucht.

Da nun die Nächte kamen,
Die Nächte wundersüß,
Wo letzter Nachtigallenschlag
Die Stunden feiert früh vor Tag
Und erstes Rosendüften:
Sehnt sich mein Herz nach Liebe,
Nach Glück —
Nach dem verlornen Paradies
Zurück ...

Mir ist's, als klopften Geister
An meine braune Tür!

Als träť zu mir mit Glorienschein
Der König Frühling selber ein
Und brächte mir ein Mägdelein
Und spräche: „Heil sei dir!

Ich bring' dir eine feine Magd —
Soll fürder bei dir gasten!
Am Tage sei ihr Kavalier,
Geleit sie durch das Waldrevier,
Wo auf verschollne Pfade
Der Bilder, der verblaßten,
Kaum noch ein Schatten fällt —
Wo holder Götter Gnade
Vergessen ließ die Welt! ...

Der Vögel Klang,
Der Fluren Duft
Und eurer Seelen Feuerdrang
Beflügele den Hochgesang,
Den eure Liebe tönt!
Nun gürte dich mit milder Kraft
Und, von den Göttern hingerafft,
Sei mit der Welt versöhnt,
Da dich ein Gott gekrönt!

Hebt's aber an zu nachten,
Dann zäumt das Wandertrachten
Und kehrt, der Sehnsucht reich,
In diese enge Kammer ein,
Und bei kristallnem Sternenschein
Enthüllt ihr das Geheimnis,

Drin alle Wesen gleich ...
Draus alles Sein entsprießt,
Drin alles Sein sich schließt.

Es liegt die Welt in Schlummer tief —
Euch ist's, als ob sie ewig schlief —
Noch ferne weilt der junge Tag —
Da, letzter Nachtigallenschlag! —
Ihr aber habt's begriffen,
Das Evangelium,
Das dieses Frühlings Wundermund
Den Kreaturen tuet kund —
Ihr aber habt's begriffen
Und seid in Wonne stumm!"

Da nun die Nächte kamen,
Die Nächte wundersüß,
Wo letzter Nachtigallenschlag
Die Stunden feiert früh vor Tag
Und erstes Rosendüften —
Sehnt sich mein Herz nach Liebe —
Nach Glück —
Nach eines Mägdleins weißem Leib
Zurück ...

Doch ach! Die Rosen düften —
Es schluchzt die Nachtigall
Nicht mehr zu meiner Liebe Preis —
Verdorret ist das Wunderreis —
Und ob sich ungezügelt
Die Sehnsuchtsflamme flügelt

Und um Erhörung wirbt:
Die Pforte ist geschlossen —
Ich hab' mein Glück genossen —
Der Gott hat sich verhüllt —
Und meine Sehnsucht stirbt
Ach! unerfüllt ...

Ella.

Wär' ich ein andrer doch und leichtren Sinnes!
Dann liebt' ich dich vielleicht und deine Schönheit!
Und deiner Augen heiterernstes Dunkeln
Umschlösse eine Welt, draus keine Pfade
Abseits in lockende Bezirke führten ...
Ich lebte nur in dir — und meinen Träumen
Gäbst du allein Bestand und Tiefsinn — Säumen —
Ein dauernd Währen und ein groß Behalten,
Drin sich erschließt ein göttliches Entfalten ...
Ich liebte dich allein und deine Reinheit,
Drin sich begräbt des Lebens Grundgemeinheit,
Draus sich gebiert ein ernstes Sondertrachten —
Ein Menschenlieben und ein Weltverachten! —

Wär' ich ein andrer doch und leichtren Sinnes!
So aber bin ich schon gemünzt und leider
Hab' ich mich unbefreibar festgebissen —
Mich vollgetränkt mit galligen Essenzen,
Die wahrlich keine Freunde von Begrenzen!
Ja! Schrankenlos ist meiner Seele Streben —
Unstet und ruhelos mein armes Leben ...

Dir mögen güt'ge Götter Rosen streuen —
Dich einen Traum des Lebens träumen lassen,
Drin sich verknüpft verzeihend Welterfassen
Und keusches, lichtverklärtes Daseinsfreuen ...
Dir mögen güt'ge Götter Wolken breiten, —
An goldenem Gespinst dich heimgeleiten . . .

Sommerrosen.

Ich wollte dich mit Rosen überschütten,
Mit roten Rosen dein goldbraunes Haar
Und deines Mieders Knospenrundung schmücken . .

Als noch der Lenz mit süßem Veilchenodem,
Ein milder Sieger, durch die Lande schritt,
Sprach ich zu dir: Geliebte! Hat sein Mund
Mit letztem heißen Abschiedskuß die Rose,
Die rote Sommerrose, aufgebrochen,
Dann will ich zu dir kommen und mit Rosen,
Mit roten Rosen deine Schönheit krönen ...

Nun kam der Sommer ... Und der Rosen Fülle
Seh' ich allorts und alle Stunde blühen . . .
Die ganze Welt scheint ihrer Macht verfallen,
Und ihre Keusche wirbt Vasallen um Vasallen ...

Selbst einen Bettler sah ich heute lächeln,
Als sein vertränter Blick von ungefähr
Auf einen Korb mit roten Rosen fiel ...

Ich kauf' sie in der ganzen Stadt zusammen
Und schütte sie auf tote Liebesflammen . . .
— — — — — — — — — — —

Nun schmückt ein andrer wohl dein Knospenmieder,
Und morgen wohl begegne ich euch beiden ...
Ich blick' euch lächelnd nach ...
Und denke ganz aus Zufall
Bei der Gelegenheit an einen Frühlingstag,
Da wir uns sahn ... Am Abend dann
Schlug uns die Nachtigall in ihren Bann,
Umduftete uns süß der Flieder ...

Wir aber liebten uns ...

— — — — — — — — — — —

Marie Louise.

Du fragst, was mir so herbe, tiefe Falten
In meine junge Stirne gräbt?
Was mich so plötzlich macht erkalten?
Was mich durchbebt,
Daß ich dich an mich reißen will —
In heißer Leidenschaft dich an mich pressen?

Geliebte! O sei still! ...
O laß mich schweigen! ... Frage nicht! ...
Zeig mir dein holdes, liebes Angesicht —
Der Augen Goldbraun und der Lippen Blüten —
Mich aber laß mein ernst Geheimnis hüten! ...

— — — — — — — — — — —

Und lache wieder! ... Denn du weißt, es liegt
In deines Lachens reiner Töneflut
Ein Zauber, der mich stets besiegt,
Der stets gebändigt mein Rebellenblut ...

Mir aber will ich tiefbeschämt gestehn —
Will Wort für Wort aussprechen, was durchzittert
Mich jäh wie eine ernste, dunkle Ahnung —
Was mich erschüttert
Bis in die tiefsten Tiefen meiner Seele ...
— — — — — — — — — — —

Ja, ja! mein Lieb! — Ich wag's dir nicht zu sagen —
Laß mich dich fest an meine Brust nur pressen — —
Und doch — ich weiß: Es wird die Stunde schlagen —
Da habe ich auch — dich vergessen!

In schlafloser Nacht.

Ich liege schlaflos. — Die Gedanken kreisen
In alten und in neuen Geleisen.

Die Enge drückt mich — es drückt mich die Nacht —
Wehe dem Armen, der einsam wacht!

Wehe dem Armen, der einsam büßt,
Dem nichts den Wermut der Reue versüßt!

Ich liege schlaflos ... und alles still ...
Es atmet die Nacht, die vergeben nicht will ...

Da klappert ein Schritt die Straße heran ...
Ein leiser Gang ... Und er schwillt an ...

Und in mein einsam Kämmerlein
Flutet ein Lied der Sehnsucht hinein ...

Ein Lied so ergreifend, so mild und so schwer ...
An Entsagung so voll ... an Entzücken so leer ...

Da faßt es mich jäh — ich walle empor ...
Tönt in mir ein brausender Engelchor?

Ich hebe mich auf — ich atme bang —
Und mich bezwingt unheimlicher Drang ...

Oh! Könnt' ich dich an die Brust wild reißen —
Dich, die ich habe gehen heißen!

Ich hielte dich sicher — und du vergibst —
Und du sagst mir noch einmal, daß du mich liebst!

Die Schritte verhallen .. Es schweigt der Gesang ..
Es bröckelt meiner Seele dämonischer Drang ...

Nun wieder Stille ... Es atmet die Nacht.
Wehe dem Armen, der einsam wacht!

Der einsam nach Verlorenem spürt ...
Es atmet die Nacht — schicksalknüpfend und unge-
rührt.

Revolution

Reich geborne Müßiggänger, die des Lebens wärmster Kuß
Nicht entflammt zu kühner Sehnsucht, nicht bewahrt vor Ueberdruß,
Ihr verlacht die heil'ge Flamme, die in meinem Herzen brennt;
Weiber, Pferde, Histrionen — das ist alles, was Ihr kennt...

Dranmor.

Anathem!

In flammender Empörung
Sprech' ich der Lüge Hohn!
Und wenn du tausend Nacken beugst
Und tausend Sklavenseelen säugst
Mit feilem Judaslohn:
Ich trotze deinen Jochen!
Ich hab' den Bann zerbrochen —
Ich hab' mich freigesprochen:
Ich bin der Freiheit Sohn!

Totensang.

Der Nachtwind heult dir den Totensang —
Nun schlaf, mein Bruder, nun schlaf!
Und ob deine Seele auch Flammen trank,
Der Hieb des Todes, er traf!
Und ob deine Seele auch Welten barg
Und jauchzend zum Lichte sich rang:
Nun liegst du im Grunde, in faulendem Sarg —
Der Kelch deiner Seele zersprang!

Mit leuchtender Stirn, mit flammender Brust,
Zogst du: ein junger Achill!
Und warfest die Hallen, da feiler Wust
Die heiligen Bilder befiel —
Da lauernder Schlangen giftspeiender Zahn
Zerrissen, was edel und groß:
Du warfest sie nieder auf siegender Bahn
Mit heldenhaft markigem Stoß!

Wir jauchzten dir zu in brünstiger Glut
Und packten das blitzende Schwert!
Der verkauften Seelen Würmerbrut,
Von eklem Staube genährt:
Wir trieben sie aus! Mit gellendem Schrei
Entstob das verhurte Gesind'! ...
Doch weiter, nur weiter! Durch Nebel und Mai,
Durch Regen und Sonne und Wind:

So flogen wir hin auf dampfendem Roß,
Wir Kämpen für Freiheit und Licht! ...

Da fiel der hirnversengende Stoß,
Der's Herz mir stückweis bricht —
Es schlich der nackte, der fahle Tod
Zu deinem Herzen sich hin —
Da lagst du im fahlen Morgenrot —
Zerbrochen das Schwert und die Brünn'. —

Zerbrochen die lichte, die jauchzende Brust:
Fahr wohl, mein Bruder, fahr wohl!
Versprüht die lodernde Kampfeslust —
Zertrümmert das hehre Idol! ...
Wir saßen und sannen in stummer Qual
Und starrten auf deinen Leib —
Dann gaben wir ihn, das Antlitz fahl,
Den Würmern zum Zeitvertreib ...

Sie mögen ihn schmausen in köstlichem Mahl —
Leb wohl, mein Bruder, leb wohl!
Wir streiten, die Faust im blitzenden Stahl,
Für der Freiheit leuchtend Symbol!
Und sticht auch der Wahnsinn in unser Hirn —
Nur weiter durch Nebel und Nacht!
Dort frißt der Staub die begnadete Stirn —
Wir rasen dämonenumlacht!

Noch strömt in unsern Adern die Glut,
Die alles Hohle zerschlägt —
Noch packt uns wilder Titanenmut,
Der auf zum Himmel uns trägt!
Noch türmen wir jauchzend mit markiger Faust

Die Berge zum Götterpalast:
Und ob uns der Blitze Gesindel umsaust —
Die Nacht der Wolken uns faßt:

Wir schwuren an deines Grabes Rand
Den Kampf für Freiheit und Licht!
Wir stürzen mit unbarmherziger Hand,
Die nimmer segnet, nur bricht,
Die Tempel, die Hallen, da Spöttergezücht
Auf goldenen Thronen regiert —
Da wirbelt der Staub! Da verzerrt das Gesicht
Der Schächer, wenn er krepiert!

Wir holen auch dich von prunkender Höh',
Verfaultes Götzengeschlecht!
In unserer Brust, da flutet die See
Des Hasses! Da thront nur das Recht!
Und dieser Haß zertrümmert auch euch
Und fegt euch nieder zu Tal —
Die R a c h e baut sich ein furchtbar Reich
Aus eurem Sündensaal! ...

Der Nachtwind heult dir den Totensang:
Nun schlaf, mein Bruder, nun schlaf!
Und ob deine Seele auch Flammen trank:
Der Hieb des Todes — er traf!
Und ob du auch faulst in nächtigem Schacht:
Deine Kraft durchquillt unser Herz. —
So ziehen wir weiter durch Nebel und Nacht —
Durch Dunkel m o r g e n w ä r t s!

Kaum dunkelt's . . .

Kaum dunkelt's — und die nackte Stunde würmt
Goldhungrig wieder durch die Gassen . . .
In mir war's still, als hätt' es ausgestürmt —
Als hätt' ich allen Zwiestreit eingetürmt —
Nun wähn' ich wieder mich so gottverlassen . . .

Ins Abendrot, das kaum die Nacht verschlang,
Hatt' ich ein Märchen kühn von Gott geträumt . . .
Und der Begeistrung Flammenüberschwang,
Des heil'gen Geistes heißer Gipfeldrang,
Hatt' himmelöffnend mir die Welt verschäumt . . .

Auf stillen Pfaden, wo vom lauten Markt
Nur selten ein verirrtes Klingen tönt,
War ich in Gott gewachsen und erstarkt,
Hatt' alle Unrast tapfer eingesargt,
Und in mir war der Geist, der da v e r s ö h n t! . . .

Nun schweif' ich wieder durch das Stadtgewühl . .
Kaum dunkelt's, und der Frühlingshimmel hat
Noch keine Sterne . . . Und mein Kraftgefühl
Zerschellt an dieser Toren seichtem Spiel —
Die Schwingen meiner Seele sinken matt . . .

Das alte Lied! . . Auf allen Lippen liegt
Nach Gold, nach rotem Gold der wilde Ruf . . .
Die Sünde hat jedwedes Herz besiegt,
Und wie ein Schrei durch alle Lüfte fliegt:
Wir sind die Frucht, die Kains Same schuf! . . .

Mit frechem Blick lädt sich die Schande ein,
Im Winkel hockt das Elend, ein Fragment ...
Und drüber nun ein heller Sternenschein — —
Ich treibe brütend durch der Menschen Reihn ...

— — — — — — — — — — —

W a n n s i e g t d i e S t u n d e, d a d e r K a m p f
e n t b r e n n t?

Empörung!

Manchmal ist's mir, als packte mich ein Krampf,
Wenn ich halb müde, halb verdrossen,
Verträumt, mechanisch dem Gewölk nachstarre,
Das sich in zarten, bläulich krausen Ringen
Von der Zigarre mählich löst .... — —:

Da ist es mir, als packte mich ein Krampf —
Als schlüg' ans Ohr mir dröhnend Roßgestampf —
Als schlüg' ans Ohr mir gellend Horngeschmetter —
Als riefe mich Posaunenton zu Kampf
Für einen n e u e n H e i l a n d — einen neuen
Retter!

In wilden Rhythmen pulst mein Blut —
Aufschwillt mit jauchzender Titanenwut —
Erstickt liegt der G e d a n k e n fahle Brut
Und wirbelt auseinander wie der Blätter
Zermürbte Spreu im Herbststurmtosen! ...
Ich lebe nur der T a t !
Und ihre Rosen
Blühn auf in meiner qualzerspaltnen Brust ...

Hei! Wilde Götterlust,
Auf dürrem Heidepfad
Dahinzufliegen!
Es dampft das Roß — und in die Locken wühlt
Der Sturm sich ein — —
Gespenstig liegen
Des Mondes gleißend weiße Silberschleier
In fahl kristallnem Schein
Weit ausgespannt
Auf dem Heidesand . . .
Hei! Wie hinweggespült
Wird da des Zweifels leichenfarbner Dunst —
Es atmet freier auf und freier
Die erlöste Brust —
Und in allmächt'ger Brunst,
In neugeborner Werdelust,
Umfaßt sie tief und voll
Des Lebens ganzes Sein
Und die lebend'ge T a t !
Ein heißer Groll
Flammt auf wie greller, blut'ger Nordlichtschein,
Daß s o Verrat
Am Heiligsten begangen ward!
Verblendet und genarrt
Hab' ich gefrönt nur blödem A f t e r l e b e n! . . .
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

Hei! Wie der Sturm in gellender Melodei,
Mit dröhnend heisrem Schrei,
Mir um das Haupt braust!

Wie die Wolken flattern
Und wild gehetzt,
Zerrissen und zerfetzt,
Zu Riesenbänken sich zusammenschieben! . . . — —
Ich balle wild die Faust:
D a s war dein Sein? — d a s war dein L i e b e n?
Verflucht! Nur Nattern,
Giftgeschwollen,
Hast du an deiner Brust genährt!
Hast dich erbärmlich nur geschert
Nach Hinz und Kunz und ihrem Alltagsschnattern!
Liebäugeltest mit Basen und Gevattern —
War das ein Leben aus dem V o l l e n?
Wo hingerafft
Von lodernder Leidenschaft,
In heißem Rächergrollen
Du niederschlugst der Buben feilen Tand?!
Und wo mit schwertbewehrter Siegerhand
Der L ü g e Drachen du erschlagen?!
Wo du mit der Parole: „Ich vollbring's!"
Den Leib der Sphinx,
Ein starker Siegfried, sprengtest aus den Fugen? . .
Und ihre Rätselfragen,
Die bekannten klugen,
Die manchen Schwächling schon zerbrochen,
Zertreten hast?
Nur blöde Ofenrast,
Verschämt verkrochen,
Hast du gehalten:
So leichte Beute nächtiger Gewalten! . . .

— — — — — — — — — — —

So schreit's in mir — und wilder Durst entbrennt
In meiner Brust nach stürzender Zerstörung!
Stolz wogt des Hasses Flammenelement
Und lechzt nach Rache und Empörung!
Satt hab' ich endlich diese Hirnbetörung —
Satt diese dunst'ge Trugbelehrung!
Der Afterweisheit Götzen will ich fegen
Von ihren gleißenden Despotensesseln —
Will mit der Tat gewucht'gen Donnerschlägen
Ihr Reich in Schutt und Trümmer legen:
Denn — nein! — nicht länger trag'
ich diese Fesseln!

Sohn der Zeit.

Schon floh die Mitternacht. — Noch aber pocht's
Durch meine Brust wie ein titanisch Wollen,
Das nach der Tat wie nach Erlösung dürstet —
Das vor der Tat wie vor der Hölle schaudert . . .

Ich fühle meine Schultern atlasstark,
Es blitzt mein Blick — es blüht mein junges Mark —
Wie ein Gigant möcht' aus den Angeln heben
Ich diese morsche, pestzerfreßne Welt
Und einer neuen neues Leben geben,
Drin sich das Ew'ge makellos behält . . .

Nun lastet's auf mir wie Myriaden Sünden,
Die mich zerschnüren und zerstampfen,

Wie Wahnsinnsfratzen mir das Hirn umdampfen,
Wie Hurenatem meine Seele schinden . . .

So such' ich, schwärmend in des Weltalls Weiten,
Vergangenheit und künft'ge Ewigkeiten
Durchfühlend auf sekundenkurzer Spur,
Vor mir zu fliehn in göttergroßem Wagen,
In männlich starkem, freiem Weltentsagen — — —
Und nie entrinnst du dir, o Kreatur! . . .

Es ekelt mich der Menschheit Würmerbrut —
Nun wächst mein Herz in der Begeistrung Glut —
Sie gleitet hin wie kraftlos flücht'ge Wellen,
Die aufwärts steigen, wieder zu zerstäuben —
Sich einen Augenblick
In namenlosem Glück
Als Weltenspiegel zu betäuben . . .

Das macht: ich bin — o grenzenloser Hohn! —
Ich bin der Zeit getreuer, echter Sohn!

Ich muß die Wunden fühlen, die ihr Leib
Wie ein zerschändet, ehrenloses Weib
Mit sich herumschleppt, prunkend bald —
Bald schamgekrümmt — — ich muß — ich muß
Sie fühlen, wie der Dichter nur sie fühlt,
Dem nichts den Feuerfraß der Schmerzen kühlt,
Den die Dämonen kreuz'gen mit dem Kuß . . .
— — — — — — — — — — —

Wie Christus, Dante, Michelangelo,
Die Riesen, unbegreiflich vor mir ragen,
Ragt auch in diesen dunklen Zweiflertagen
Vor mir der Zeit tiefinnerstes Geheimnis . . .

Ich kann es *fühlen* — und doch nicht *begreifen*,
Sein Wesen spür' ich durch die Seele zittern,
Doch find' ich nicht die Lösung, die es tilgt . . .
Es schürt in mir — sein Atem sät Verderben,
Die Brandung schreit — und Stürme, sie erschüttern,
Entwurzeln mich — doch ob die Brust auch brüllt,
Nach *Wahrheit*, wie der Leu nach Freiheit brüllt,
Den sie gefangen hinter Eisengittern:
Die Sehnsucht meiner Seele wird
doch nie gestillt . .
Der Zeit Geschwüre kann ich nicht verwinden —
Es lasten auf mir ihre harten Sünden —
Ich bin der Sohn der Zeit — doch ach! ihr Götter!
Ich bin ihr *Sohn* — doch nicht ihr *Retter*! . .

Licht den Lebendigen!

Ich hab' mich jenen je und je gesellt,
Die, ausgestoßen, nur des Tempels Stufen
Und nie das Allerheiligste betreten . . .

Umsonst erklingt ihr banges Hilferufen,
Umsonst springt von den Lippen brünstig Beten,
Umsonst ersteht aus ihnen — ja! — ein *Held*,
Der sie aus ihrer Knechtschaft an das Licht

Der goldnen Freiheit führen will — ein Sieger:
Er fällt im Kampf wie ein gemeiner Krieger —
Doch die Galeerenketten bricht er nicht! . . .
Er bricht den Fluch nicht, der auf ihnen liegt
Vom Anbeginn der Welt als ein Verhängnis —
Das Leben ist für sie nur ein Gefängnis —
Sie sterben in der Tiefe — keiner siegt!

Ich hab' mich ihnen je und je gesellt:
Frommt dem Poeten denn — ich frag' es dreist —
Ein ander Los? — Wo sich in bangen Qualen
Um niegelöste Rätsel müht ein Geist;
Wo auf die Wangen, die verfallnen, fahlen,
Der Hunger seine Fingerspur geprägt;
Wo sich in wildem Ingrimm eine Hand
Zur Faust zusammenballt; wo, stets verkannt,
Ein Mann im Innersten Empörung hegt —
Empörung gegen sie, die Kettenschmieder:
Da tret' ich hin und singe meine Lieder —
Ja! Lieder, die ich nicht erkünstelt und erdacht,
Die ich aus tiefstem Seelenschacht,
Aus meines Herzens Tiefe trug ans Licht —
Und was ich nicht gefühlt, das sing' ich nicht! . .

Wohl soll des Sängers Lied auf Wunden leise
Den Balsam legen! Von den Stirnen bannen
Soll es die Furchen, Tränen aus den Augen . . .
Doch gibt's auch Lieder, die dazu nicht taugen:
Sie ragen trotzig wie die Wettertanne,
Sie zucken wie der Blitz mit loh'nden Zungen,

Sie hallen, wie der Donner krachend hallt —
Sie singen von der Schergen Allgewalt,
Von Buben, die der Knechtschaft sich verdungen!
Sie singen eine einz'ge Weise nur:
Die Weise der Empörung gen Despoten!
Sie flammen wild zusammen zu dem Schwur:
Licht den Lebendigen — die Nacht den
Toten! . . .

Es liegt die Welt in Sünden . . .

Es liegt die Welt in Sünden,
Das Heiligste ist feil —
Aufreckt sich wie der schwarze Tod
Das Laster wollustgeil!
Es werfen seine Flammen
Den Brand in jede Brust —
Im Triumphatorwagen rauscht
Durch aller Welt die Lust!

Und keiner hebt die Keule,
Zu morden das Pestgezücht!
Und keiner schreit nach andrem Heil
Und bangt vor dem Gericht!
In wilden Wollustschauern
Liegen wir staubbesät —
Und stammeln an schwellender Dirnenbrust
An die Venus ein Gebet:

„O große Mutter, nähre
Dein liebelechzend Kind!

Schling auch um mich dein Diadem,
Deine Rosen, dein Traubengewind!
Sieh! Meine verschmachteten Lippen
Dürsten nach heißem Genuß —
O große Mutter, vergiß mich nicht —
Laß trinken mich deinen Kuß!

Laß, bis ich selig versunken
In Träume, märchenumkost,
Hinfluten über das dürre Gefild
Meiner Seele deinen Trost!
Nicht mag ich kargen und dulden,
Wie ein Schächer nach Brocken gehn —
Es soll für meine verzehrende Brunst
Ein Paradies erstehn!

Wir haben vom Kreuze gerissen
Des Heilands zermartert Gebein!
Wir warfen von uns das Pilgerkleid —
Wir ließen den Wüstenstein!
Was frommt uns bleiches Entsagen?
Was frommt uns Dornengerank?
Wir schlürfen den Kelch hintaumelnder Lust
In seligem Ueberschwang!"

O sagt, ihr müden Lippen,
Kennt ihr kein andres Wort?
Ist in der Seele tiefstem Grund
Der Bronnen denn verdorrt,
Daraus in lichten Strömen

Das Leben sich verjüngt?
Schreit ihr zur Aphrodite nur —
Zur Dirne, frech geschminkt?

Zur Dirne, der im Herzen
Nur Lug brennt und Verrat?
Die mit geschmeid'ger Buhlerkunst
Erstickt die freie Tat?
Schreit ihr nach Wein und Rosen?
Nach üpp'gem Bacchusgelag?
Nach sternendunkler, schwüler Nacht
Und flucht dem goldnen Tag? . . .

Ihr Narr'n! Es naht die Stunde,
Da wieder am Kreuze einmal
Bluttriefend ein neuer Messias hängt,
Im Herzen Prometheus-Qual!
Auch den habt ihr gekreuzigt,
Dieweil sein Zorn geflammt —
Dieweil er die sündenverstrickte Brut
In heißem Groll verdammt!

Sein Mund sprach nicht von Liebe,
Sein Wort sprang wie ein Pfeil
Von klirrender Bogensehne springt,
Und traf, die sündengeil
In üppigem Wollustreigen
Das Leben verträumt und verspielt —
Sein Herz — das wußte Vergebung nicht:
Es hat nur die Schmach gefühlt!

Die Schmach, daß ihr verraten,
Den gottgebornen Geist!
Daß ihr in wilder Bestiengier
Das Gold, das glänzt und gleißt,
Dran tausend Flüche kleben,
Das tausend Tränen genetzt,
Ein sündenverloren, entartet Geschlecht,
Zu eurem G o t t gesetzt!

Auch ihm, dem Bußekünder,
Verrenkt ihr das Gebein —
Doch wenn sein starres Auge bricht,
Bricht auf der Erde Gestein —
Aufbrausen die Meere im Sturme,
Es bebt der Berge Granit,
Und durch die ganze Schöpfung wogt
Ein einz'ges Sterbelied!

Da wird sie über euch kommen,
Die Angst, die Rächerin!
Und mit verglasten Augen starrt
Ihr zu dem Galgen hin!
Hernieder steigt vom Kreuze
Der Gott im Glorienkleid
Und spricht: Du bist verflucht, o Welt,
V e r f l u c h t i n E w i g k e i t!

Emporstieg

Nur das ist Glück, wenn alle Fähigkeiten
Nach hohem Ziel bis auf das Letzte streiten.
Nur so in äußerm Sturm ist innrer Frieden
Der rätselvollen Menschenbrust beschieden.

Karl Bleibtreu.

Und „Vorwärts durch die Nacht!" heißt die Parole,
Steigt auch nur einer unter Millionen
Als Sieger auf des Lebens Kapitole . . .

Dranmor.

Samstags-Bilder.

I.

's ist Samstag. Heilige Stille geht
Ueber die Erde mit leisen Tritten . . .
In mir ist's klar wie zum Gebet, —
Und jeder Schmerz, den ich erlitten,
Verflüchtigt sich wie dieser Hauch,
Der mir des Herbstes letztes Laubwerk
Zu Füßen wirft — wie dieser Rauch,
Der sich in Schleiern hebt aus Staubwerk . . .

II.

'S ist Samstag. Schwerbeladen kriecht
Der Froner heim zu Herd und Lager . . .
Sein Lebensmut ist längst besiegt —
Der blöde Stumpfsinn ward sein Schwager . . .
Sechsmal vom ersten Morgengrau
Bis zu der Sterne spätem Lichte
Hat er's erquält — und morgen nun?
Ist Sonntag und — die alte Geschichte . . .

III.

'S ist Samstag. Meine Seele gab
Die Stille hin, die sie umfriedet:
Noch hob sich nicht aus Staub und Grab
Für jeden Wandrer, der ermüdet
Nach hartem Schaffen Ruhe sucht,
Die Freiheit, sich auch auszurasten —
Wohl ward sie einmal schon verbucht —
Mit Worten leider, bald verblaßten . . .

IV.

'S ist Samstag. Müder Glockenton
Klingt mir über die Felder herüber . . .
Da denk' ich an den „Gottessohn" —
Und bänger wird mein Herz und trüber . . .
Jawohl! Er meinte es recht gut
Mit seiner Lehren Wunderdingen . . .
Ich fürchte nur, daß Blut — viel Blut
Noch fließen muß, sie zu erringen . . .

V.

'S ist Samstag. Nebelumgürtet liegt
Die Landschaft da vor meinen Blicken . . .
Die Glocke schweigt. Das Nachten siegt —
Will alles Hoffen jach ersticken . . .
Da blitzt ein Licht auf hinten im Land —
Getrost! So wird es sich erzeigen:
Steht erst der ganze Himmel in
Brand,
Wird auch die Freiheit nieder-
steigen! . .

Zuversicht.

Es hat sich wilder Tatendrang
In meiner Brust emporgereckt! . . .
Was soll der zahme, lahme Klang,
Der nimmermehr die Feigen schreckt?

Der nimmermehr die Müden reißt
Von ihren Pfühlen jach empor?
Ersteh, gewalt'ger Schöpfergeist!
Zerreiße, brauner Wolkenflor!

In Sehnsuchtsschauern lagen wir
Und haben Nacht geharrt und Tag,
Ob sich der Zukunft Sturmpanier
Aus falben Nebeln heben mag?

Noch aber liegt's wie schweres Erz
Auf Land und Volk, wie Winterfron —

Und doch verzweifle nicht, mein Herz,
Die Frühlings s t ü r m e n a h e n schon!

Stimmen der Nacht.

Kennst du der Nacht geheimnisschweres Raunen?
Wie ein verlorner Klang aus Jugendtagen,
Der jäh in deine Seele eingeschlagen —
Der jäh erwacht nach jahrelangem Schweigen:

So kommt es über dich . . . Es quellen, steigen
Vergeßne Bilder auf — und ein ergreifend Staunen
Packt dich . . . Das also war dein Schwärmen, war
dein Wagen?
Und jetzt? Und heute? Wie die Wunden tropfen!
Und wie die Reue mahnt mit wildem Klopfen!

Doch laß begraben sein, was da vergangen!
Die Bilder, die in der Erinnrung Hallen
In schwarzem Trauerflor ich aufgestellt:
Sie mögen stürzen, mögen fallen —
Mit ihnen eine ganze Schmerzenswelt!

Was h e u t e mir aus dem Gesang der Nacht
Entgegenklingt in wundersamen Tönen:
Es ist ein Siegeslied! Es soll versöhnen,
Wie jenes Wort am Kreuz: Es ist vollbracht!

Es ist vollbracht! Die Augen heb' ich auf,
Und von den Felsenhäuptern seh' ich gleiten
Zu Tal des Nebels dunst'ge Wolkenbrut . . .

Und über die Scheitel, über die nachtgefeiten,
In langem Zug die Heldengeister schreiten,
Die sich aus Kluft und Krümmung hochgemüht,
Wo in der Einsamkeit die Freiheit blüht!

So gibt's doch einen Lohn! So gibt's ein Ziel!
Ein Zion über diesem Staubgewühl!

Und aus den Stimmen, die der Nacht entklingen,
Tönt die Gewißheit mir: du wirst's erringen!

Reue.

Habe die Nacht verzecht und verpraßt,
Saß bei üppigen Dirnen zu Gast,
Trank mit Gesellen, mit losen ...
Schreit' nun hinaus in den jungen Tag — —
Kaum der Finsternis Thron zerbrach —
Nach dem bacchantischen Lustgelag
Grüß' ich des Morgenrots Rosen!

Grüße des Morgenrots Flammenschein,
Sauge den kühlenden Frühwind ein,
Und die Schatten zerrinnen,
Die ich geschaut mit taumelndem Hirn, —
Die ich geträumt mit brennender Stirn,
Da ich geküßt der buhlenden Dirn'
Den Mund in sündigem Minnen ...

Und meine Seele dehnt sich weit —
Tag, nach dem meine Seele schreit,
Steige helläugig nieder!

S c h a f f e n will ich in deinem Fron!
Siehe, dein verlorener Sohn,
Der in die Arme der Sünde geflohn,
Reuevoll kehrt er wieder!

Oft schweif' ich . . .

Oft schweif' ich durch der Menschen Reihen hin
Und spüre keinen ...
Ahne traumumflirrt nur,
Wie ein gewaltig Chaos mich umbraust,
Wie ein verwirrtes Tönen zu mir ruft,
Gleich Stimmen, die von fernen Inseln kommen ..

Ich spüre keinen —
Und ob Freund, ob Feind
An mir vorübertreibt:
Ich weiß es nicht ...
Wie Schatten hastet's hin —
Verhängt ist mein Gesicht,
Entrückt mein Sinn ...

Dann sing' ich leise Lieder für mich hin,
Die niemand sang bis heute ...
Was dieser schweren Weisen Gang
Bedeute —
Kaum klärt sich's mir ...
— — — — — —

Mit Wesen sprech' ich,
Die noch ungeboren —

Sich noch verloren
In Ewigkeiten, schrankenlosen,
Unvergleichbar
Irdischen Losen,
Unerreichbar
Für Menschenmaß ...

Was ich besaß —
Was ich besitze,
Mir zugeeignet
Wachend bewußt:
Liegt überflutet
Wie vom Vergessen,
Märchenversunken
Tief in der Brust ...

Aber die Stimmen, die geheimnisvollen,
Die verschollen
Im Wachsen und Reifen,
Tönen herauf,
Und sie begreifen
Nach eigener Satzung
Eine eigene Welt ...
Die sich entwirkend
Mich dem Schoße
Alles Entstehens
Ahnend gesellt ...

Urworte denk' ich,
Und ich versenk' mich
In den Strudel der Kraft,

Die sich entfaltend
Alles gestaltend
Zum Wandel schafft ...

Selbst ich entrolle
Bemessener Scholle
Zum Urborn des Seins,
Und es verliert sich,
Was nur gebiert sich,
Als Schatten des Scheins ...

Nachtzauber.

Wie wag' ich's nur, mein junger Tag,
Ins helle Antlitz dir zu schauen?
Der ich der Nacht zu Füßen lag
In sündesüßem Wollustgrauen!

Die Nacht war meine Königin,
Sie weckte tiefste Herzenstöne —
Sie strömte Visionen hin,
Und Träume waren unsre Söhne!

O Träume, die mit milder Hand
Mir alle Erdenschwere scheuchten!
Die mich mit ihrem stillen Brand
Entrückten zu der Sterne Leuchten!

O Träume, die mich hold benetzt
Mit Wunderfingern, gabenschweren —
Das E w i g e mir nah gesetzt
Und stolz verweigert das Entbehren!

Wie ruht es sich so köstlich weich
In ihres Schoßes Zauberkrümmung!
Wie unermeßlich war mein Reich —
Wie schöpferisch des Herzens Stimmung!

Nun blickst du mir, mein junger Tag,
Ins Angesicht, das bleichverwachte,
Und fragst, was ich zu deinem Preis
Aus nächt'gen Tiefen aufwärtsbrachte?

Ich kenne dich! Und doch bist du
So fremd mir noch und schoßverschlossen!
Noch schwült in meiner Seele nach
Der Duftschwall, so der Nacht entsprossen.

Und doch! Hier hast du meinen Arm —
Ob meiner Sehnsucht Eulenflügel
Auch nachtwärts flattern — — nimm mich hin —
Erwirb mich mit dem Sonnensiegel!..

An die Toten im Frühling.

Vieles habt ihr voraus, ihr Toten,
Vieles vor uns,
Die wir noch atmen
In des Lichtes quellender Vollflut ...

Willig —
O so willig! —
Ließet ihr lösen des Leibes Ring
Von der Vergängnis

Heimlichem Finger —
Dehnt euch und breitet euch,
Und es ward eine Lust —
Eine köstliche Lust euch:
Aufzusprießen
Zu Halm und Geröhr,
Mitzufließen
Im großen Allfluß der Dinge —
Mitzudüften
Ob Schollen und Grüften
Oder zu wirbeln
Auf farbiger Falterschwinge:
Mitzugenießen
Nicht zu geringe ...

Vieles habt ihr voraus, ihr Toten,
Vieles vor uns! ...
Aufstehen
Zu Werdefreuden
Aus verschlungenem Wurzelgeflecht
Laßt ihr hundertfaches Geschlecht,
Und hundertfacher Wesen
Winzigen Reichen
Keimt Gedeihn
Und drängendes Sein,
Blüte, Entfaltung
Und Fruchtgestaltung
Aus eueren Leichen ...

Vieles habt ihr voraus, ihr Toten,
Vieles vor uns!

Die Liebe denkt euch nach
Und euere Male
Schmückt trauernde Treue ...
Oder es brach
Zu der schaffenden Nachwelt Tag
Der Erinnerung letzte Brücke ...
Ihr schlaft vergessen,
Und eurem heimlichen Tun,
Dem Wirken im Ruhn,
Fraget nicht nach
Eine einzige Menschenzunge ...

Wie träumt ihr so köstlich
Die Kraftträume des Alls! ...

Aber saget, ihr Toten,
Geliebt und beneidet
Hundert und tausend Mal,
Aber saget:
Wer unter euch atmet und schnauft die Wonne,
Die sprudelnde, ein,
Die ich nun schlürfe,
Da die Tage lenzen
Und am Himmel die Sonne
Wächst und waltet,
Ein huldvoller Bronne,
Daraus fluten Ströme des Segens? ...

Wohl rollt ihr mit,
Geflügelte Stäubchen,
Im Sphärentanze der Harmonien:

Mir aber blieb
Ungeblendet der Blick,
In diesen Tagen des Drangs
Ganz zu begreifen
Des Schöpfers Sieb,
Daraus fällt
Welt um Welt —
Doch keines versinkt
Dieser rollenden Kronjuwele,
Und alle durchdringt
E i n e e i n z i g e S e e l e . . .

Und auch ich rolle mit
Wachend, bewußt,
Mit euch, geflügelte Stäubchen,
Meiner keuschen Inbrunst schneeweißes Täubchen
Trägt
Frohbewegt
Botschaft und Kunde
In alle Runde
Und findet
Neuer Freuden schwellende Saat,
Drin sich begründet
Künftige Tat . . .

Vieles habt ihr voraus, ihr Toten,
Vieles vor uns —
Aber e i n e s
Läßt mich die Flammen
Des Lebens noch schüren:

Dieser Tage
Gotttrunkenes Lenzpsalmieren ...

Doch krachen die Scheiter zusammen
Und liegen die Früchte gelesen:
Gerne, ihr Toten,
Denen ich diesen Gruß entboten,
Gerne dann bin ich mit euch gewesen ...

Auf Trümmern.

Auszog ich: den Muskel gestrafft, den Blick
So blitzend, so leuchtend, so helle! ...
Heimkehr' ich—den Traum—den Traum von Glück
Verschlang der Erkenntnis Welle! ...

Auf Trümmern lehn' ich ... Es schert mich kaum —
Aus Trümmern bau' ich aufs neue —
Vorüber der Jugend Morgenrotstraum —
Und Taten zermalmen die Reue! ...

Nachtwache.

Aus schweren Träumen hob ich mich. — Noch
lag gebreitet schweigend, groß,
Das schwarze Bahrgewand der Nacht, ein rätsel-
schwangrer Riesenschoß —
Noch kündete mit falbem Schein sich nicht der junge
Morgen an —
Ich aber schrie zu Gott empor: Erlöse mich von
diesem Bann!

Erlöse mich von diesem Fluch, der auf mir liegt wie
Panzererz —
Hinsiecht mein Leib, mein Geist verstumpft, verdorrt
ist dein lebend'ges Herz —
Mein Herz, das sonst mit reicher Kraft die Welt in
Weh und Lust verstand:
Verblödet liegt's und sucht und sucht und findet nim-
mer heil'ges Land . . .

Und findet nirgends eine Statt, da es von neuem
wurzeln mag —
Die Nacht ist schwarz ihm, sternenleer und sonnen-
los der lange Tag —
Und alles, dem es sonst geglaubt, dem es in Glut
entgegenschlug,
Verlor die Farbe, ließ den Wert und wandelt' sich
in Dunst und Trug . . .

Sank auf die Lider mitleidsvoll der Schlaf geheimen
Flugs herab —
Vergaß es, daß die Welt doch nur ein blütenüber-
wuchert Grab —
Vergaß es, daß ein jeder Schlag, den es nach eher-
nem Gebot —
Hinzucken muß, ein Opferstück der Kreatur dem
Herrscher Tod:

Dann tritt, als hätte ihn gesandt der Furien beute-
durst'ger Schwarm,
Zu meinem Lager hin ein Geist und rüttelt mich mit
Geisterarm

Und stößt mich aus dem Paradies, da ich vergessen,
was ich litt,
Und flößt in meine Träume Blut und zerrt des
Wahnsinns Schatten mit! . . .

O Herr! O Herr! Als trüge ich die Sündenlast der
ganzen Welt,
So schwer liegt's auf mir — und ich bin doch nur
ein fadenschein'ger Held!
Wie einst vor deines Mundes Hauch zerbrochen Ba-
bels Riesendom,
So brach mein Herz, das einst so stolz, zermalmt
von dieser Lüste Strom!

Von dieser Lüste Flutenschwall, der siedend alle
Welt durchkreist
Und jedes Herz dir abgewandt und sich geknechtet
jeden Geist —
So brach es, das verblendet, jäh der wahren Frei-
heit ganz vergaß
Und sich, ein gieriges Gewürm, ins üpp'ge Fleisch
der Sünde fraß! . . .

So brach es, als es aufgeschreckt entsetzt erkannt,
was es getan —
Zertrümmert liegt nun all sein Glück, verschüttet
seines Heiles Bahn . . .
Wohl zuckt es noch in irrem Schlag, doch längst ent-
floh die alte Kraft —
Doch längst entwich der alte Mut und die Prophe-
tenleidenschaft!

Zerbrochen liegt mein Saitenspiel — nur manchmal
schrillt zerspalten, hart,
Ein Ton noch nach und schreit mir zu die nachtumflorte Gegenwart —
Geweckt von eines Dämons Hand, dem ich verfallen
regungslos —
O Herr! O Herr! Erlöse mich! Die Qual ist übermenschlich groß . . .

Zu einem Riesenleibe hat die Menschheit sich verdichtet rings —
Und dieser Leib ist schwärensiech — aus seinen
Augen grinst die Sphinx —
Wie Pestgestank durchstäubt's die Luft, der über
die Gefilde streift,
Und alles stirbt und alles dorrt, was seiner Arme
Klammer greift!

In meine Träume strömt es wild — verzerrt zur
Fratze mein Gesicht —
Jach schreck' ich auf, als riefe mich Posaunenschrei
zum Weltgericht —
Mir ist's, als wüchse geisterbleich aus Nebeln eine
weiße Hand —
Schrieb Mene Tekel Upharsin an meiner Klause
weiße Wand! . . .

Ja! Mene Tekel Upharsin! Dumpf dröhnt der
Erde mürb Gebein —
Blutrot durchzittert es die Luft, fährt blendend hin
wie Wetterschein —

Wie Trommelwirbel gellt es schrill, wie unterirdisches Gegroll —
O Herr! O Herr! Erbarme dich! Nimm meiner reinen Buße Zoll! ...

Nimm von mir dieses Angstgesicht — o führ herauf das goldne Licht! ...
Dann flattert's hin im Morgenwind, der zu den Kreaturen spricht
In seines Säuselns Gnadenton: „der Herr die Finsternis zerschlug!
Noch einmal flammt die Sonne auf — noch einmal tötet er den Fluch! ...“

Noch einmal, Herr, erbarme dich — auch mich schließ' deine Gnade ein! ...
Dann weitet meine Seele sich — will sich verjüngter Kraft dir weihn —
Und ob die Brandung mich umdröhnt, mit Sündenfingern mich belegt:
Du segnest mich von neuem, Herr, daß jedes Herz mein Lied bewegt! ...

Dann will ich auf die Märkte gehn — will künden, Herr, dein Gnadenwort —
Will alle Herzen pflügen um, die gierzermodert, lustverdorrt —
Du rüstest deinen Boten aus, daß er im Sturm sie an sich reißt,
Sie aus der Enge auf zu dir, zum freiheitsgroßen Zion, weist! ...

Da blutet's auf am Horizont! ... O Herr! O Herr!
Gepriesen sei! ...
Du willst die Gnade, du vernahmst der Seele bäng-
sten Hilfeschrei! ...
Es singt der junge Morgenwind — in goldnen
Bächen strömt das Licht —
Und seine Wogen spülen hin mein nachtgebornes
Zorngesicht! ...

Ich atme auf! Der Tag! Der Tag! Der ist so lang,
so überlang!
Nun gürte dich, mein gläubig Herz, nun fülle dich
mit neuem Drang! ...
Erblüh zu Wundern ungeahnt und sprühe Liebes-
flammen aus:
In diesem Zeichen triumphierst du
über Sünde, Nacht und Graus! ..

Offenbarung.

Zur Nacht, zur Nacht an den Wassern ich ging —
Die Nacht lag schwarz, zerlastend, schwül ...
Und meiner Seele Angstgefühl
Mit zuckenden Fingern die Engnis umfing ...

Von den Wassern herauf erklang es, erscholl,
Als orgelte drunten ein Sturmchoral,
Und doch war die Welt des Schweigens so voll —
Nur in mir schrie die Qual ...

Die Nacht zerdrückte mich und zerschmolz
Mit brünstigem Atem, was einst empor
In märzigen Träumen sich reckte so stolz —
Draus aber kroch Angst und Furcht hervor . . .

Nur Furcht vor dem hellen, dem harten Licht,
Das alles in zwingende Nähe schiebt,
Dran meiner Seele harmonisch Gedicht
In tausend Fetzen und Splitter zerstiebt . . .

Der Wind strich feucht und die Flut lief sacht —
Mich deckte der Nacht blauschwarzer Schild — —
Da hat es sich mir in Gnaden enthüllt
Und satte Genesung mir eingebracht . . .

Wohl tröstet die Nacht und zärtlich gibt
Sie der Einsamkeit Brust dem Verirrten hin —
Sie hat die Verlassenen immer geliebt
Und den wundenzerfolterten Duldersinn.

Sie dämpft das Weh und blendet den Blick
Vor des Tages zerkrümelter Vielheitswelt —
Doch, wenn sich der Himmel im Osten erhellt,
Beschert sie sterbend das reichste Glück . . .

Wie der Tag allmählich zur Erde kehrt
Und langsam wächst zu hellerem Schein:
So reife mein Herz, von neuem bewehrt,
Gemach in seine Bezirke hinein . . .

Zur Nacht, zur Nacht mein Auge hing
An der schwarzen Flut — die Nacht lag schwül —
Doch meiner Seele Kraftgefühl
Frohlockend dem Frührot entgegenging . . .

Triumph der Sehnsucht.

Das sind die Wogen der Sehnsucht,
Die fluten mir durch das Herz —
Der Sehnsucht, köstlich berückend,
Wie Knospenbotschaft im März . . .

Das sind die Wogen der Sehnsucht,
Die in mir branden und blühn —
Die mich berauschen, wie schwüles
Düften von weißem Jasmin.

Wie im Traume war ich gewandelt,
Von engem Genügen erfüllt —
Vor mir ein kleines, banales
Farbloses Werkeltagsbild . . .

Sie nahm so ganz mich gefangen,
Die winzige Werkeltagspflicht —
Zerschmolz mein stolzes Verlangen,
Verhing mein suchend Gesicht . . .

Still war es — freudlos und leidlos
Rann Stunde um Stunde dahin —
Und keine war drängende Sehnsucht —
Und keine Empörerin . . .

Nun strömen und rollen wieder
Die Schauer der Sehnsucht wild —
Zerbrochen liegt das Bildnis —
Mein Auge ist unverhüllt . . .

Ich fühle unendliche Schmerzen
Und Wonnen namenlos —
Ich kreise mit den Gestirnen,
Bin klein und doch riesengroß . . .

Bin Staub und doch die Achse —
Ein *Punkt* und doch *alles* zugleich . . .
Ich verzehre mich in Sehnsucht —
Und bin an Erfüllung so reich! . . .

Es ist so still geworden . . .

Es ist so still geworden,
Die Flut verlief sich sacht . . .
Mein Wehr und Waffen tat ich ab
Und der Gedanken Fracht . . .
Was mich tagsüber wild bewegt:
Ich hab' es nun zur Ruh' gelegt —
Nur meine Wunden bluten,
Bluten in stiller Nacht . . .

Da in der Brust tief drinnen
Ist mir ein Ton erwacht:
„Was dich zu hartem Zwiestreit rief,
Was deines Herzens Schacht

Befeuert, daß du kühn entbrannt,
Verspottet ist's wie Kindertand —
Drum deine Wunden bluten,
Bluten in stiller Nacht!

Wirf hin dein Schwert, die Laute,
Daß sie zerschellt, zerkracht!
Dem Gott, den du bekennst, dem wird
Kein Opfer mehr gebracht!
Kein Herz mehr schlägt, das ihn bekennt,
Und keine Zunge, die ihn nennt —
Drum deine Wunden bluten,
Bluten in stiller Nacht . . .

Vergeblich ist dein Ringen,
Umsonst die Glut entfacht!
Aus diesem Kampf hat keiner noch
Das Glück sich heimgebracht . . ."
Doch sei's, wie auch mein Ahnen spricht:
Euer Gott, er ist der meine nicht!
Mein Herz wird ihn nie rufen —
Bei den ewigen Sternen der Nacht! . . .

Es ist so still geworden,
Die Flut verlief sich sacht . . .
Mein Wehr und Waffen tat ich ab . . .
Doch der Gedanken Fracht
Hab' hoch und stolz ich aufgericht't:
Euer Gott, er ist der meine nicht!
Ob meine Wunden bluten,
Bluten in stiller Nacht! . . .

Nicht mit Trauben . . .

Nicht mit Trauben, nicht mit Rosen
Ward die Laute mir umwunden —
Nicht zum Reigen, nicht zum Kosen
Hab' ich Ton und Wort gefunden.
Was die Seele mir erfüllt hat,
Klang mir aus Gewitterpsalmen,
Und mein brennend Weh zermalmen
Konnte nur, was sich enthüllt hat . . .

Nicht mit Scherzen, federleichten,
Hab' ich mir die Welt verschändet —
Zu den Armen, Gramgebleichten,
War mein Sinnen hingewendet.
Und ich sah in ihre Augen,
Zorn und Trauer tief im Herzen, —
Und ich las von ew'gen Schmerzen,
Die zu lust'gem Spiel nicht taugen . . .

Und ich saß an ihren Lagern:
Klappernd wälzten sich zur Seite
Tod und Schande — mit den magern
Fäusten ringend um die Beute!
Um die Beute: Dürre Glieder —
Mürbe, notzerfreßne Knochen —
Da hat es mich jäh durchstochen:
Die Verzweiflung hob die Lider!

Und ich sah ein fruchtlos Mühen
Aller Besten jede Stunde —

Hellster Flammen bleich Verglühen —
Und am trotzigsten die Wunde,
Die ein großes Streben schlägt,
Das sich bricht in engen Schranken:
Alles Große muß verkranken — —
Ich begriff es tiefbewegt . . .

Nur das Leichte hält sich oben,
Saugt des Lichtes ärmste Stäubchen —
Doch der mit der Kraft verwoben,
Scheucht des Frohsinns Turteltäubchen,
Denn er hört der Räder Stöhnen
Und des Mühwerks krampfhaft Beben —
Und das Ohr sich zu verkleben,
Ist für ihn noch kein Versöhnen.

Nicht mit Trauben, nicht mit Rosen,
Ward die Laute mir umwunden —
Nicht zum Reigen, nicht zum Kosen
Hab' ich Ton und Wort gefunden . . .
Was die Seele mir erfüllt hat,
Klang mir aus der Kräfte Fehden —
Ja! Und einen Traum von Eden
Gab mir nur, was sich enthüllt hat . . . . .

Punktum.

Losgelöst aus eurer Mitten
Hab' ich nun mein ganzes Sein . . .

Alles, was mein Herz gelitten,
Alles, alles sargt' ich ein . . .

Wusch mir flugs die Augen helle,
Knöpft' den Rock bis obenan —
Und nun trag mich, Lebenswelle,
Abgrundsnieder — himmelan!

Zwischenstille

Der Verzweiflung schriller Schrei
Höhnt aus allen Glocken,
Aber ewig streut der Mai
Seine Blütenflocken.

Uferlose Flut des Seins
Dunkler Märchenweiher!
Um mich webt das All und Eins
Seinen Sternenschleier.

Karl Bleibtreu.

I.

Wie ich mich auf den Frühling freue!
Wie mir das Alte und doch so Neue
Schon im tiefsten Winter die Seele bewegt!
Noch ist's erst Weihnacht! Noch atmet der Winter
Aus vollen Lungen!
Und doch ist's mir, als ob schon dahinter
Sehnsuchtsbezwungen
Leise, ganz leise der Lenz sich regt ...

II.

Nun wieder in die Seele schlage
Mit deinem Zauber, Frühling, ein!
Die Lichtflut deiner Sonnentage
Soll sie verjüngen, soll sie weihn! . . .

Was ich gedacht in Dämmerungen,
Was ich geträumt in Nebelgrau:
Von deinem Sonnenband umschlungen
Verklär' es sich zu leuchtend Blau!

Umhallt von deiner Sänger Zunge,
Von deinem Farbenspiel umglänzt:
Will ich mich freu'n wie ein Bauernjunge,
Der seine finstre Schule schwänzt! —

III.

Von Winternot und Wintergram
Wollt' ich ein Lied im Lenze singen —
Im Lenz, der von der Seele nahm
Das wilde Suchen, tolle Ueberspringen . . .

Der mir mit seinem Drang zum Licht,
Mit seinem Schwellen, seinem Treiben,
Nur schweigendes Erstaunen gab
Und tiefergriffnes Stehenbleiben . . .

IV.

Wenn der Weißdorn blüht —
Wenn der Weißdorn blüht,
Wird's mir so helle im Gemüt! . . .
Flugs fließt mein Blut,
Und es sprießt mein Mut,
Als wäre die Welt mein eigen!
Wenn der Weißdorn blüht,
Wenn der Weißdorn blüht
Und die leuchtenden Büsche sich neigen:
Dann die Brust mir schwillt,
Und die ungestillt
Im winterlich schweren Schweigen:
Die Sehnsucht breitet die Arme aus,
Und die ganze Welt ist mein Vaterhaus,
Soweit die Auen lenzen . . .
Wenn der Weißdorn blüht —
Wenn der Weißdorn blüht
Und die Mägdlein mit Veilchen sich kränzen,
Daun kennt mein Schwärmen kein Grenzen . . .
Dann kennt mein Schwärmen kein Grenzen . . .

V.

Auf Wald- und Wiesenpfaden
Ließ ich mich reich begnaden
Vom holden König Lenz . . .
Sein Zepter gleißt von Sonnen,
Sein Auge ist ein Bronnen,
Draus träufelt manche löbliche Sentenz . . .

Zum Beispiel auch das Sprüchlein:
Genieße flugs dein Krüglein,
Ward es dir aufgetischt,
Solang noch jung die Herzen,
Das Leben sproßt im Märzen,
Solange Grün und Grau noch unvermischt! ...

Hat erst ein arges Schicksal
Mit seinem blanken Tückstahl
Dich abgeschliffen ganz:
Ob schäumt der Krug zum Randen,
Er dünkt dich abgestanden —
Zerpflückt ist deines Lebens Blütenkranz ...

Auf Wald- und Wiesenpfaden
Ließ ich mich reich begnaden
Vom holden König Mai ...
Sein Drang ward mir zur Lehre,
Daß ich den Blick nur kehre
Nach dem, was voller Frühlingskräfte sei ...

Nach dem, was sprießt und treibet,
Sich aneinander reibet
Und neu't in Form und Farb' ...
Mein Trauern ließ ich fahren
Und all mein Gramgebaren,
Da König Lenz auch mich zum Söldner warb ...

VI.

Mein Blick, nun weide dich zum letztenmal
An dieses Frühlings satter Blütenfülle!
Voll Inbrunst sauge dieser Sonne Strahl —
Mein Herz, sei stille! ...

Erschweig bewundernd vor dem Werdedrang!
Was dich erfüllt, den Winden gib's zum Raube! ...
Ob dir der Hoffnung goldnes Sieb zersprang —
Dir blieb der Glaube!

O glaube eine winz'ge Weile nur,
Daß diese Botschaft auch für dich gebracht ward!
Umfaß noch einmal trunken die Natur,
Bevor es Nacht ward! ...

Auf meinen Scheitel streut der Frühlingswind
Mattweiße Blüten — eine letzte Krönung — — —
Ich bin so fromm und heiter wie ein Kind ...
Und voll Versöhnung ...

VII.

Herbstabend.

Ich kehrt' aus engen Gassen
Mich durch das alte Tor ...
Waldpfade — wie verlassen!
Blauweiße Dünste schweben,
Und die Gedanken geben
Sich dem, was ich verlor ...

Welch wundersames Feiern —
Wie still am Waldessaum!
Verhüllt von weißen Schleiern
Entschwebet mir das Leben ...
Just wie ein sanfter Traum —
Und ich beklag' es kaum ...

Und was in Schmerzen ich verlor:
Hinnimmt's zum andern Male
Beim letzten Abendstrahle
Der Schatten Schicksalschor ...

VIII.

Abschied.

Nun ist die Stunde kommen,
Da ich von hinnen muß ...
O Mutter, liebe Mutter, gib
Mir nun den Abschiedskuß!
Ich weiß, du läßt mit Bangen
Mich meine Straße ziehn —
Und doch ein wild Verlangen
Nimmt mich so ganz gefangen,
Will mir die Brust verglühn ...

O Mutter, liebe Mutter,
Laß nur das Weinen dein! ...
Du warst so treu, du warst so gut —
So wird's nie wieder sein ...

Doch laß mich still gewähren.
Mein Herz ist stark und rein —
Und trockne deine Zähren,
Dein Schmerz wird sich verklären —
Dein Gott wird mit dir sein! ...

Gipfelgesänge

Ob nichts den Feuerfraß der Schmerzen kühlt —
Ob dir kein Gott den Sieg wird gönnen:
Die Schranken nur, die du ganz durchgefühlt —
Die wirst du überwinden können!

Ob es in der Seele dunkelt —
Vom Seienden
Zum Sollenden, Befreienden,
Die Poesie als Irisbrücke funkelt.

Karl Bleibtreu.

I.

Wir sind die Sieger!

(An Johannes Bohne.)

Freund! Noch sproßt uns die Kraft
Und die Liebe ist jung!
Blüten duft'ger Erinnerung
Wird nimmer sammeln
In kommenden Tagen,

Der nur mit Stammeln,
Der nur mit Zagen
Zu den Göttern gefleht!
Und nie ein Gebet
In flammender Begeisterung,
In blühendem Hymnenschwung,
Gen Himmel gesandt,
Auf daß er ihn löse
Von lastender Schuld!
Auf daß er ihn labe
Aus dem Gnadenkelch
Seiner Trösterhuld!
Auf daß er ihm leihe
Verklärende Weihe —
Lebendigen Odem,
Wie er durchflutet
Der Seligen Brust!
Nicht bangende Lust,
Nicht karges Hoffen,
Nicht zaghaftes Wollen:
Den Tiefen der Seele
Entlockt und entquollen,
Ströme sie hin
In berauschendem Rollen:
Die Leidenschaft!

Wie Bergwasser tosen
Und jauchzend durchbrechen
Gigantischer Felsen
Ehernen Wall:

So flamme sie schäumend
Und siegend umspanne
Mit allmächtigen Armen
Die Zeiten und All!

Laß andere langsam,
In erwogenem Wandel,
Die Pfade schreiten,
Die ihnen gezeichnet
Ein auglos Geschick:
Mit blitzender Brünne,
Im Blicke Flammen,
In der Seele die Freiheit,
Laß u n s erringen
Das heilige Ziel!

Laß andere fahrten
Den Nacken gebeugt
Und ängstlich das Auge,
Das entgeistete, stumme,
Zu Boden gekehrt,
Von tauben Lasten
Die Seele beschwert —
W i r s i n d d i e S i e g e r!

Des Weltalls Weiten
Durchfühlen in kühnen
Gedankenfahrten
Wir glückliche Wandrer!
Und furchtlos schreiten
Wir durch der Zeiten

Rätselumgürtetes
Riesentor —
Nur höher und höher
Zu dir, o leuchtende
Sonne, empor!
Wir sind die Sieger!

II.

Wie bist du plötzlich über mich gekommen,
Du Zug der Sehnsucht, der mich mächtig packt?
Ich war so lustig mit dem Strom geschwommen
Und ward so zahm, voll Höflichkeit und Takt!

Weit hinter mir lag all mein unstet Brausen,
Der „gute Ton" ward mir Respektsmoment ...
Ich fügte mich und machte keine Flausen
Und ward — „vernünftig", wie man das so nennt ..

Ich saß mit Hinz und Kunz an einem Tische
Und der Beschränktheit reichte ich die Hand ...
Und ruhte nicht, bis ich auf einem Wische
Verbürgt, verbrieft mein — Lob der Narrheit fand.

Da hatten sie es sauber hingeschrieben,
Auf Pergament, verbrämt voll Phantasie:
Ich wär' auf rechten Wegen stets geblieben
Und hätte ebenso gedacht wie sie ...

Und hätte ebenso wie sie gelogen —
War's auch ein wenig anders ausgedrückt —

Und hätte ebenso wie sie betrogen,
Wär' ebenso wie sie herumgekrückt ...

(Natürlich gab's auch hierfür andre Worte,
Doch war der Sinn derselbe, denk' ich, wohl! ...)
Und unterweil verschrumpft' ich und verdorrte,
Und die Gemütlichkeit ward mein Idol!

So ging auch heute mir der Tag zu Ende,
In blödem Einerlei vertan, verbracht ...
Da lodert's plötzlich auf wie Feuerbrände
In meiner Brust in stiller Mitternacht! ...

Da plötzlich schäumt es auf wie Katarakte —
Es schreit der Sturm und peitscht mein totes Blut —
Und vor mir steht die Wirklichkeit, die nackte:
Ich war ein Sklave unter Sklavenbrut! ...

Was ich verhöhnt, verlacht, mit Recht verachtet
Dereinst, als jung mein Herz und lauter noch:
Ich hab' es jahrelang voll Fleiß ertrachtet
Und manchmal war's, daß ich zu Kreuze kroch!

Und manchmal war's, daß ich den Geist geschunden,
Daß er wie auf der Marterbank gestöhnt —
Da lag er, überdeckt von tausend Wunden,
Der arme Kerl, vom Pöbel strohgekrönt! ...

Und endlich dann — dann hatt' ich ihn bezwungen
Und ihn geknechtet mit Verräterhand —

Das Kunststück war mir ganz famos gelungen:
Daß schließlich alles ich — „natürlich" fand! ...

Und nun! Und nun! O feueräugig Wunder,
Das sich herausgebar aus nächt'gem Schoß!
Vor mir zerstäubt der taube, tote Plunder
Und zu der Freiheit ringe ich mich los!

Ich find' sie wieder, all die alten Pfade,
Ein überirdisch Licht beflammt die Spur —
Durch eines neuen Geistes Huld und Gnade
Kehr' ich zurück zur Wahrheit und Natur!

Ich kehr' zum Leben und zu seinen Quellen,
Sein wahres Wesen gibt sich heiter kund,
Vor meinem Blick will sich das Tiefste hellen
Und offen liegt mir aller Dinge Grund ...

In mächt'gen Wogen rollt in Herz und Hirn mir
Die Kraft zurück, die neu den Kampf gebiert!
Der Muskel knollt, graniten wird die Stirn mir:
Mir ward der Geist nun, der sich nicht verliert!

III.

Abseits war ich gegangen,
Wo in die Wildnis,
In aufgehügelte, todstille Wildnis,
Sich die Pfade verlieren —

Wo Menschenwesen
Und Menschensprache
Unheimisch dem krautkargen Felsen
Und der nackten Steinklippe,
Den verzwergten Halmen,
Die spärlich sprießen
Zu Füßen der Hügel . . .
Wo die Einsamkeit wohnt
Und die Weltentsagung,
Ihre ernstere Tochter . . .

Und abgetan hatt' ich
Menschenwahn
Und Menschenschicksal . . .
Zwiesprach nur hielt ich
Mit dem zeitzergleißten Gestein,
Mit dem Winkelgestrüpp
Und den Wolken des Himmels
Und mit dem ewigen Gott,
In dem ich war
Und der in mir war
Vom Morgen bis zum Abend
Und wiederum vom Abend
Bis zur Frühe,
Wenn das aufzuckende Morgenrot
Falbe Farbenbündel
In meine Siedlung warf
Und ich aus Träumen mich hob —
Aus Träumen von Gott
Und zeitlosem Sein . . .

Und ich atmete die Gedanken
Des unendlichen Geistes —
Seines Wesens Hauch
Durchleuchtete mich,
Und ich wuchs in ihm
Und wachsend überwand ich
Die Welt und das Schicksal,
Und *begreifend* verging ich
Leicht wie die Windspur . . .

Und *lebend* und *lernend*
Starb ich schmerzlos . . .

Da aber mahnte der Ewige mich
Verschollener Stunden,
Und verschollener Stunden
Kern und Bedeutung
Enthob sich aus Tiefen,
Drin sie versunken,
Als ich die Menschen ließ
Und ihres Wandelns
Verwirrte Fragmente . . .

Und Er sprach zu mir
Mit dem Geiste der Zeit,
Die *war* und bedingt *war*:

Nicht taugt es dem Menschen,
Daß er mich spüre,
Wo ich der Erde
Versagt den Genossen
Und Sünde und Reue . . .

Denn hier betastet
Mich keines Finger,
Und da die Einöde haust,
Stirbt des verirrten
Gottsuchers Seele
Lebend in mir,
Wie ich lebe,
Dem Sein entkeimend
Und auch dem Nichtsein . . .

Aber nur der in Nöten gesündigt,
Errät des Todes
Tieferen Sinn
Und schlürft seines *Lohnes*
Köstliche Fülle . . .

Also hebe dich auf
Und, Dank im Gemüte
Und Erlösungssehnsucht,
Schreite hinab
Und mische dich wieder
Unter der Menschen
Rätselgeschlecht . . .

Und wieder werde
Menschensatzung
Allstündig die Richtschnur
Und maschiges Netzwerk,
Drin sich verhaken
Gedanken und Triebe,

Sündengebärend
Zugleich und entsühnend! . . .

Und ich ging von dannen
Und stockender Stimme
Entgrüßt' ich die Gräser
Und den krautkargen Steinsitz,
Die Wolken des Himmels
Und die Siedlung ließ ich
Dahinten verdämmern . . .

Den Menschen gesellt' ich mich wieder —
Den Menschen der Stunde,
Und irdisches Maß,
Ziel und Bedingnis
Umschnürten mich wieder
Und lehrten mich wandeln
Auf Menschenpfaden . . .

Doch Menschenpfade
Bewuchert die Sünde,
Und die Sünde meistert
Die Kreaturen . . .
Denn sie bedeutet
Folge und Satzung . . .

Und sie zu begreifen,
Und sie zu erfüllen
Ist menschlich zugleich
Und göttlich groß . . .

Denn nur das Leben
Gebieret die Sünde,
Aber die Sünde,
Die du begriffen,
Gebieret den Tod
Und seiner Krone
Stolzes Bewußtsein . . .

Nur der gesündigt
In Lebensnöten,
Errät des Todes
Tieferen Sinn
Und schlürft seines Lohnes
Köstliche Fülle . . .

Und die Fülle ist Kraft,
Und sie lebt in mir
Bis zum Ende der Tage . . .

Ich ward ein Mensch
Und entdeckte den Himmel!

IV.

Die Flut ist nun verbrandet,
Der Sturm ist nun verdröhnt —
Ich aber bin gelandet,
Wo Liebe still versöhnt!
Wo Liebe leise atmet
Und mir den Kummer ebbt,

Den ich durch Staub und Schlachtendampf
Tagüber mitgeschleppt.

Es hat die Wunderaugen
Die Nacht erschlossen weit,
Und meine Blicke saugen
Sich in die Ewigkeit.
Mir ist, als hört' ich schlagen
In mir das Herz der Welt,
Als wär' ich, ird'scher Grenzen bar,
Dem Ew'gen zugesellt . . .

Wie dünkt mich Menschentrachten
So zwerghaft nun und klein!
Ein großes Weltverachten
Zieht in die Brust mir ein!
Am Schild des Schrankenlosen
Zerbröckelt, was bedingt!
Was mich im Tagesschwall bewegt,
Zerfällt nun und versinkt!

Die Flut ist nun verbrandet,
Der Sturm ist nun verdröhnt,
Ich aber bin gelandet,
Wo Liebe still versöhnt!
In goldner Flut entquillt sie
Dem Universums-Kern,
Und ihren Schleier spannt sie aus
Durch mich von Stern zu Stern!

V.

Mein Herz ist voll Sonne,
Voll Sonne so ganz . . .
Kaum,
Daß einstiger Schmerzen
Rückführender Traum
Leise mich streift . . .
Es reift
Alles, was ich besitze,
Zu köstlicher Nahrung,
Kommender Blitze
Satte Bewahrung . . .

Mein Herz ist voll Sonne,
Voll Sonne so ganz . . .
Um die Schläfen mir schlingen
Die glücklichen Götter
Den olympischen Kranz . . .

VI.

Purgatorio.

Zieh ein, o Schmerz,
Und weihe dies Herz,
Das lange sich deiner gewehrt hat!
Und in flammendem Groll
Gegen des Lebens Zoll,
Gegen deine Macht sich empört hat!

Zieh ein, o Schmerz,
Und läutre dies Herz —

Ich geb' es besiegt dir zu eigen!
Und erbarmungslos
Entlös deinem Schoß
Der Qualen nachtlockigen Reigen!

Zieh ein, o Schmerz,
Und heil'ge dies Herz —
Furch deine Flammenspuren!
Was morsch ist, zerbrich,
Bis das Gemeine entwich,
Und die Flitter von dannen fuhren!

Zieh ein, o Schmerz,
Und pflanze ins Herz
Der Welträtsel Erkenntnis!
Was gesucht ich so lang
In glühendem Drang,
Entschleire in ernstem Geständnis!

Zieh' ein, o Schmerz,
Entsünd'ge dies Herz —
Ich geb' es besiegt dir zu eigen! —
Bis in flammender Pracht
Aus Schlünden der Nacht
Der Erlösung Sonnen mir steigen! . . .

VII.

Es rauscht um mich leis und geheimnisschwer
Der Mitternacht phantastisch Tönemeer . . .

Wie Nebelschatten, wie ein Geisterreigen,
Entsteigt es flutend dem geschwätz'gen Schweigen . .

Die Wehr, die ich durch Markt und Gassen trug —
Nur eine Zahl im großen Kriegerzug,

Der lebenstrotzig ringt um karge Spenden
Mit derben Fäusten, hagern Bettlerlenden;

Gesichtern bleich, hohlwangig, schmerzzerwittert,
Von der Vergängnis Pestgestank umzittert;

Gepackt von der Verzweiflung Geierklauen,
Gepeitscht von dürrer Armut Geißeltauen —

Die ich in diesem Sturme trug, die Wehr:
Ach solch ein Kerl! Ein Kampflegionär!

Auch solch ein Held! Ein armer Proletar!
Düsteren Auges ... mit wirr strupp'gem Haar,

Zerdachter Stirne, schwärenschwerem Leib,
Gehüllt in Fetzen, zunderdünn Gestäub —

Auch solch ein Rüttler, Zweifler, Schrankenbrecher,
Ein Meuterer, Rebell und „auch" ein Rächer —

Und nochmals einer, der, was sakrosankt
In tiefstem Marke dennoch fault und krankt —

Was reich verbürgt, bestätigt und verbrieft
Dennoch von grenzenlosem Unrecht trieft:

Zerbricht — von einem neuen Geist getauft,
Nicht zum Verrat mit rotem Gold erkauft —

Solch ein Gesell in hartem Tagesringen,
Im Kampf mit Wahnpropheten, Finsterlingen:

Leg' ich die Wehr von mir um Mitternacht,
Wenn es um mich wie Geisterruf erwacht . . .

Wenn es zu mir in die Mansarde tritt:
Das hohe Weib mit traumhaft leisem Schritt . . .

Schwer fließt sein Haar in goldnen Wellen nieder,
Auf seinen Lippen liegen ew'ge Lieder . . .

Von seiner Stirne flammen Gottgedanken —
Weltüberwindend, sprengend alle Schranken . . .

Und mit der hoch erhobnen Rechten weist
Es in die Zukunft — und es jauchzt mein Geist! . . .

Denn folgend diesem Zeugnis seiner Gnade
Enthüllt mein Auge neue Zukunftspfade,

Die ich gesucht tagüber, doch nicht fand,
Dieweil die Lippe sog nur dünnen Sand . . .

Von der Erkenntnis hellem Glanz umsäumt,
Liegt's deutlich vor mir, was ich nur geträumt . . .

Die Nebelfetzen in die Tiefen sanken,
Zerweht von meines Geistes Lichtgedanken! . . .

Sei mir gesegnet, dreimal heilig Weib —
Gehört dem Tage auch mein Sklavenleib —

Mein Leib, von enger Waffenwehr umschnürt:
Ist's doch mein G e i st , der deinen Odem spürt! . . .

Der dich begreift von Inbrunst hingerissen,
Dem einz'ge Leuchte du in seinen Finsternissen . . .

Kniet doch mein Geist vor deiner Majestät,
Wenn ihn dein Schöpferodem leis umweht! . . .

Was mich erniedrigt, an den Staub gebannt,
Du nimmst es von mir mit allgüt'ger Hand . . .

Und meine Schwingen, die der Marktlärm bog,
Du reckst sie sanft zu neuem Fluge hoch . . .

Und meinen Sinn, den in die Enge zwang
Des schrillen Tages heißer Ueberschwang:

Du weitest ihn, daß er das All versteht
Und nicht zerstückt im Kleinen untergeht! . . .

Daß er im Wandel, was da b l e i b t, begreift —
Aus der Verstäubnis zu der F r e i h e i t reift! . . .

O Weib, hochheilig mir, gebenedeit,
Mittlerin zwischen Tag und Ewigkeit:

Du tönst die Botschaft aus der nächt'gen Stille —
Und H e i t e r k e i t sprießt aus der Gnadenfülle!...

Ja, h e i t e r ward ich! H e i t e r wie das L i c h t,
Das aus der N a c h t verborgnen Quellen bricht! . .

Es knüpfen sich zur E i n h e i t die Gewalten,
Draus aber will die F r e i h e i t sich gestalten! . . .

Und ruft der Tag mich wieder auf den Markt:
W u c h s n ä c h t e n s i c h, b i n n ä c h t e n s i c h
e r s t a r k t!

VIII.

Was mir die Brust so wundermächtig schwellt,
Was mich durchzuckt in ungestümem Fühlen:
Das ist: daß ich zu neuen Heilsasylen —
Daß ich gelandet bin zu einer n e u e n Welt!

Was viele Monden, viele Jahre lang
Mir still genügt in engumschränkter Richtung —
Ich warf es von mir — eine n e u e Lichtung
Erschloß sich meines Herzens Feuerdrang! . . .

So atme auf denn, qualzerspaltne Brust —
Was unaussprechlich, wurde dir zu eigen! . . .
Nun hülle dich in tiefgeheimes Schweigen —
Der Welt Geheimnis wurde dir bewußt! . . .

Der Dinge Wesen und der Dinge Grund:
Erfahren hast du es mit seltner Fülle!
Vor meinem Auge fiel die letzte Hülle
Und von dem Zweifel ward mein Herz gesund . . .

Ein neues „Werde!" — es kam über mich,
Und gottgewaltig klang es mir zu Ohren:
Was ich besaß, das habe ich verloren —
D o ch w a s i ch b i n, b e s i tz e i ch!

IX.

O köstliche Stille der Einsamkeit!
Es schweigen Nähe und Weite . . .
Doch in mir wogt es und braust es wie Sturm —
Klingt es wie Glockengeläute! . . .

Glückauf! Die große, die herrliche Zeit
Strömender Frühlingsgefühle:
Wieder bricht sie mit Macht herein —
Lädt mich zum Waffenspiele . . .

Den Zelter schnür' ich — ich schärfe mein Schwert:
Noch spür' ich Jugendgemutung!
Die Winterklage sei abgetan —
Die Sehnsucht nach stiller Verblutung!

Nicht sterben will ich im Dämmerasyl,
Umkreuzt von Nebelphantasmen —
Nicht sterben will ich verwelkt und zermürbt,
Umdünstet von Fiebermiasmen!

Wo aus feuchter Scholle des Frühlings Blut
Treibt lichtgrüne Ranken,
Will ich mich betten und atmen tief —
Atmen des Frühlings Gedanken! . . .

Will lauschen der Wiesenwasser Gesang —
Will wiedergeboren mich heben:
Im Auge Flammen, den Muskel gestrafft —
Will leben, leben, leben!

Weißt du, verschüchterte Kreatur,
Was Leben heißt und bedeutet?
In den blühenden Frühling tritt hinaus,
Wo die Welt dem Auge sich weitet! . . .

Da wird dir so groß, so siegreich ums Herz —
Da fühlst du ein köstlich Erbeben —

Ein Hauch von der Größe der Schwärmerzeit —
Ein einziges Schwellen und Leben! . . .

Dann sprengst du die Bande! Dann reckst du dich
weit!
Dann fühlst du es wogen und gären!
Dann fühlst du, wie sich in wildem Drang
Eine n e u e Welt will gebären! . . .

Und jauchzend schreist du dein Dankgebet,
All-eins mit den Weltengewalten:
Fühlst du dich selig, fühlst du dich stark —
Spürst du die Kraft zum Gestalten! . . .

Zurück, ihr Schemen der Alltagswelt!
Zerfließt vor dem Frühlingswunder! . . .
Was ich geschaut, ist Unsterblichkeit —
Ihr aber seid nichtiger Plunder! . . .

O wonnige Stille der Einsamkeit —
Es schweigen Nähe und Weite . . .
Doch in mir — in mir klingt es wie „Sieg!" —
Tönt es wie O s t e r g e l ä u t e! . . .

X.

Durch meine letzten Tage
Ein seltsam Leuchten ging —
Wie helle Botschaft großer Zeit —
Wie stummer Schicksalswink:
Daß, da die Stunden herbsten,

Das Licht auf Abschied sann,
Der Sieg in mir vollendet ward,
Um den ich rang so hart, so hart,
Als Frühlingsstürme krachten,
Als Sommernächte wachten —
Den ich trotz heißem Trachten,
Doch nimmer, nimmermehr gewann! . . .

Durch meine Brust es säuselt
Wie tagende Dämmerung —
Und mich ergreift so seltsam süß
Schweifender Sehnsucht Schwung!
Bald wird es sich erfüllen —
Zur Freiheit reift es um!
Die letzte Bürde werf' ich hin —
Nur eines dünkt mich noch Gewinn —
Die Zweifel unterliegen —
Mag's brechen oder biegen —
Nur eins will ich ersiegen:
Der Zukunft Evangelium!

XI.

Osterpsalm.

Nun feiert vom Werke! des Alltags Gelüst,
Nun bannt es aus Sinnen und Herzen!
Und von der Sonne der Liebe geküßt
Laßt flammen der Freuden Kerzen!
Wir haben gerungen mit schwieliger Hand,
Im Werkeltagsstaube geschmachtet:
Nun laßt uns vergessen den leeren Tand,

Nun laßt uns zünden den Opferbrand,
Und der Liebe, die lang wir verachtet,
Die ans Kreuz wir geschlagen in frevelndem Wahn,
Gekrönt mit Dornengewinden:
Wir geben uns heute ihr untertan,
Auf daß Erlösung wir finden!
Und der Liebe, die lang wir verspottet, verhöhnt,
Geeint und versöhnt
Erschließen wir heute die Herzen!
Und wie im jungfröhlichen Märzen
Der Lenz mit allmächtigem Werdeton
Durch die Lande ruft, der Sonnensohn,
Und die Welt im Auferstehungsgesang
Ihm zujauchzt, daß nun die Kette zersprang,
Die der Winter ihr wand um die Glieder:
Also auch wieder
Werfen wir heute weit auf, weit auf
Der Seele Pforten: zu Hauf nun, zu Hauf
Sammelt euch, Lichtgedanken!
Jungblühender Liebe Osterpracht,
In Flammen und Gluten zum Leben erwacht
Nach bleischwer lastender Winternacht,
Heile die Müden und Kranken!
Und wenn wir gebangt, gezagt und geklagt,
Die Seele zerrissen von Schmerzen —
Wir wissen es alle: Es tagt, es tagt,
Und in lichtgrünem Gekränz'
Wandelt der Lenz,
Wandelt der heilige Osterlenz
Heut durch die Lande und Herzen!

XII.

Ich beuge mich über dich
Und küsse dich
Leise — — —
In seine Kreise
Zog dich der Traum —
Du atmest kaum — — —

Und was mich zu dir trieb —
Was mich wie einen Dieb
Zu deinem Lager schleichen ließ:
Mein Begehren erstirbt,
Hier, wo um mich wirbt
Der Keuschheit Paradies . . .

Als hätte dein Genius mich,
Dein Genius, der um dich wacht,
Mit leisem Fittich gestreift:
So bebt mir das Herz . . .

Nur wer das H e i l ' g e begreift
In still verschwiegener Nacht,
Der hat v o l l b r a c h t —
Und von ihm wich
Jedwede S ü n d e,
Jedweder S c h m e r z . . .

XIII.

Gebet auf dem Gipfel.

Höhen gabst du mir, Vater, Höhen —
Mittagshöhen des Lebens!
Da ich größer war, denn du,
Und göttlicher!

Denn ich begriff dich, Allesempfindender!

Denn ich begriff dich
Und deiner Gedanken
Weite Wunder!

Ich strömte in dir aus
Meiner Gefühle Katarakte!

Vater! Da stand ich auf Höhen
Und empfand alles!
Und verstand alles!

Des Gebärers qualvolle Wollust
Und deines Seelenbrunnens
Ewige Unergründlichkeit!

Höhen gabst du mir, Vater,
Stolze Höhen erklomm ich!
Uebermenschliche!

Vater! Ich zittere nicht —
Ich bange nicht,
Denn ich ward wie du!

Vater! Gib mir T i e f e n!
Tiefen, Vater, Tiefen!
Laß mich des Staubes Eingeweide durchwühlen —
Drücke Mund und Stirne
Tief ein in den dürren, tauben Sand
U n d z e r m a l m e m e i n e G r ö ß e!

Denn Vater, deine Nähe —
Deine r e i n e Nähe,
Schmölze die Seele mir in der Brust —
Schmölze sie —
Und ich zerfiele.

Nur der aus der Tiefe
Zu dir emporklimmt,
Mächtig erbebend,
Wird wie du —
Wird du!

Denn nur ein neues Hinab
Gebiert ein neues Hinauf —
Und nur im W e ch s e l
Vollendet sich die Erkenntnis!

Denn bin ich nicht du —
Und bist du nicht ich?
Ruhlose Ruh
Bis zum letzten großen Gedankenstrich . . .

XIV.

Triumph des Uebermenschen.

Schaust du die Sterne, vergißt du der Wesen,
Die zu Füßen unzählig dir wimmeln:
Unter ewigen, ehernen Himmeln
Wirst du vom Reiche der Schatten genesen!

Schicksalgekrümmter
Staubbestimmter!

Raffe mit kühnen Freierhänden
Ihre Rätsel in deine Brust —
Und du wirst in stolzer Lust
Deines Wanderns Fragmente vollenden!

Sterblicher! Sprich mit der Ewigkeit!
Sterne geben dir ihr Geleit —
Brennen auf deinen Scheitel nieder —
Gießen Ströme des Segens aus:
Daseinsfreude hebt die Lider —
Türmet die Quadern des neuen Baus!

Siehe! Unter dem Baldachine
Ewiger Unermeßlichkeit
Heitert sich des Dulders Miene!
Golgathas blutrotes Schmerzenskleid
Färbt sich zu weißem, bläulichem Glanze —
Himmelsprache: köstlich Kristall,
Drin sich erklären die Stäubchen im Tanze —
Draus sich enthüllt das erlösende All!

Sterblicher! Hüte den Schatz, den einen,
Drin sich Leben und Tod vermählt —
Drin sich Sünde und Gnade vereinen —
Und deine Schmerzen sind gezählt!

Sterblicher! Deine Schmerzen verfliegen —
Deine Tränen saugt der Sand:
Ueber die Kleinheit wirst du siegen,
Da dich die Größe übermannt!

Glaubst du den Sternen, vergißt du der Schatten,
Die dir zu Füßen in Knäueln sich winden:
Die sich der Kraft nie verloren hatten,
Werden in der Kraft sich nie wiederfinden!

XV.

Wiedergeburt.

Fall ab von mir, du gottverfluchte Sünde!
Fall ab von mir, wie mürber Blätter Spreu!
Auf daß die Welt ich endlich überwinde —
Auf daß ich endlich — endlich Frieden finde!
Erhebe dich, du trotzig starker Leu
Der Weltentsagung — recke dich empor,
Zerbrich die Schranke, die dich hält, in Splitter!
Ihr Osterwinde rauscht, ein Feierchor!
Aufsprang mir der Erkenntnis Sonnentor:
Entsagt hab' ich jedwedem Tand und Flitter!

XVI.

Vollbracht.

Durch webenden Nebel ging ich zur Nacht.
Da kam mir, Christus, dein Wort in den Sinn —
Dein Wort am Kreuze: Es ist vollbracht! —
Und seine Tiefe nahm mich hin . . .

Ich riß dich zu mir! — Scharf klang mein Schritt —
Ich riß dich zu mir — ein gläubiges Kind! —
Und was ich in Lebensängsten litt:
Hinstarb es wie flüsternder Abendwind . . .

Bunt kreuzte der Nebel phantastischer Kreis.
Ich ging durch die stille, die atmende Nacht —
Da kam es von meinen Lippen leis:
Es ist vollbracht!

Triumphgesang der Lebendigen

Das Lebend'ge will ich preisen,
Das nach Flammentod sich sehnet.
Goethe.

Nun wogt einher in mächt'gem Geroll,
Der Genesung freistirnige Boten!
Den wir gehegt, den alten Groll,
Wir ließen ihn bei den Toten!
Wir ließen dahinten in Wüstenei'n
Der Verzweiflung Dornengeranke —
Ins Leben führte uns siegreich ein
Der moderne Kampfgedanke!

Die uns zerdrückt, zerwalzt und zerstückt,
Die Dämonen verloren die Bannkraft!
Wir haben uns zu der Freiheit entrückt
Und uns durchpocht nun die Mannkraft!
Sansara dahinten nebelumkreist —
Wir rangen uns zu den Höhen!

Lebendig ward uns der neue Geist,
Der da schafft in der Zeiten Wehen! . . .

Der da schafft in der Zeiten Dämmerungsschwall
Und ringt zur Frühlingsentfaltung!
Ob seine Botschaft noch vielen Gelall —
Er wächst und ersteht zur Gestaltung!
Und immer tönender wird sein Wort
Und brünstiger wirbt er um Herzen —
Dann reißt er uns alle im Sturme fort
Und begräbt unsere letzten Schmerzen!

Und F r e u d e — Freude so ganz uns füllt —
Es atmet sich köstlich das Leben!
Es hat sich a l l e s — a l l e s enthüllt
Und will sich dem Frühling ergeben!
Der Vergangenheit tränengedüngte Saat
Sproßt auf zu fruchtschweren Halmen,
Und alles Wachsen eint sich zur Tat,
Drin sich die Zweifel zermalmen!

Wir zweifelten — ja! Wir kosteten wohl
Des Zwiestreits bitterste Wunden!
Wir opferten wohl Idol um Idol —
Und hatten doch nimmer gefunden,
Was uns aus unserer Enge erlöst —
Aus der unzulänglichen Kleinheit,
Drin sich der Dinge Wesen entblößt
Zu grenzenloser Gemeinheit!

Wir lagen im Grunde und stöhnten auf —
Kaum rafften wir uns zum Rufen!

Und drüber stampfte des Alltags Lauf,
Zertrat uns mit erzenen Hufen!
Und keiner — und keiner, der uns die Hand
Gereicht — die blutenden Wunden
Bewahrt vor herzenzermergelndem Brand —
Der uns zur Freiheit entbunden!

Da endlich — bei Gott! — wie vom Wahnsinn
gewecket,
Als ziemten uns Siegerlose! —
Haben wir uns emporgereckt
Zu der Freiheit Gipfelrose!
Da unten umkroch uns ein giftig Gerank,
Das brannte sich ein wie Nesseln,
Umdünstete uns wie mit Pestgestank,
Beschlich uns mit hårenen Fesseln! . .

Nun warfen wir von uns das Dornenkleid
Und atmeten brünstig das Licht ein!
Das Auge erlahmte dem kleinlichen Leid
Vor dem weltüberflammenden Lichtschein!
Schmolz auch vor der Sonne das erzene Tor,
Das dem Sinne gewehrt, der befangen,
Des Weltwehs ewigen Trauerflor —
Das stete Vernichtungsverlangen:

In dieser Erkenntnis gebiert sich das Heil —
Aus ihrem Schoße entmündet
Die Freiheit, die nur um Schmerzen feil —
In der sich die Zukunft begründet!

Das ist die Botschaft der neuen Zeit:
Wir haben in Schmerzen begriffen
Der Freiheit frohe Glückseligkeit,
Die unsere Schwerter geschliffen!

Nun nahe, du Tag! Nun hebe dich rot —
Blutrot aus der Zukunft Wogen!
Nun künde dein Menschenerlösungsgebot,
Von Friedenstauben umflogen!
Ein jeder von uns ist dein kampffroher Sohn —
Hat deine Mission begriffen —
Hat blank für deine Revolution
Seines Geistes Schwert geschliffen!



Gedichte aus der Spätzeit



Gloria.

Auch ich — auch ich, in unseligem Drang,
Hab' mit zuckenden Fingern, so lang, so lang,
Von verzehrendem Fieber zerspalten,
Gehascht nach des Ruhmes Lorbeergezweig,
Mit fliegendem Atem, ringerbleich,
Eine üppige Krone zu halten!

Auch ich entrafft' mich dem heimischen Herd —
Was hat mich die Träne der Mutter geschert,
Was Marias geschluchzte Klagen? —
Es trieb mich so wild, so stürmisch hinaus
Auf des Lebens weißschäumigen Wogenbraus,
Den strahlenden Ruhm zu erjagen.

Wie ward's mir so schwül im umzäunten Kreis —
Nach Atem rang ich — aus altem Geleis
Zog's mich in phantastischem Wahne!
Die Mutter hat mich gesegnet beim Zieh'n
Und gab mir zum Abschied den Flammenrubin
Zum schirmenden Talismane.

Ich spannte mir Flügel zum Dädalusflug —
Nicht war mir e i n dürres Zweiglein genug —

Ich lechzte nach üpp'gem Gewinde ...
Da brachten mir die Töchter der Lust
Mit lachendem Auge, mit lockender Brust
Die süße, die lustige Sünde.

Und ich trank und ich trank und ließ die Spur,
Und mit heldengroßer Siegerbravour
Bracht' ich die Komödie in Stanzen ...
Da nahten sie alle — beäugelten links,
Beäugelten rechts die schnurrige Sphinx
Und kamen mir einen Ganzen.

Holla hoch! Das war ein lustiges Fest —
Der Morgen ward mir weidlich durchnäßt,
Und die Stirne schwamm in Wonne:
Sie trug ja nun glänzende Lorbeerzier,
Und sie trug sie mit Würde, nicht bloß zum Pläsier —
Stolz leuchtete meine Sonne.

Da kam auch für mich der Damaskustag —
Die Binde fiel, und die brennende Schmach
Schlug zischend mir in die Seele ...
O du Wahn! O du Wahn der Unsterblichkeit,
Wenn ein wetterwendisch Gesindel schreit
In hochwillkommnem Krakehle:

„Der Kerl — bei Gott! — ist ein Pionier —
Prophet — Messias — ein Wundertier —
Er schreibt brillante Sachen!
Gedankentief und doch populär

Und so bilderreich! Und so schneidig wie er
Kann keiner Verse machen!

Wie wär's drum, wir dächten beizeiten schon
An ein Säulchen, ein Denkmal — die Nation! —
Nur hurtig: die Sammelliste:
Wer unterschreibt? „Na ich!“ „Und auch ich!“
(Der eine: „Rein fiel ich!“ bei sich —
Der andere: „Wenn man nur nicht m ü ß t e!“) . .

Da dankt' ich dir, Krämerbrut, für das Mal,
Und ich ließ den rauschenden Huldigungssaal. —
Entweiche wahnwitz'ge Verblendung!
„D e r Ruhm ist keinen Dreier wert,
Und dreimal Schmach, wer ihn begehrt
Für seine göttliche Sendung!“

Ich rief's und schritt in die Nacht hinein,
Und beim ersten, blassen Frührotschein
Ist mir ein Wandrer begegnet . . .
Der sprach: „Glückselig bist du, Poet,
Dein w a h r e r Lohn, wenn im st i l l e n Gebet
Ein getrösteter Armer dich segnet!“ . . .

Deutsche Blätter. 10. Okt. 1887.

Der verlorene Sohn.

Mein Mütterlein, zu dieser Stund',
Zu dieser Stund' in tiefer Nacht
Bist du aus leisem, kurzem Schlaf
Wohl jählings, jählings aufgewacht!

Du fährst empor und starrst und horchst;
Und eine bange Ahnung schwirrt
Dir durch die angstumschnürte Brust:
Daß ruhelos dein Kind noch irrt ...

Noch irrt auf fernem, fremden Pfad,
Noch irrt in später, schwarzer Nacht —
Du aber weißt nicht seine Spur,
Weißt nicht, was es so ruhlos macht . . .
Weißt nur, daß es aus dieser Not
Die Mutterliebe einzig risse,
Und möchtest wohl es suchen gehn
Durch schwarze, schwarze Finsternisse ...

Mein Mütterlein, dein armes Kind,
Es sucht dich nicht in seinen Aengsten,
Es taumelt durch die Nebelnacht,
Geschleift von seines Dämons Hengsten.
Hei! Wie es brennt in seiner Brust!
Wie schnürt's die Kehle ihm zusammen!
O Mutter, deine milde Hand
Beschwor mir nicht die Wahnsinnsflammen.

Mein Mütterlein, laß ab, laß ab!
Das du in Schmerzen einst geboren,
Dein Kind, du hast es einmal doch
An diesem Tage — ach, verloren!
Es fragt nichts mehr nach deiner Lust —
Es fragt nichts mehr nach deinem Kummer,
An seiner Leidenschaften Brust
Erwürgt es deiner Nächte Schlummer . . .

Mein Mütterlein, wenn's dich verzehrt,
Daß du dein Kind hast lassen müssen,
Dann ruh dich auf der Bahre aus
Von deines Lebens Kümmernissen ...
Dann schließ die müden Augen zu,
Die oft um mich in Tränen lagen —
Dann laß zur allerletzten Ruh'
Dich heimlich auf den Kirchhof tragen ...

Vielleicht bin ich des Wanderns müd,
Und ist die Unrast all' verlodert —
Vielleicht, daß dann mein Schicksal mich
Dort rasten läßt, wo du vermodert ...
Dann sind wir beide ganz allein,
Und unsre Liebe darf nicht säumen — —
Dann will ich meines Lebens Traum
Mit dir noch einmal still durchträumen.

Dann will ich alles dir gestehn —
Wie Schuld auf Schuld sich lud, dir sagen —
Dann will ich mit dir heimwärts gehn
Zu meines Lebens ersten Tagen ...
Mein totes Mütterlein, dann gibt
Es nichts, was dir verborgen bliebe —
Dann weißt du, wie ich dich geliebt
Und doch verraten deine Liebe!

Dann weißt du, wie es plötzlich mich
Mit heißem Atem angepfiffen —
Wie es in meine Seele schlug,
Das Feuer, dampfend, unbegriffen —

Wie es versengend mich gepackt,
Mich weggespült von deinem Herzen:
Ich schoß, ein Glutenkatarakt,
Ins Tal der Wonnen und der Schmerzen.

Mein Leben troff von Duft einmal —
Vom Duft der Rosen und Narzissen . . .
Mein Denken war ein Morgenstrahl,
Entbrochen schwarzen Finsternissen —
Ich lebte! O mein Mütterlein —
Und riß, umsprüht von Freudenfunken,
Die Sphären an mein Bruderherz,
Von Weltenmelodien trunken . . .

An i h r e m Leib bin ich zerschellt,
Und all mein Denken ist verpestet — —
So irr' ich ruhlos durch die Welt,
Ein Narr, verzweiflungsqualgemästet . . .
Nicht grünt mein müder Wanderstab
Ein zweites Mal zur Sündensühne —
Kein Gott nimmt meine Reue ab
Und hebt von mir der Schuld Lawine.

Aus weißem Kelch den gelben Wein
Goß ich ins rote Blut der Wunden — —
Nur einmal wollt' ich stille sein,
Nur einmal von der Schmach gesunden!
Die aber preßt mich fest und läßt
Mich nicht aus ihren erznen Krallen —
Von Blut und Kot und Schweiß genäßt,
Schleif' ich durchs Leben, fluchverfallen . . . —

Ja, Mutter, stirb! Und bist du tot,
Dann wollen wir, ein seltsam Pärchen,
Vom Abend- bis zum Morgenrot
Eins plaudern von dem tollen Märchen,
Dem mich das Schicksal auserwählt,
Mich brav — recht brav drin auszuleben —
Und hab' ich's dir dann auserzählt,
Hast du auch schweigend mir vergeben . . .

Dann reck' ich hoch mein Haupt empor —
Und bei des Tages ersten Grüßen
Schmeiß' ich den eklen Erdenstaub
Von meinen wandermüden Füßen . . .
Es fliegt der Filz ins feuchte Gras,
Ich rüste mich zum letzten Traume —
Zerbreche meinen Knotenstock
Und häng' mich auf am nächsten Baume . . —

Deutsche Blätter. November 1887.

Ein Ende vor dem Anfang.

Ganz leise erst, noch in den zartsten Fäden,
Spann sich ein Band von dir zu mir herüber . . .
Oh! Voll war ich des köstlichsten Erwartens,
Und süße Hoffnung hat mich oft berauscht.
Ich liebte dich vielleicht noch nicht . . . Und doch —
Ich wußte es: die Stunde, ja, sie käme,
Wo ich dich sanft in meine Arme nähme,
Dich an mich zöge, küßte . . . und tief atmend
Du dich auch mir zu eigen geben würdest . . .

Ich lebte dieser Stunde still entgegen
Und zehrte scheu von ihrer Freude Segen ...
Und nun kam's doch noch anders. Zaghaft fast
Stand auf ein müder, milder Wind .. und langsam,
Wie spielend, wie in harmlos neck'schem Zufall,
Hat er die weichen Flocken des Gewebes,
Das zart von dir zu mir sich angesponnen,
Zertändelt ... Sieh, mein liebes Kind, nun flattern
Die kleinen, losen Maschen wie verwaiste,
Verlorne Seelchen durch die stummen Lüfte ...
Und drüben nun stehst du, ich stehe hüben —
Und traurig sehn wir unser Glück zerstieben . . .

Ich liebte dich vielleicht noch nicht . . . Vielleicht
Lieb' ich dich jetzt noch nicht . . . vielleicht nicht
mehr . . .
Nein! Aus dem Wege gehen wir uns nicht.
Ja! Wir begegnen uns noch ziemlich oft ...
Und unsre Augen suchen sich und bleiben
Auf einen ... Augenblick in tiefem Anschau'n,
Nicht scheu, nicht schüchtern und wohl vorwurfslos..
Und nur wie Neugier, wie ganz zarte Neugier
Liegt es in unserm Blick ... dann gehen wir
Vorüber aneinander stumm und still ...

Ich weiß: wir werden uns nicht wiederfinden —
Und auseinander weiter, immer weiter
Wird uns das Leben unsre Wege führen ...
Nur manchmal zittert leis die Frage auf,
Das scheue Kind verschwiegner Stunden: wenn

Nun dieses Wissen dennoch trügrisch wäre?
So trügrisch wie das erste? Würd' ich säumen,
Da sich zum andern Mal das Glück mir böte,
Es zu ergreifen und es festzuhalten? . . .

Es folgt der Nacht die junge Morgenröte —
Doch meinem Leben blühet noch das Licht,
Doch meinem Leben blühet noch der Tag
Und seines Schaffens ungemess'ne Freude . . .
Noch darf ich meine Kraft im Kampf vergeuden,
Noch habe ich ein Recht auf rote Wunden,
Noch schiert's mich nicht: Ob träge Abseitsruh',
Ein Opfer der alltäglichsten Geschichten,
Im ersten besten Winkel ich gefunden,
Noch darf ich kühn auf „stilles Glück" verzichten!
Es zu ergreifen — ja! ich würde säumen —
Und dann auch: selbst, wär' ich zu feig dazu:
Nein! Nein! Ich halt' nicht viel von reparierten
Träumen . . .

Die Gesellschaft. April 1888.

Psalm der Leidenschaft.

Wie du mich lange, lange verlassen hattest,
Meiner Phantasie und meiner Kraft gewaltige
Tochter,
Leidenschaft! —
Die du von mir gewichen warest und von mir ge-
flohen
In Dämmertiefen und Nebelgründe —

Die du mich hattest verdorren lassen und kläglich
verkümmern —
Wiederum nun nach langem Entbehren
Feire ich in stürmisch klopfender Brust
Deine dithyrambische Einkehr!

Leidenschaft! Voll bin ich deiner und deiner trunken —
Alles Verstaubte tief, tief versunken —
Alle Gewöhnlichkeit glitt dahin —
Begeisterung! Ich schlürfe dich liebeglühend, Erlöserin!

Voll bin ich deiner! In starker Erregung —
In glüher Bewegung
Ist all mein Sein!
Leidenschaft, ich bin dein!

S i e — s i e ist zu mir niedergestiegen
Und hat mich erwählt —
Und eine Beute von süßen, köstlichen Siegen
Hab' ich ihr wieder und wieder erzählt,
Wie sie all mein Suchen und all mein Sinnen
Einzig begreift —
Ob Tage, ob Wochen, ob Monde verrinnen —
Meine Liebe bleibt und reift . . .

Leidenschaft! Du erfüllst mich so ganz!
Mit magischem Schein überströmt mich dein Glanz,
In deinen Wirbeln so ganz verloren
Ward ich wiedergeboren!

Wie so anders nun leuchtet mir Leben und Welt!
Wie so heimisch nun ward mir mein irdisch Gezelt!
Stunden oft rast' ich und rege mich kaum . . .
Und mich erfüllt namenlos glücklicher Traum —
Alles gewährend, Leidenschaft, bist du genaht!
Siehe, ein Trunkener wandelt der Liebe rosentrie-
senden Sonnenpfad!

Die du mich lange, lange verlassen hattest, Leiden-
schaft —
Neu haftet's in mir von deinen Geschossen!
Neu dampft meiner Seele gebärende Kraft —
Ich habe genossen!

Und trunken ward ich von all dem heißen Genießen,
Rosen nur seh' ich, nur Rosen sprießen
Je und je —
Berauschende Düfte wehen mir zu die Winde,
Und mir seligem Kinde
Schweigt das Weh . . .

Sturm nur erfüllt mich und kühneres Wollen —
Ob Tage, ob Wochen, ob Monde verrollen,
Was kümmert's mich!
Laß sie in blödem Plunder verfliegen —
Die du zu mir herniedergestiegen,
Leidenschaft! Liebe! ich halte dich!

Halte dich — ob auch nur eine Stunde —:
Deine Saat gedeiht!

Geheimnisvoll mit dir im Bunde
Ueberwind' ich die zehrende Zeit . . .

Das literarische Anhalt. Herausgegeben von Jean Bernard Muschi und Dr. Hermann Wäschke. Dessau. 1888.

Noch einmal! . . .

Nun knospet's in den Linden wieder,
Die unter meinem Fenster stehn . . .
Ich sah sie blühn und sich entblättern,
In pfeifenden Oktoberwettern
Ihr letztes Blatt verloren gehn.

Es kam des Winters weiße Stille —
Und ganz vereinsamt ward mein Herz . . .
Nur der Erinnerungen Fülle
Beschwor ein dunkler Schicksalswille
Und dem Verwaisten milden Schmerz . . .

Du gingst von mir. — Da nackt die Bäume,
Drückt' ich zum Abschied dir die Hand. —
Fahrt wohl, fahrt wohl, ihr Sommerträume,
Ihr zogt wie treulos Flutgeschäume —
Und nur die Sehnsucht wob das Band. —

Nun knospet's in den Linden wieder,
Die unter meinem Fenster stehn . . .
Braunrot seh' ich die Kraft sich schließen —
Ein Duft von nahendem Genießen
Spür' ich durch wärmre Lüfte wehn . . .

Wirst du noch einmal nordwärts kehren,
Den ich wie keinen je geliebt?
Laß uns den letzten Lenz durchträumen —
Wird's wieder nackt an Busch und Bäumen,
Ist's Zeit, daß auch d e r Wahn zerstiebt . . .

Das literarische Anhalt.

Motto zu „Adam Mensch".

Laß fahren, was dich traurig macht,
Und was die Enge dir geboren —:
In dieser großen Freudennacht
Bleibt dir dein Genius unverloren.

Wir leben, mein geliebtes Weib —
Und unser Leben atmet Fülle —:
Der Dinge unverstandne Hülle
Fiel ab vom nackten Gottesleib.

Adam Mensch.

Widmungsgedicht zu „Adam Mensch".

O s k a r H ä n i c h e n zugeeignet.

Von einem Grabe komm' ich her. — Du weißt,
Mein lieber Freund —: von welchem Grabe —
Du weißt —: wie viele Träume, wie viel Glück —
Wie viele Vergangenheit ich d a begraben habe . . .
Von des Vergessens Flut unüberspült
Mahnt dieser Hügel noch im fernen Süden —
Da wir so groß gelebt, so stark gefühlt,

So heiß gekämpft um unsres Willens Frieden.
Ob wir ihn fanden—? Nun, mein lieber Freund—
Wir lächeln schmerzlich — doch wir lächeln eben —
Wir sind allein — wir haben nur noch uns —
So bleiben wir zusammen für das Leben ...
Der Regen klatscht an meine Fensterscheiben —
Ins Nordland wieder wurden wir verbannt —
Getrost mein Freund! Wir werden südwärts treiben
In unsrer Sehnsucht — unsres Sieges Land!
Ein Grab zu hüten gilt's. Mit weißen Kerzen
Hat's unterweil der junge Lenz geschmückt —
Für das Unsterbliche verglühn die Herzen —
Mit rotem Blut getauft der tiefsten Schmerzen
Ward uns der Geist, der Zukunftsfrüchte pflückt. —

Adam Mensch.

Das Ende vom Liede.

Vergessen können — ja! Das ist die Kunst,
Von allen Künsten dieser Welt die erste —
Von allen Künsten dieser Welt die schwerste,
Und bist du ihrer Herr, ist alles Dunst.

Ist alles Wurst, was jemals du gewesen,
Was du geliebt, gehaßt, getan, gefehlt, gewollt,
Ob sich dein Leben prunkvoll aufgerollt,
Ob du für andre warst bequemer Besen.

Ob Sklave oder Herr — dann ist's egal,
Vergessen können — und nicht dran ersticken,
Hinunterschlucken, lachen, weiterkrücken,
Ins Leben weiter noch ein dutzendmal.

Dann tut's ja nichts! — Nun gut! Ich will's probieren,
Den letzten Lorbeerkranz will ich entblättern,
Das letzte Amulett will ich zerschmettern,
Wie man vergißt, will ich genau studieren.

Und eines Tages dann — ist mir's geglückt,
Ich atme auf in grenzenloser Leere
Und breche in die Knie und bete: Kehre,
O kehre wieder, die du mich entzückt:

Geliebte Sünde, die ich froh beging,
Geliebte Reue, die ich kühn genossen. — —
Gemach, mein Freund! Dein Schicksal ist beschlossen
Und um dich schürzt sich des Vergessens Ring.

Deutsche Blätter. 1889.

Erste Sonne.

Wie gerne laß' ich von der ersten Sonne
Mich bescheinen! — Wenn der Januar
Mit seiner Atemzüge Eishauch wich —
Wenn in der Monde Schnur die zweite Perle
Sich übertropfen läßt von Goldreflexen —
Der Winternebel Vorhang in zwei Stücke

Geborsten ist ... und ihrer Gnaden Truhe
Nach träumerischer Rast die Sonne leert —
Den ganzen Köcher ihrer funkelnden Pfeile:
Wie gerne lass' ich mich von dieser Sonne,
Von dieser Sonne sanft verkühltem Licht
Bescheinen! Leise kommt auf leichten Sohlen
Ein Sinnen über mich ... ein dunkles Suchen —
Und doch, wie so klar und wunschlos still ...
All' Winterunrast hab' ich abgetan —
Als schritte ich auf Wolken, treib' ich hin ...
Die Augen halb geschlossen ... seltsam müde —
Und an den Sonnenstrahl, der mich berührt ...
Leise, ganz leise meine Wange streift,
Möcht' ich mich lehnen ... und in seiner Goldspur
Verdämmern lassen meiner Seele Leben ...

Deutsche Blätter. 1889.

Meta.

Am Donnerstag kam Meta in die Schule,
Am Donnerstag nach Ostern. — Wie das Kind
Sich drauf gefreut hat! Wie sein kleines Herz
Der Mädchenträume bunte Fülle träumte!
Die Tage all vorher hat's von dem einen,
Von diesem einen immer nur geplaudert —
Selbst in den festen Jugendschlaf schlich sich
Die Neugier lockernd ... Und dann kam der Tag ...
Und kaum zu bändigen von der Hand der Mutter,
Die es zur Schule brachte, war das Mädchen ...

Nachher kam's zu mir. In den braunen Augen
Stand klares Leuchten ... und der Freude Schimmer
Entzückte hold das zarte Angesicht ...
Die kleinen dünnen Finger hielten tapfer
Die rote Düte, die fast größer war,
Denn's ganze winzige Persönchen ... „Onkel!
Das hat der Lehrer mir geschenkt —" ich nickte ...
Und ließ die Hand nach einer Mandel suchen ...
Und krabbelte ganz unten eine auf ...
Und biß sie durch ... und schob das größte Stück
Dem Leckermädchen durch die schmalen Lippen ...
Dann lachten wir ... und weich ward mir die Brust,
Verschollenes hob aus Dämmertiefen sich,
Drin's lang bedeckt gelegen ... kam ... und ging
Vorbei ... die Mandelbrocken schluckt' ich hinter ...
Und küßte Metas kleinen, roten Mund ...

Zum ersten Male heute soll das Kind
Allein zur Schule gehn ... Nun weint's und schreit:
Es kann den Weg nicht finden ... und die Furcht
Schnürt ihm das kleine Herz zusammen ... das
Vorgestern noch in heller Freude schlug
Und sich zum Richtplatz seiner Reinheit sehnte ...
Tiefsinn der Kindheit! — Sich aufs Leben freuen,
Es nicht erwarten können. — Ach! Wir alle,
Die wir nun alt und müd geworden sind,
Wir haben's auch einmal getan! Doch keiner,
Den nicht auch einmal jäh die Furcht gepackt

Vor dieses Lebens ungeheurem Wirrwarr —
Der nicht auch einmal bangte, ob er nicht
In diesem Dickicht doch den Weg verlöre ...
Und nimmermehr zu seinem Ziele kehre —?
Es stockt sein Fuß ... und ratlos irrt sein Blick ...
Sein Atem steht ... Mein Gott! Nun doch zu-
rück —?
Nein! Vorwärts! Nun? Ach irgendwo ein Pfad
Wird sich schon finden — ob's der rechte ist —
Wer wüßte es! — Das aber wissen wir:
Zur Wirklichkeit den Irrtum umzubiegen:
Wir klugen Menschen nennen's eine „Tat" —
Und für die allerletzte Nacht die Herberg' —
Kann schließlich auch an diesem Wege liegen ...

Ob Meta morgen wieder weinen wird —? ...

Deutsche Blätter. 1889.

Nürnberger Tand.

Im fremden Gasthofszimmer,
Das unsäglich nüchtern und kalt,
Knistert's von seidenem Schimmer,
Perlt's auf von flirrendem Flimmer —
Nacht, deine geliebte Gestalt!

Längst schon ist die Nacht gekommen,
Hat alles schwarz verhängt —
Strömend ist's da erglommen ...
Und was du mir jemals genommen,
Hast du alles mir wiedergeschenkt!

Ich hab' mich herumgetrieben
In der fremden, verworrenen Stadt —
Ich wollte dich nicht mehr lieben —
Da war mir treu geblieben,
Die mich verlassen hat ...

Die Gesellschaft. 1889.

Maria.

Ich war in deinen Kreis getreten, Weib,
Und meine Leidenschaft schrie auf zu dir —
Und alles bebte von mir hin zu dir —
Und meine Glut warf mich in deinen Staub —
Und meine Gier brach meines Stolzes Knie —
Und meine Brandung rang empört um dich —
Und alles schoß zusammen zu dem Schrei:
Nur einmal nimm das Opfer meiner Kraft —
Sieh, meine Arme stöhnen dir entgegen —
Entgürte deines Leibes Schönheitssegen
Dem Katarakte meiner Leidenschaft! — —

Gelegentlich traf ich dich mal allein — das heißt:
Auf deinen Armen, die mich trunken machten,
Sah ich des Fleisches feste, volle Wölbung,
Trugst du dein Kind — dein Kind, wie einen Schild,
Mit dem du meinem Frevel wehren wolltest —
Hm! Meinem Frevel, den du doch erlechzt —
Zusammenschauernd von dem Fremdling heischtest ..

Ich haßte es, dein Kind — ich haßte es ...
Und doch sah's mich mit seinen großen, blauen,
Neugierigen Augen furchtlos an . . und patschte
Mit seinen kleinen, dicken, plumpen Händchen
Zu mir herüber ... Und du zittertest ...
Und schwiegst ... halb überlidert stahl dein Blick
Zu deinem Kinde sich ... an mir vorüber ...

Mir aber war's, als kämen deine Augen
Weit . . . weit aus der Vergessenheiten Land —
Aus des Gewesnen ungeheurer Zone —
An eine andre Mutter mußt' ich denken —
An eine andre Mutter mit dem Sohne ...

Und so — so schont' ich dich ... und spielte träu-
mend
Mit deinem Kinde, das nun lächelte
Und mir sein süßes, helles Papa! lallte ...
Wie lieblich du errötetest! Indessen —
Ich hatte dich, geliebtes Weib, vergessen —
Vergessen, wie in schwülem Wahnsinn ich
Dich heiß begehrt ... und deines Leibes Seele
In meine Seele hatte trinken wollen ...

Dann bot ich dir zum Abschied still die Hand ...
Und schonte dich ein andres Mal — denn da
Ich deine weichen, schlanken Finger spürte,
Da — allein ich ging ... ich ging und freute mich,
Daß ich so Meister meiner Leidenschaft —
In einem dunklen Eckchen meiner Brust
Hatt' breit sich die Befriedigung aufgebläht —

Du zittertest — er hatte keine Lust
An deinem Leibe mehr — der Fremdling — geht ...

Und ganz gemächlich, langsam, Schritt für Schritt,
Bin ich die Straße dann hinabgeschlendert ...
Zu deinem Fenster blickt' ich nicht empor —
Ich wußte es: dort oben standest du ...
Und sahest mir nach ... und warest auch allein ...
Ich hörte, wie gepreßt du atmetest —
Ich sah, wie du die weiße, heiße Stirn
Verzweifelnd an die kalte Scheibe drücktest —
Ich fühlte deine Hand auf meinem Arm —

Ich fühlte deinen Blick in meinem Auge —
Ich zitterte ... und schritt doch ruhig weiter ...
Und dachte dabei noch an dies und das —
Bis ich in meine stille Stube trat,
Drin ihre seidenweichen, grauen Flocken
Voll von verschwenderischer Zärtlichkeit
Die Dämmerung balsamgütig ausgesät ...
Ich setze mich in meine Sofaecke ...
Und fürchtete mich vor dem Licht — gewiß!
Es würde meine heißen Augen schmerzen ...

Die Gesellschaft. 1889.

Heimkehr?

Wie bin ich nur so jäh hierher verschlagen
In dein entfremdet Reich, Waldeinsamkeit?
Zu Gast war ich in schicksalskühnen Tagen
Des Südens formgewalt'ger Heiterkeit!

Und wieder nun des Nordlands Thymiandüfte
Und seiner Erlenwälder Herbstmusik?
Ein müder, summender Wind ... und träumende
Wolkenbilder ...
Nach Mitternacht des Mondes Nebelblick ...

Und meiner Heimat längstvergessene Sprache ...
Und längst vergessener Menschen Angesicht —
Wie alles sich einschmeicheln will! — Ich starre
In meines Morgenrots erloschenes Licht ...

Habt ihr mich wieder? — Bin ich fremd gewor-
den? —
Braunrot quillt auf des Abends Dunstgeflecht ...
Weit ... weit das Land ... die weißen Nebel leuch-
ten —
Zu mir tritt meiner Sehnsucht Lichtgeschlecht —

Dort, wo das Leben reinere Glieder rundet,
Zu größerer Fülle seine Kräfte stimmt,
Möcht' ich mit dir, Geliebte, sonnumstundet
Mein Sein verträumen, bis es sanft verschwimmt ..

Wir lugen weit ... weit übers Meer, das blaue —
Um stillere Inseln noch wirbt unser Blick ...
Und wenn ich dann in deine Augen schaue,
Find' ich erschweigend mein intimstes Glück ...

Zu Zeiten, die gewesen ... ungewesen ...
Beruhigt unsere Gegenwart verfließt ...
Und von der Dämmerung Schattenspiel genesen,
Ward uns der Geist, der lichterfüllt genießt —

Bis er, am Horizont ein Wolkenstäubchen,
Darauf die Sonne lag mit mildem Glühn,
Sich sanft entkräuselt ... Weiter rollen Stunden ..
Und Jahre, Menschen, Sterne weiterziehn ...

Geliebte Heimat, den nun deine Krume
Zum letztenmal mit ihrem Herbst genährt —
Verzeihe ihm! Gib ihm zum Abschied deine letzte
Blume —
Und laß ihn ziehn, der deiner nicht mehr wert ...

Die Gesellschaft. Juni 1889.

Erlebnis.

Hast du es einmal schon verspürt —?
Ganz wunderseltsam wird's dich fassen,
Ziehst du zur Nacht, da sich kein Hauch mehr rührt,
Kein Menschenhall mehr auf den Gassen —
Vereinsamt deine Straße hin ...
Du bist bei dir ... und bist's auch nicht —
Wie Schatten flirrt's vor deinem Sinn ...
Und halbverhängt ist dein Gesicht ...
Was du gewesen, wird zur Gegenwart —
Noch einmal will sich alles geben ...
Du darfst bereu'n, versteh'n ... und deutest dir
Dein kleines Stück vom großen Leben ...
Du atmest tief und schwer ... und hebst den
Blick —:
Zur Seiten steht, gleich unerfüllten Bitten,
Der Häuser schwarz Spalier ... die Fenster tot —

Und sacht bist du vorbeigeschritten ...
Noch einmal dann ... und ganz von ungefähr ...
Hebt sich dein Auge —: das mag richtig sein —
Ja! dieses Haus war's, diese Fenster dort —
Und alles still. — Erst jetzt bist du allein. —
Erst jetzt — ganz recht! Und jetzt erst hältst du's fest —
Und wunderst dich, daß du's noch nicht gewußt —
Du gingst doch wahrlich oft genug vorbei —
Und fraglos, klaglos blieb dir Mund und Brust!
Und nun? Ob er noch lebt? — was sollt' er nicht!
Wo er wohl jetzt —? Ein trauriger Begehr!
Was geht dich der verschollene Fremdling an,
Der nun so lange schon dein Freund nicht mehr ..!
Er zog von dir. — Und jetzt bist du zu Haus.
Du denkst noch dies und das ... der Lampe gelber Schein
Bleicht durch den Raum ... du gähnst ... und gehst zu Bett ...
Du gähnst noch einmal ... lächelnd schläfst du ein ....

Deutsche Blätter. 1889.

Erfüllung.

Verhaltenes Geigengeriesel
Zittert in mein Gemach —
Ich horche auf ... und denke
Den stillen Tönen nach ...

Sie betasten meine Seele
Liebkosend, scheu und mild —
Es kommt in werbender Schöne
Zu mir dein liebes Bild ...

Das ist eine alte Geschichte —
Man sieht's auf den ersten Blick:
Ein lyrischer Dichter wird immer
Das Opfer diskreter Musik ...

Sie flockt so krauses Getändel,
Sie plaudert entzückendes Zeug —
Sie stöbert aus Seelengründen
Vergeßner Gefühle Gesträuch!

Auch mich hat sie ergriffen ...
Tiefinnerstes aufgewühlt —
Wie sehr ich dich doch liebe:
Das habe ich da erst gefühlt!

Nun schweigen die stillen Töne,
Und alles hat sich erfüllt —
Und in unendlicher Schöne
Schau' ich dein liebes Bild ...

Deutsche Blätter. 1889.

Frieden.

Ich flüchte aus dem Marktgedränge,
Das mich zu Tod hat müd gemacht,
In deine traumumlaubten Gänge,

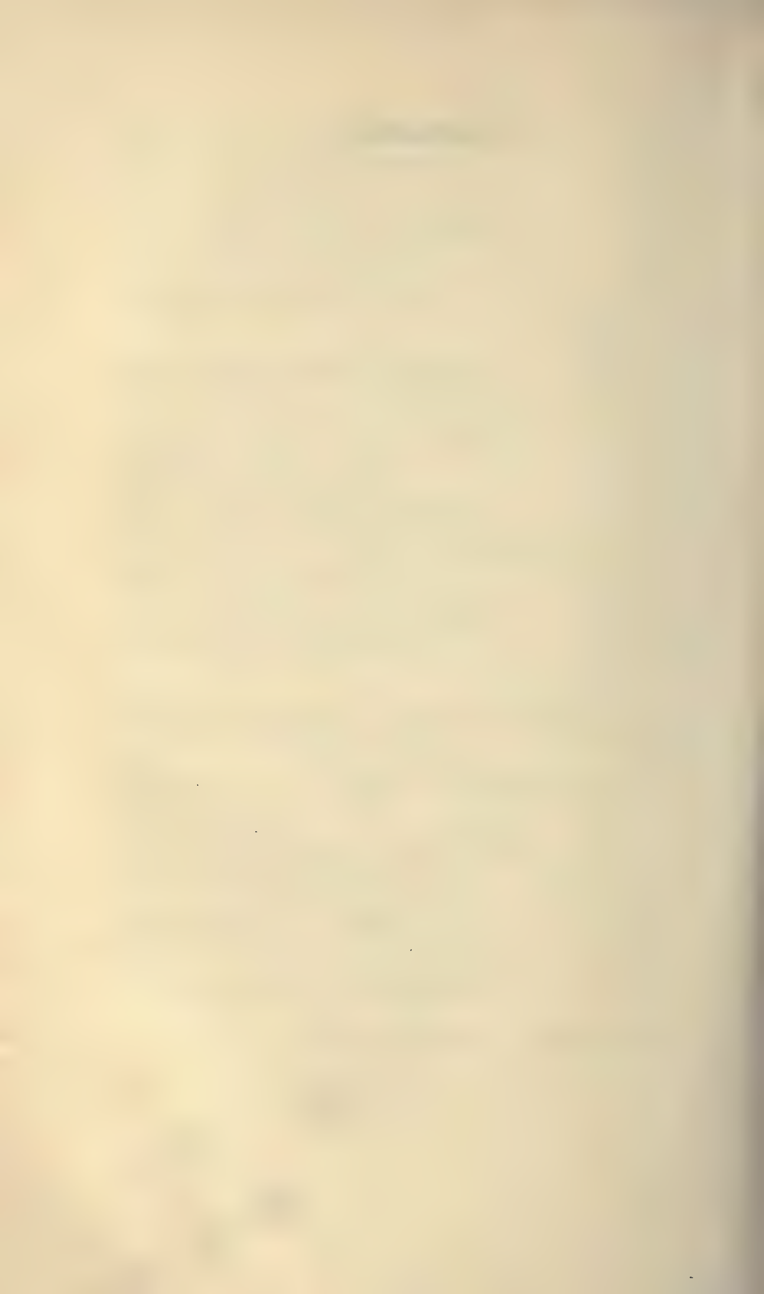
In deine süße dunkle Enge,
O schattenscheue stille Nacht!
Das Trostgeschmiege deiner Schleier
Deck um dies angstverzehrte Herz,
Daß es in deiner Segensfeier
Vergesse seinen letzten Schmerz!

Es stand der Horizont in Gluten,
Nun stirbt der Feuer Brandgeloh!
Das letzte Weh will sacht verbluten —
Ich höre sie vorüberfluten
Die S i e g e, denen ich entfloh!
Du ziehst mich auf dein Balsamlager,
Geliebte Sterngebärerin,
Und es erlischt dem müden Klager
Die letzte seiner Phantasien .....

Nun ward ich ganz, so ganz dein eigen,
Und jede Unrast ist gebannt —
Dein großes, dein gewalt'ges Schweigen,
Vor dem sich alle Stürme neigen,
Trug mich in meiner Sehnsucht Land ...
Ein unbegreiflich süß Ermatten
Löst meines Leibes Gliederhaft —
Vorüber huscht der letzte Schatten,
Und es verströmt die letzte Kraft ...

Moderne Dichtung. 1. Januar 1890.

Aphorismen



Herbes und Derbes.

Glossen in Reimen und Prosa.

Guter Rat.

Was heute gering und bedeutungslos,
Erscheint dir wohl morgen machtvoll und groß!
Drum sammle jedes — das Große wie Kleine,
Und zu harmonischem Bilde es eine!

Noch einer!

Ans Alte, Hergebrachte schließ dich an —
Das halte fest mit allem deinem Trachten —
Dann gehst du fest und fahrlos deine Bahn,
Und darfst die Welt, die Zeit und — dich verachten!

Die Seele des Poeten gleicht dem Löschblatt: sie saugt jeden Eindruck mit erweitertem Perimeter auf.

Es gibt Naturen, und zwar nicht wenige, welche nur in den Verhältnissen leben können, in welchen sie sich — nicht wohl fühlen!

Empfehlenswertes Motto für eine Gedicht-Sammlung.

Schnell fertig war der Dichter mit dem Reim —
Und nun, mein liebes Publikum, nun gehe auf den
— Leim! —

Es gibt nichts Trivialeres, als eine Trivialität zu zitieren.

Der Dichter hat das Recht, seine Freunde abzuzeichnen. Dabei darf er — und muß er meistenteils mehr in sich hineinlegen, als gewöhnlich in ihnen steckt! —

Einem Professor!

Der Großen Größe zu bekritteln:
Das dein Beruf!
Dafür behängt man dich mit tausend Titeln
Und einem Ruf!

Rezept.

Willst deine eignen Werke du
Mit deiner Kollegen Beifall zieren,
So magst du nur klüglich immerzu
Ihre Werke zitieren!

„Räsonnement und Erfindung — sie beide machen
den Dichter!"
Armer Lessing! Ach wie faßt es Herr Stümperheim
an?

Daß er Poet — wer zweifelt daran? Tut er so doch beides:
Denn nur Gefundenes tischt er räsonierend uns auf.

Es gibt viele Menschen, die ein festes Gefüge von Sätzen immer auf Lager haben, die sie bei jeder Gelegenheit im Munde führen: Mundsätze! Meist, weil ihnen die Grundsätze fehlen!

Ein Dialog.

Sie: „Du glaubst nicht an Gott?"
Er: „Nein!"
Sie: „Warum nicht?"
Er: „Weil der Glaube an ihn so ungeheuer nahe liegt."

Deutsche Roman-Zeitung Nr. 40. 1884.

Gedanken über Geistesfreiheit.

Der in sich festgewordene, voll durchgereifte, zur wahren Geistesfreiheit gelangte Charakter braucht durchaus nicht mehr ein eigentlicher Kämpfer zu sein. Ist er künstlerisch schaffend, so wird er kraft der Allmacht einer gewaltigen Künstlerkraft aus sich heraus schaffen müssen und dann wird er allerdings Kämpfer sein, da folgerichtig und notwendig sein aus einer freien Gedankenwelt herausgeborenes Produkt mit den unfreien Geistern der Menge in Kon-

trast stehen muß! Ist er *nicht* Künstler, dann wird er sich in alles finden und bedarf keiner äußeren Reiz- und Betäubungsmittel! Am meisten und heftigsten wird der streiten, der noch auf dem *Wege* zur wahren Freiheit ist! Auch hier trennen sich wieder zwei Gruppen: der reifende Künstlergeist wird allmählich immer mehr zu sich zurückkommen und sich bei sich anbauen, um, nachdem er *in* sich unverlierbaren Untergrund gefunden, wie oben gesagt, sich wieder als freischaffender Künstler (γενόμενος renatus) nach *außen* zu betätigen; der reifende *Kämpfer*geist, der *nicht* ausgesprochen künstlerisch veranlagt, wird um so heißer für seine Werte streiten wollen, je mehr ihn das Leben mit leidenden Genossen zusammenbringt! Je tiefer er in Mitleidenschaft bei der Schuld- und Sühnekomödie des Lebens gezogen wird!

Das Wesen der wahren Geistesfreiheit läßt sich nicht mit drei Worten definieren. Doch lassen sich wohl als Hauptfaktoren hinstellen: das klare, aus unparteiischer Selbstprüfung, durch energische Selbstarbeit gewonnene *Bewußtsein des eigenen Wertes*; eine deutliche, unbeirrte, *durchschauende* Einsicht in die Dinge, in die Relativität der Beziehungen; eine felsenfeste Ueberzeugung von der *Würde* und dem *Werte natürlicher Menschenrechte*; eine gewisse *historische* Philosophie, eine auf pessimi-

stisch-positivistischer Grundlage aufgebaute Weltanschauung, die das natürliche, naturbedingte Maß der logisch notwendigen Umbildung ohne Scheu — sina ira et studio — an die Erscheinungen des Lebens legt!

Die Signatur unserer Zeit ist Schwachheit, Feigheit und gemein brutale Ueberlistung! Es ist schwer, sich unter ihrem vergiftenden Einflusse zum Charakter auszubilden! Und doch muß dieser Prozeß im individuellen Leben durchgemacht und zum Abschluß gebracht werden! Aber ehe ihr nicht das Bewußtsein der errungenen inneren Freiheit besitzt, laßt das Schwert in der Scheide stecken — ihr werdet weder echte Künstler noch ziel- und pfadkundige Streiter sein! Nur dem Manne gehört der Sieg — die Narren schmücken sich mit Orden und Verdienstmedaillen, den Zeugen der inneren Lücke! Des inneren Manko, wie es jeder Sklave hat!

Die wahre Geistesfreiheit individualisiert — ja! — und das ist ihr größter Segen! Aus einem Kampfe wird sie herausgeboren — ein steter Kampf wird ihre Erhaltung sein, da sie nicht ihrem innersten Wesen nach Starrheit ist, sondern lebendig flutende Weltumfassung, produktives Weltbürgertum — hinaushebend über alle Schranken der Konventionalität, eines beengten

Patriotismus, eines lächerlich einfältigen traditionellen Sittenkoder! Hast du nicht in dir natürliches Gesetz und ein von dem Wesen der Dinge abstrahiertes sittliches Bewußtsein, bist und bleibst du ein Sklave, ohne Widerrede! Wir dürfen deshalb kein eigentliches auf ein bestimmtes politisch — sozial — wissenschaftlich — künstlerisch — philosophisches Fundament gestütztes Evangelium predigen wollen, sondern müssen als obersten und ersten Grundsatz nur die Notwendigkeit der individuellen Regeneration betonen, die allein zur Beteiligung am Genuß der edelsten Güter befähigt und berechtigt! Solange wir an Vorurteilen und Lügen bewußt festhalten, ist innere Freiheit und ein durch diese bedingtes, nach der individuellen Natur gefärbtes Wirken und Schaffen unmöglich und unser Leben auch weiter nichts als eine Konzession an die herrschende dominatio der Sklaverei, deren Ketten zu brechen unsere vornehmlichste Aufgabe sein muß!

Ungedruckt und unvollendet. Aus dem Buche des „Bundes der Lebendigen“ vom 30. Januar 1884.

Gedanken über Kunst, Künstler, Künstlertum.

I.

Der Künstler — der echte, wahre Künstler, der kann und schafft, weil er muß, braucht kein sogenannter „Charakter“ zu sein. Im Gegenteil!

Gerade das stete Korrespondieren seiner äußeren Betätigung mit den Aeußerungen seiner Künstler-Psyche — im Verhältnis von Wirkung und Ursache! — macht ihn und muß ihn oft menschlich recht unvollkommen machen und wenn auch nicht immer gerade charakterschwach, so doch oft gleichgültig solchen Verhältnissen gegenüber, bei denen die persönliche Beziehung zu ihnen ganz von dem Stärkegrade des Willens, der Kraft des Charakters, des Intellektes abhängt.

II.

Ein großer Dichter braucht keine große Persönlichkeit zu sein. Er kann es sein. Aber die Erziehung zu einer großen Persönlichkeit tötet oder vermindert oft die angeborenen Keime künstlerischer Betätigung in ihren ursprünglichen Krafttrieben sehr. Und vor allem die Erziehung zu einem sogenannten öffentlichen Charakter.

III.

Das Wesen des Künstlertums ist schlechterdings ein Problem. Jedes Problem steht, solange es nicht gelöst ist, über dem Ignoranten. So wird auch der Künstler, das personifizierte Problem, stets über dem Ignoranten stehen, d. h. in diesem Falle über der Menge als solcher, die hier die Majorität im Kultus des Bewußten repräsentiert.

IV.

Als Staatsbürger hat der Künstler kaum eine extraordinäre Stellung — vom demokratischen Gesichtspunkte geurteilt! — zu beanspruchen. Wohl aber eben als Künstler selbst! Wenn das künstlerische Fluidum nicht geschwächt, unterbunden werden soll, so muß der Künstler, vor allem im gesellschaftlichen Leben, sooft es irgend möglich, den Impulsen seiner Seele momentan zu folgen berechtigt sein — und verstößt das auch gegen die Regeln, die sich das Institut der Gesellschaft seines Bestandes halber gegeben. In den Aeußerungen der Kunst wird für alle tieferen und feineren Geister eine reiche Entschädigung gegeben sein.

V.

Je mehr ein schaffender Künstler, in seiner Neben- resp. Hauptnatur als bürgerlicher Beruf-Träger, unter dem Einflusse von Einrichtungen steht, die aus der Herdennatur der Menge resultieren, desto mehr wird sein Schaffen eine konventionelle und in gesellschaftlicher Hinsicht anerkennbare Prägung erhalten; desto mehr wird er sich von dem Wesen der reinen, ursprünglich-natürlichen und naiven Kunst losmachen. Seine Freiheit hängt nicht so sehr von dem Charakter seiner ursprünglichen Natur als vielmehr von dem Wesen der sozialen Verhältnisse

ab, insofern diese Verhältnisse bei seiner Erziehung, bei der Entwicklung seines Geistes als gut resp. schlecht wirkende Faktoren tätig gewesen sind.

VI.

Wie ein Weib, das — in einem Spezialfall — über das Wesen seiner augenblicklichen Liebe reflektiert, diese Liebe meist schon verloren oder überwunden hat, so hat auch ein Künstler, der über das Wesen des Unbewußten in seiner Kunst reflektiert, z. B. im Hinblick auf ästhetisch-ethische Prinzipien, schon zum großen Teil das Moment des Unbewußten eingebüßt und sich dem Kultus des Traditionellen ergeben. Von da bis zur Schablone ist nur ein Schritt.

Das Magazin für die Literatur des In- und Auslandes 1885.
(Niedergeschrieben Ende Oktober 1884.)



Verzeichnis der in der Biographie erwähnten Namen von Personen und Zeitschriften (Zeitungen).

(Die arabischen Ziffern bezeichnen die römisch nummerierten Seitenzahlen der Biographie).

Posen, März 1911.

Dr. Paul Ssymank.

Inhalt

Seite

Seite

Druck von Mänicke & Jahn in Rudolstadt.





